

Karl May Jahrbuch 1933

Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. K. Guenther und Dr. E. A. Schmid

16. Jahr

Radebeul bei Dresden 1933 [1935]/ Karl-May-Verlag

Inhalt

Der Karl-May-Hain in Radebeul . Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags	7
Zur Einweihung des Ehrenhains . Gedicht von Hayno Focken	17
Nochmals Klara Mays Amerika-Buch . Von Otto Eicke (Dresden)	18
Karl May zwischen Morgen und Abend . Aus Klara Mays Amerika-Buch	23
Karl May am Marterpfahl . Von Prof. Dr. Eduard Engel (Bornim bei Potsdam)	32
Old Shatterhand, der ‚Vater des Mutes‘ . Von Ingenieur Gustav Urban (Wien)	© 57
Znaš Kara Ben Nemsí? Eine Kriegserinnerung aus den serbischen Bergen. Von Landgerichtsdirektor Karl Hock (Bamberg)	76
Orangen und Datteln – unter Disteln . Von Theodor Zeiser (Augsburg)	85
Von den Gefahren, Leiden und Freuden heißer Länder . Von Dr. Konrad Guenther (Freiburg)	98
Der Auslandsdeutsche in Indien und das Karl-May-Jahrbuch . Von Theodor Baltrusch	114
Wie ich Karl-May-Redner wurde . Von Major G. Braune (Charlottenburg)	© 129
Lopez Jordan, der Napoleon Paraguays . Von Otto Schwerin (Frankfurt a. M.)	137
Die Handlungszeit des "Winnetou" . Von Fritz Maschke (Brünn) Mit kritischen Fußnoten versehen von cand. ethn. Fritz Jäger (Leipzig)	© 151
Karl May und Gabriel Ferry . Von Kurat Franz Kandolf (München)	191
Halef wider Kandolf . Ein Briefwechsel zwischen Johannes Nixdorf und Dr. E. A. Schmid	199
Des Baues Kuppel . Von Otto Eicke (Dresden)	205
Vom Klanwesen der Indianer . Von Marine-Oberzahlmeister a. D. Adalbert Stütz (Erfurt)	© 262
Karl May als Jugendschriftsteller im Wandel der Generationen . Von Dr. Aloys Fischer	281
Karl May und die Gegenwart . Von Lehrer und Schriftleiter Max Baumann (Hamburg)	© 311
Karl May in der Schule . Von Studienassessor Hans Löwe (Leipzig)	337
Bekenntnis zu Karl May . Von Oberlehrer Gottwald Brandner (Leipzig)	345
Karl Mays Volkstümlichkeit . Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt †	352
Das sittliche Ideal bei Karl May . Von Geheimrat Dr. Lorenz Krapp (Bamberg)	361
Die Scheu zu loben... Wir sollten stolz sein auf Karl May! Von Dr. Richard Jahnke (Berlin)	393
20 Jahre Karl-May-Verlag . Von Theodor Ruckdeschel (Dresden)	410
Zufall oder Fügung . Von Reichsbahninspektor Alfred Biedermann (Königshofen i. B.)	© 416
Dickens, Andersen und Karl May . Von Else Franke (München)	421
„Weihnacht!“ Von Karl Budde (Ogdan-Utah, USA.)	426
Vor 36 Jahren . Von Clemens Freiherr von der Kettenburg (Wien)	435

An eine Malerin. Gedicht von Karl May	440
Zwischen Aden und Colombo. Von Stadtkämmerer Albert Pirtsch (Schwandorf i.B.)	© 441
Winnetou geht zum Sechstagerennen. Von Harry Schreck (Berlin)	445
Wie ich Indianer wurde. Von Hermann Dengler (Radebeul)	450
Der Indianerschatz in München. Von Dr. E. A. Schmid (Radebeul)	463
Die Indianerschlacht in Stuttgart. Von Patty Frank (Radebeul)	© 469

Verzeichnis der Abbildungen

Frontispiz	Im Karl-May-Hain, Radebeul
Nach S. 16	Die Gesamtanlage des Karl-May-Hains in Radebeul.
Vor S. 17	Der Findling im Karl-May-Hain.
Nach S. 32	Der Leiter des Karl-May-Verlags übergibt den Karl-May-Hain der Stadt Radebeul.
Vor S. 33	Frau Klara May, Dr. E. A. Schmid und Dr. Kaiser im Gespräch.
Nach S. 48	Ein Weg im Karl-May-Hain.
Vor S. 49	Cottas Grab in den ‚Heiligen Hallen‘.
Nach S. 80	Klišeli. / Der ‚Turm der alten Mutter‘ in Klišeli.
Vor S. 81	Serbischer Friedhof im Hochland unweit Klišeli. / Serbisches Haus in Bačina.
Nach S.112	Einsamer Schafhirte bei Leskovica. / Alter Türke und serbisches Ehepaar.
Vor S. 113	Seitental der Morawa bei Stubao. / Ruinen einer Byzantinerfeste bei Štip.
Nach S. 144	Lopez, der Napoleon von Paraguay (1827-1870).
Vor S.145	Aus dem Karl-May-Museum: Büste von Red Cloud.
Nach S. 176	Am Daisy-Geiser. / Der ‚Alte Getreue‘.
Vor S.177	Der Yellowstone-Canyon. / Auf dem Mount Washburn.
Nach S. 208	Im Schoschonental. / Eine alte deutsche Siedlung.
Vor S. 209	Die Schafherden, der Reichtum der Siedler. / Winnetous Grab?
Nach S. 256	Eine Settlementskapelle. / Im Garten der Götter.
Vor S. 257	Der Wackelfelsen. / Zwei Häuptlinge.
Nach S. 288	Die neue Missionskirche von El Taos. / Ein Korral (El Taos).
Vor S. 289	Frauen beim Verputz der Wohnungen. / Julius Wetzler.
Nach S. 352	Begegnung mit einem Navajo. / Navajos in der Wüste von Arizona.
Vor S. 353	Der Store von Oraibi. / Die Hopisiedlung Hotevilla.
Nach S. 400	Der blinde Spinner (Hotevilla). / Beim Handel (Hotevilla).
Vor S. 401	Die Kiwa von Hotevilla. / Wetzler gräbt das Auto aus dem Wüstensand.
Nach S. 464	Buffalo Frank, ein Indianer deutscher Herkunft.
Vor S. 465	Hermann Dengler mit seinen Indianerfreunden.

[Die Bilder der Einschalttafeln wurden an passender Stelle in den Fließtext eingefügt.]

[Am Seitenende getrennte Wörter wurden auf die Anfangsseite vorgezogen.]

[Ergänzungen/Kommentare sind mit deutlich kleinerer Schrift in [] eingefügt.]

[[Lebensdaten der Autoren](#)]

Der Karl-May-Hain in Radebeul

Von Dr. E. A. Schmid

Leiter des Karl-May-Verlags

Das Jahr 1932 brachte zum Gedenken an die 90. Wiederkehr von Karl Mays Geburtstag im Februar und an die 20. Wiederkehr seines Todestags im März eine Anzahl Ehrungen für den Toten. Sie gipfelten in der Weihe des Gedächtnishains, der am 2. Juli 1932 der Stadt Radebeul übergeben wurde. Dieser Hain, dessen Anlage als ein sprechendes Sinnbild für das Leben und Streben des Volksschriftstellers May gestaltet wurde, hat seine Vorgeschichte, über die ich das Wesentlichste meinem Bericht über die eigentliche Weihe vorausschicken möchte.

Gegenüber der bekannten Villa ‚Shatterhand‘, jenem Haus in der nunmehrigen Karl-May-Straße, das der Dichter in den 90er Jahren erwarb und worin er bis zu seinem Tod im Jahr 1912 lebte und schrieb, lag ein 4200 qm großer Obstgarten. Von den Fenstern seines Arbeitszimmers und seiner Bücherei schweifte Karl Mays Blick über diese Grünfläche. Er freute sich daran, er gewann sie lieb und erwarb schließlich den Platz, ohne eine bestimmte Absicht damit zu verfolgen. So fand ich die Dinge, als ich am 1. Juli 1913 zum Leiter des damals gegründeten Karl-May-Verlags berufen wurde und aus meiner bayrischen Heimat nach Radebeul übersiedelte. Bald darauf, im Frühjahr 1914, besuchte ich die ‚Heiligen Hallen‘ von Tharandt, jenen wundervollen [8] Wald, der Cottas Grab, die Ruhestätte eines der größten deutschen Forstmänner, birgt. Kurz vor seinem Tod hatte Heinrich Cotta 1843 im Alter von 80 Jahren 80 Eichen gepflanzt, die jetzt sein Grab umgeben. An jener Stätte kam mir der Gedanke, ob man nicht aus dem bisherigen Obstgarten, der zu Karl Mays Nachlaß gehörte, eine ähnliche Erinnerungsstätte schaffen könnte¹.

Diesen Gedanken trug ich in mir jahrelang. Immer wieder wurde ich daran erinnert, wenn ich die ‚Heiligen Hallen‘ besuchte, doch erst 1921 habe ich den Plan schriftlich niedergelegt. Ich habe ihn so, wie ich ihn mir damals dachte, in allen Einzelheiten für Frau Klara May und unsere näheren Freunde aufgezeichnet. Die Antwort war begeisterte Zustimmung. Doch die Ausführung wurde durch die wirtschaftlichen Nöte der Zeit aufgehalten, und nachdem sich der Karl-May-Verlag von den Wirren der Inflation einigermaßen erholt hatte, drängten sich andersartige Unternehmungen dazwischen. Beispielsweise entstand 1926 im Park der Villa Shatterhand das Wildwest-Blockhaus, und 1928 wurde im Anschluß daran das Karl-May-Museum geschaffen.

Erst 1930 konnten deshalb Frau May und ich den Plan des Gedächtnishains, des Karl-May-Hains, aufgreifen, und im August 1930 wurde zwischen Frau May, dem Karl-May-Verlag und der Stadt Radebeul ein Vertrag geschlossen, demzufolge wir der Stadt zunächst das aus dem Nachlaß Karl Mays stammende Gelände übereigneten. Weiter wurde vereinbart, daß Frau May und der Karl-May-Verlag hier in absehbarer Zeit einen Karl-May-Hain [9] und ein Denkmal errichten sollten. Gleichzeitig wurde eine Klara-May-Stiftung zur Unterhaltung des künftigen Gedächtnishains geschaffen.

Bereits im gleichen Jahr 1930 kam ein Denkmalsauschuß zustande, an dessen Spitze die Herren Staatsminister a. D. Dr. [Friedrich] Kaiser und Hochschulprofessor Geheimrat Dr. [Robert] Bruck standen und der schon damals ein Preisausschreiben ausarbeitete, wonach die deutschen bildenden Künstler



Hier ruht
im Schatten seiner Eichen
Heinrich Cotta
geb. d. 30. Oktober 1763
gest. d. 20. Oktober 1843

80 Eichen, gepflanzt am Tage, wo achtzig der Jahre
Heinrich Cotta erreicht, kräftig an Körper und Geist;
Wachset zu mächtigen Bäumen empor, als lebendes Zeichen
Seiner Lehre und Tat, die sich so herrlich bewährt!
Den 30. Oktober 1843

Cottas Grab in den Heiligen Hallen, einem prächtigen Wald bei Tharandt in Sachsen. Aus dem Besuch dieser weisevollen Stätte erwuchs dem Leiter des Karl-May-Verlags, Dr. E. A. Schmid, der Gedanke, in ähnlicher Weise einen Karl-May-Hain in Radebeul zu schaffen.

¹ Vgl. das Bild von Cottas Grab im vorliegenden Jahrbuch!

aufgefordert wurden, Entwürfe für ein Karl-May-Denkmal einzureichen. Dieses Preisausschreiben sollte im Oktober 1931 hinausgehen, doch waren inzwischen die Wirtschaftswirren ins Land gezogen, und wir mußten uns außerstande erklären, damals und in absehbarer Zeit ein solches Denkmal zu wagen. Schweren Herzens wurde die Ausführung auf unbestimmte Zeit zurückgestellt.

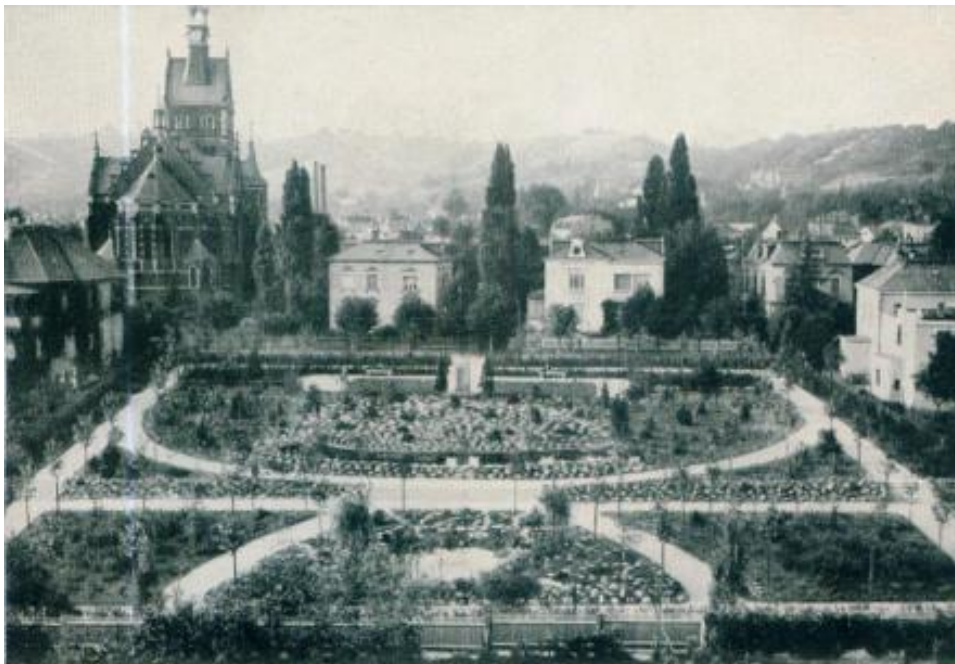
Unsere künstlerischen Berater, die Herren Hochschulprofessor Geheimrat Dr. Bruck und Prof. [Heinrich] Wedemeyer, wiesen uns aber darauf hin, daß an Stelle eines solchen Denkmals auch etwas anderes treten könne, z. B. ein Findling, ein Naturstein aus ältesten Zeiten. So haben Frau May und der Karl-May-Verlag sich schließlich im Frühjahr 1932 zu dieser Lösung entschlossen, nämlich an Stelle des unerschwinglichen Denkmals einen Findling aufzustellen und ihn mit einer gediegenen Gartenanlage zu umrahmen. Bei der Gestaltung dieses Parks wurden nun meine vorhin erwähnten allerfrühesten Gedanken mit berücksichtigt.

Ich habe den Gedächtnishain eingangs ein Sinnbild für Leben und Streben des Volksschriftstellers Karl May genannt und habe das so gemeint: **[10]** Die Anlage gliedert sich in drei Stufen, die nach Süden abfallen. Im Mittelpunkt steht der Findling, der den Namen Karl Mays trägt, aufgereckt wie eine Schwurhand, zeugend von dem Lebenswerk des Dichters, das ein Werk der Menschenliebe und eine Mahnung zum Edelmenschentum, ein Hinweis nach oben sein wollte. Unterhalb des Blocks entspringt eine kleine Quelle, die ihr Wasser in fünf Armen in ein tiefer gelegenes Becken schickt. So führt die Erzählerkunst Karl Mays den Leser durch fünf Erdteile, um zuletzt in ein Ziel zu münden. Die unterste Geländestufe sammelt dieses Wasser in einem kleinen See, in Herzform angelegt, eingebettet in Steingrotten. Das Becken gemahnt an Karl Mays Dichtertraum vom sterbenden Winnetou, der



Der Findling im Karl-May-Hain

sein Ende nahen fühlt und im Anblick des dunklen Bergwassers bei Helldorf-Settlement zu Old Shatterhand spricht: „Dieser See ist wie mein Herz.“ [GW9, 423] So ist das Streben Karl Mays in diesem Hain versinnbildlicht. Auf sein Leben aber, das mit siebzig Jahren zu Ende ging, weisen siebzig Platanen hin, die die stattliche Anlage nebst zahlreichem anderen Baum-, Busch- und Blumenschmuck im Viereck umrahmen.



Die Gesamtanlage des Karl-May-Hains in Radebeul

Die Weihe dieses Gedächtnishains am 2. Juli 1932 vollzog sich schlicht und erhehend. Außer der Einwohnerschaft von Radebeul und vielen Freunden und Verehrern Karl Mays nahmen noch zahlreiche Ehrengäste daran teil, so die Herren Staatsminister a. D. Dr. Kaiser, Oberregierungsrat Dr. [Egon Albert] Groß, Prof. Selmar Werner, der Schöpfer des Denkmals über der Karl-May-Gruff auf dem Radebeuler Friedhof, Bürgermeister [Richard] Knauth, Stadtverordnetenvorsteher Dr. Thoenes und noch [11] andre Herren des Denkmalsausschusses, ferner Amtshauptmann Dr. [Ernst] Venus, der amerikanische Generalkonsul T. [Titus] A. [Arminius] Haeblerle, Dresden, viele Vertreter der Kunst, des Schrifttums und der Presse, der heimischen Reichs-, Staats- und Stadtbehörden, der Kirche und der Schulen sowie der Stadt Hohenstein-Ernstthal, des Geburtsortes Karl Mays. Inmitten der Gäste verfolgte Frau Klara May, die Witwe des Dichters, den Verlauf des Weiheaktes.



Nachdem der Schulchor des Realgymnasiums der Löbnitz mit dem Gesang „Holder Friede, süße Eintracht ...“ aus [Andreas Jakob] Rombergs Vertonung der ‚Glocke‘ die Feier eingeleitet hatte, begrüßte ich im Namen Frau Mays die Festversammlung und sprach in dem oben ausgeführten Sinn über die Entstehungsgeschichte des Gedächtnishains. Hierauf ergriff der Schöpfer der Gartenanlage Walther Sasse das Wort und gab es weiter an eine Schülerin der Schillerschule zu einem Vorspruch, verfaßt von Johannes Nixdorf, Breslau:

Des Menschen Arbeit bringt zum frohen Licht,
 was lange war in Dunkelheit verborgen.
 Sein Geist und Wille ists, der Bahn sich bricht.
 Das einst Verkannte ist heut Ziel, das morgen
 vielleicht schon neue Ruhmeskränze flicht.
 Des Dichters Werk lebt und besiegt die Sorgen.
 Strebender Findling, wo stammst du her,
 kommst du vom Süden oder vom Meer?
 Oder bist du vom Sternenzelt
 Bote aus einer lichterem Welt?

Wir sehnen aus der Unrast dieser Zeit
 Uns gerne nach der Stille leiser Stunden.
 Wir wissen, Freunde: Schnell verklingt das Leid,
 wenn wir mit unsern Dichtern uns verbunden,
 und unsre Seele strahlt voll Heiterkeit –
 wir haben zu uns selbst zurückgefunden.
 Nagendes Sinnbild beharrender Kraft,

[12]

schweigende Ruhe, die Werte schafft:
Aufschau zu Gott, Mut, inneres Glück
läßt deine Deutung in uns zurück.

Wir alle finden irgendwann das Ziel,
zur Heimat wird uns, wo wir uns entfalten.
Früh oder später muß des Lebens Spiel
die Nebel scheuchen, die sich um uns ballten.
So wars auch hier. Nun rühmt mit Recht man viel
den Mann, den Kämpfer und den lieben Alten.

Findling, du trutziger Fels im Hain,
präg es dem fragenden Wanderer ein:
Karl May hat hier verweilend erdacht,
was unzähligen Lesern Freude gebracht!

Vom Denkmalsausschuß sprach sodann Staatsminister a. D. Dr. [Friedrich] Kaiser, der Wesen und Werk des Volksschriftstellers Karl May besonders würdigte. Er führte folgendes aus:

Der Ausschuß zur Schaffung eines Karl-May-Denkmal hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die von Frau Klara May und dem Karl-May-Verlag zur Verfügung zu stellenden Mittel dazu zu verwenden, um in einem Denkmal auch die äußere Erscheinung Karl Mays der Nachwelt sinnvoll zu erhalten. Als Vorsitzender dieses Denkmalsausschusses, dessen Tätigkeit mit heute beendet ist, gestatten Sie mir einige kurze Worte zu der Lösung, die hier gefunden worden ist.

Es ist nicht das erstemal, gnädige Frau, daß ich mit dem Karl-May-Kreis in Berührung komme. Es ist schon vorhin erwähnt worden, daß die Karl-May-Stiftung von dem Volksbildungsministerium verwaltet wird, das ich ja eine Zeitlang zu führen die Ehre gehabt hatte, und in dieser meiner Eigenschaft habe ich bereits erfahren, welch reicher Segen von dieser Stiftung ausgegangen ist, die den Namen Karl Mays trägt und die er selbst in den Zeiten, als er noch nicht über so große Mittel verfügen konnte, aus reiner Menschlichkeit unterstützte, und die Sie [13] nach Deutschlands Zusammenbruch in so großzügiger Weise wieder aufgefüllt haben, so daß bereits manchem Schriftsteller, Redakteur und Journalisten in Deutschland über trübe Zeiten hinweggeholfen werden konnte. Schon diese Stiftung ist ein Denkmal, das Karl May sich gesetzt und das Sie ihm gesetzt haben. Ein anderes Denkmal, das brauche ich in diesem Kreise nicht näher auszuführen, und wirklich das schönste Denkmal sind seine Schriften, und das ist dasjenige Denkmal, das noch auf ewige Zeiten im Volk bestehen bleibt. Und deshalb entstand die Frage: War es nötig, daß man plante, noch ein weiteres Denkmal zu schaffen, das man ihm auch noch nach außen hin sichtbar setzt? Nötig, das wird man sagen können, ist es natürlich nicht, aber schön wäre es gewesen, schon einmal deswegen, weil es für die Erkenntnis der Bedeutung eines Mannes nicht ohne Wesentlichkeit und Wert ist, wenn man ihn auch in seiner äußeren Gestalt sieht. Es wäre aber auch schön gewesen, wenn dieses Denkmal hätte geschaffen werden können aus dem einfachen Gefühl der Dankbarkeit heraus, das weite Kreise diesem großen Volksschriftsteller gegenüber empfinden und empfinden müssen. Und nicht zuletzt hätten wir uns alle gefreut, wenn dies geschehen wäre als ein Zeichen der Gerechtigkeit, die man dem Lebenden so oft vorenthielt, und die man ihm jetzt, nach seinem Tode, auch durch äußere Zeichen zuteil werden lassen möchte.



Im Karl-May-Hain, Radebeul
Blick über das obere Wasserbecken zur 'Villa Schatterhand'

Nun ist dieses Denkmal nicht zustande gekommen, sondern es ist ein einfacher Stein, der heute der Öffentlichkeit übergeben wird, aber wir sind überzeugt, daß auch dieser Stein seinen Zweck erfüllt, das Andenken Karl Mays lebendig zu erhalten. Voraussetzung dafür ist natürlich, daß das Denkmal Karl Mays auch ohne diesen Stein lebendig in uns bleibt. Und daß das der Fall ist, glaube ich auf Grund der Beliebtheit seiner Schriften mit vollem Herzen bejahen zu können. Sein Werk ist es, was May uns so wert gemacht hat, nicht nur der Jugend allein, sondern dem Volk, der breiten Masse und auch vielen, sehr vielen Höhergebildeten. Ich glaube, wir können sagen, es geht durch unsere komplizierte Zeit doch ein Sehnen nach Einfachheit, und Karl May hat noch nichts von der Psychoanalyse und Relativitätstheorie gewußt. Wenn er Charaktere hinsetzt, so sind sie nach scharfen Linien gezeichnet. Er ist derjenige, der die Tugend und das Laster, Gut und Böse streng voneinander trennt. Wert der Persönlichkeit und Untugend, alles das stellt sich bei ihm **[14]** scharf in Licht und Schatten. In ganz hervorragender Weise hat er vor allem den Wert der Persönlichkeit seinen Schriften zugrunde gelegt. Bei ihm ist nur derjenige vollwertig, der eine Persönlichkeit, ein Mann ist, der etwas kann. Er setzt sich dadurch sehr stark in Gegensatz zu unserer gegenwärtigen Zeit, wo doch im allgemeinen die Masse zu herrschen beginnt und die Persönlichkeit mehr oder weniger in den Hintergrund tritt. Er zeigt uns, wer wirklich eine Persönlichkeit ist und wer etwas kann, und das ist es doch auch, was unserm Volk angeboren ist und wozu wir uns als Deutsche, davon bin ich überzeugt, immer mehr und mehr bekennen werden: daß wir wieder auf das wahre Können des Deutschen Wert legen.

Und damit komme ich zu dem Wesentlichen seiner Werke. Alles das, was sie sagen, kennzeichnet den deutschen Menschen. Das ist dasjenige, was wir immer wieder in seinen Schriften beobachten, denn er war ein deutscher Mensch. Und das ist das Große an ihm, daß er mit vollem Herzen an seinem Vaterland, an seinem Volk gehangen hat. Den Zusammenbruch dieses von ihm geliebten Deutschlands, wie wir ihn erlebt haben, hat er nicht mehr erfahren. Wir alle hoffen, daß die Zeit nicht mehr fern ist, da Deutschland wieder aufersteht. Und ich denke, wenn die Not dieser Zeit vorbei ist, wird sich auch einmal die Gelegenheit finden, hier an dieser Stätte das Denkmal Karl Mays zu errichten, das – und das ist unser aller Wunsch – auf ein glücklicheres Deutschland herabblicken möchte.



Damit war der Augenblick gekommen, in dem ich die fertige Anlage im Namen von Frau Klara May und des Karl-May-Verlags der Stadt Radebeul und somit der öffentlichen Benutzung übergeben konnte. Die Stadtgemeinde übernahm den Hain in Eigentum, Obhut und Pflege, indem als letzter Redner Bürgermeister [Richard] Knauth zu der Festversammlung sprach. Auch seine Ausführungen seien hier im Wortlaut wiedergegeben:

Der heutige Tag bildet einen gewissen Abschluß der Ehrung unsres früheren langjährigen Mitbürgers Karl May, die von dem Verwalter des literarischen Nachlasses, dem Karl-May- **[15]** Verlag, und der Stadtgemeinde Radebeul in Aussicht genommen war. Die Bedeutung eines Menschen für Gegenwart und Zukunft wird meistens erst nach dem Ableben erkannt. So ist es auch bei unserm Karl May gewesen, der so außerordentlich viele Anfeindungen erdulden mußte, der aber doch an seinem Lebensende noch Freuden durch Anerkennung seiner Werke fand und noch kurz vor seinem Tod Triumphe feiern konnte. Die Streitaxt ist längst begraben, das Gute hat gesiegt; Karl May ist Sieger

geblieben. Seine Arbeiten sind auch hohem sichtbaren Erfolg zugeführt worden, und in seinem Sinn, im Sinn dieses schaffensfreudigen Menschen, wird der Erfolg verwendet, um Gutes zu tun, woran er immer besondere Freude hatte.

Karl May lebt fort in seinen Werken und in dem, was seine Freunde für ihn schufen. Diese ganze Umgebung hier ist erfüllt von dem Erfolg seines arbeitsreichen Lebens. Hier ist ganz in seinem Sinn das Wildwest-Blockhaus entstanden. Das Karl-May-Museum mit seiner hervorragenden nordamerikanischen Indianer-Sammlung wurde dem Blockhaus angegliedert. Karl Mays Wohn-, Arbeits- und Sterbehäuser, die Villa Shatterhand, ist ein Museum für sich. Die Stadtgemeinde Radebeul hat die hier vorüberführende Straße zu Ehren ihres berühmten Bürgers aus Anlaß seines 90jährigen Geburtstages und 20jährigen Sterbetages durch einmütigen Beschluß ‚Karl-May-Straße‘ benannt und damit eine nach außen hin erkennbare und bei unsrer Bürgerschaft mit aufrichtiger Freude aufgenommene Ehrung vollzogen. Diese Ehrung wird jetzt fortgesetzt durch die Errichtung des ‚Karl-May-Hains‘ mit einem schlichten Findling als wirkungsvollem Gedenkstein, der den Namen des Geehrten trägt. Die Herstellung dieses Hains ist begründet in einem Vertrag, der vor zwei Jahren zwischen dem Karl-May-Verlag, Frau Klara May und der Stadtgemeinde abgeschlossen wurde. Nach diesem Vertrag verpflichtet sich der Karl-May-Verlag, den Hain und darin ein Karl-May-Denkmal zu errichten. Das Denkmal soll ein bleibendes Zeichen an der Stätte des Wirkens des verstorbenen Schriftstellers Karl May sein. Hain und Denkmal sollen nach der Übernahme durch die Stadtgemeinde eine öffentliche Anlage darstellen, die dem Schutz und der Pflege der Stadtverwaltung unterliegt. Die Kosten der Unterhaltung werden

gedeckt aus den Erträgen einer ansehnlichen Stiftung, die den Namen ‚Klara-May-Stiftung‘ trägt. Der Grund und Boden [16] von über 4000 Quadratmeter wurde der Stadtgemeinde von Frau Klara May unentgeltlich übereignet. In überraschend kurzer Zeit ist aus dem einstigen Obstgarten eine hervorragende gärtnerische Anlage entstanden, die als eine weitere Sehenswürdigkeit von Radebeul bewertet werden muß.



Ein Weg im Karl-May-Hain

Bevor ich die Anlage und den Gedenkstein übernehme, ist es mir eine angenehme Pflicht, hiermit in aller Öffentlichkeit Ihnen, hochverehrte Frau Klara May, und Herrn Dr. Schmid als Direktor des Karl-May-Verlags herzlichst zu danken für das wertvolle Geschenk, das Sie der Bevölkerung von Radebeul und der Lößnitz gemacht haben, womit Sie auch der Stadtgemeinde Radebeul ermöglichen, ihrem Karl May eine weitere, verdiente Ehrung angedeihen zu lassen. Ich möchte aber auch nicht unterlassen, allen namens der Stadtgemeinde herzlichst zu danken, die der Einladung zur heutigen Weihefeier gefolgt sind, und insbesondere denen, die zu ihrem Gelingen beigetragen haben.

Und so übernehme ich denn hiermit Hain und Denkstein in Obhut und Pflege der Stadt Radebeul und übergebe diese schöne Anlage der Öffentlichkeit mit dem Wunsch, daß diese Stätte sein möge immerdar ein Zeichen der Verehrung und Hochachtung, die wir unserm Karl May entgegenbringen. Möge diese Anlage unsrer Bevölkerung sein eine Stätte der Freude an der Natur, eine Stätte der Erholung und eine Stätte stillen Gedenkens an den, dem sie geweiht ist!

Mit einem Gesang des Realgymnasialchores klang die Feier aus. Rasch verwehtes Menschenwort vermochte den Toten nur eine kurze Stunde zu ehren. Dauern kundet von seinem Leben und Streben nun neben dem Werk auch der Findling inmitten des Ehrenhains, kundet zugleich vom liebenden, anerkennenden Gedenken der Nachwelt.

Zur Einweihung des Ehrenhains

am 2. Juli 1932

Von Hayno F o c k e n

Aus jedem Buch, das deinen Namen trägt,
das Herz der Jugend dir entgegenschlägt.
Was du ihr gabst, ward restlos wieder dein,
du zogst dafür ins Herz der Jugend ein,
aus dem dich Afterweisheit nie vertreibt.
Was du der Jugend schenktest, lebt und bleibt,
solange noch mit heißen Knabenwangen
um deine Helden junge Seelen bangen,
solange noch Romantik sie umwebt
und noch ein Jungenherz für Helden lebt.
Solang der Wind der Bäume Wipfel füllt,
und diese Quelle aus der Erde quillt,
lebst du, noch sichrer als in Erz und Stein,
im Herz der Jugend, deinem Ehrenhain.

Nochmals Klara Mays Amerika-Buch

Von Otto Eicke

Wir haben im Jahrgang 1932 von dem Buch Frau Klara Mays ‚Mit Karl May durch Amerika‘ berichtet, soweit es als Nachrichtenquelle über das Leben des großen Erzählers in Betracht kommt. Hier nun, im zweiten Teil des Aufsatzes – nicht der Buchbesprechung, denn das soll diese Plauderei nicht sein – mag die kleine Schrift gewertet werden als liebevolle Rückschau des Kameraden auf das Werk Karl Mays.

Dazu ist einleitend gesagt, daß Klara Mays Reiseweg von New York den Hudson aufwärts nach Albany ging, dann westwärts über Buffalo nach Chicago, weiter über den Mississippi und den Missouri ins Felsengebirge zum Nationalpark, der im Kraftwagen durchstreift wurde. Hierauf bog die Richtung nach Süden ab den Schoschonenfluß entlang ins Gebiet der Wind-River-Berge, östlich dann nach Denver und abermals südöstlich bis Santa Fé am Rio Grande. Das nächste Ziel lag weit im Westen, die Küste des Stillen Ozeans, von wo die Bahn die Reisende mit nur zwei Fahrtunterbrechungen – Salt Lake City und die Niagarafälle – nach dem Osten, zum Ausgangspunkt der Reise, zurücktrug. Wer seinen Karl May und die Landkarte der Vereinigten Staaten von Nordamerika im Kopf hat, wird an Hand dieser **[19]** Reiselinie von selber wissen, welche Erinnerungen an die Fahrten und Abenteuer der Helden Karl Mays jeweils in den einzelnen Abschnitten des Buches heraufsteigen. Die lebendigen Schilderungen des Nationalparks machen im Leser die Ereignisse des Bandes ‚Unter Geiern‘ lebendig. Wenn die heißen Springquellen am Feuerloch-Fluß steigen, sieht unser geistiges Auge den Nigger Bob, schlammtriefend, einen Astknorren in der Faust, wie ein Gespenst unter die Sioux-Ogellallahs fahren, die soeben im Begriff stehen, den edelmütigen Wokadeh und den braven Martin Baumann vor den Augen des Bärenjägers und seiner Mitgefangenen im Schlammkrater zu versenken, während drüben auf den Höhen Old Shatterhand und Winnetou sich anschicken, als Retter und Rächer hervorzubrechen. Oder ein anderes Bild: Südlich vom Nationalpark im Gebiet der Wind-River-Berge stößt Klara May auf eine deutsche Siedlung. Mehr als fünfzig Jahre steht sie da, genau wie jenes Helldorf-Settlement, dessen Name eng verknüpft ist mit Winnetous Tod. Dabei ein Hügel mit drei Kreuzen darauf, drei schlichten Holzkreuzen, wie sie einst auf dem Grab des Apatschen errichtet wurden. Im Anblick dieser Siedlung, dieser Kreuze, einer kleinen Kapelle unweit davon, deren Glocke das Abendgebet läutet, spricht aus dem Reisebrief die verstehende Gefährtin Karl Mays: „Wir haben nichts gefragt und nichts geforscht. – Traumland? Aber das beirrt uns nicht, denn wir wollen ja nichts anderes als träumen – träumen.“ Wie da andächtige Wunschiebe um die Erhaltung unschätzbaren Traumbesitzes **[20]** mit dem Gefühl der Verpflichtung zur Wahrhaftigkeit streitet! Toter Dichter, hier lebt ein Hauch deines Geistes fort, glücklich gespiegelt, wie er in Millionen deiner Leser fortlebt, die sich ihren Winnetou nicht wegbeweisen lassen! Dann wieder am Rio Pecos erwacht Band I des ‚Winnetou‘. Intschutschuna tritt mit seinem Sohn und Klekih-petra ins Lager der weißen Landvermesser. Rattlers tückische Kugel fordert noch einmal ihr Opfer. Noch einmal kämpft Old Shatterhand mit ‚Blitzmesser‘ um das Leben der gefangenen Apatschen. Und der kleine Sam Hawkens kichert sein listiges ‚Hihihihii!‘, wenn ich mich nicht irre. Ein andermal sind es wieder die Gestalten und Ereignisse aus dem ‚Ölprinzen‘, oder die Erlebnisse mit Harry in New Venango, die Klara May sozusagen am Weg auffrischt. Es mag genug sein der Beispiele für diese Art Belebung und Bereicherung seiner Karl-May-Welt, die sich der Leser aus dem ‚Reisebrief‘ holen kann. Es ist da auf knappem Raum auch von andern Gesichtspunkten aus noch manches zu sagen.

Man mag zu Karl Mays Versicherung aus Alterstagen, er habe in seinen Werken von Anfang an immer nur Gleichnisse mit tieferem Sinn aufbauen wollen, stehen wie man will, soviel muß man zugeben: der Erzähler wollte schon am Beginn seines Werkes mehr sein als ein bloßer Unterhalter. Er wollte belehren, erziehen, veredelnd wirken. Und auch diesen Ton im Zusammenklang seines Schaffens greift Klara May auf, wo sie Erinnerungen an das Werk ihres Mannes weckt. Was sie von Seite 69 des Buches an auf einer kurzen **[21]** Strecke darstellt, vermittelt ein lebendiges Bild von der Entwicklung und der geistigen Eigenart der roten Rasse und beweist, daß der Indianer durchaus nicht kurzerhand als ‚Wilder‘ abzutun ist. Man hat Karl May vorgeworfen, er habe den Indianer im allgemeinen und besonders seinen Winnetou verzeichnet, habe mehr das Wunschbild eines farbigen Edelmenschen als den echten Sohn der Prärien und Felsengebirge gemalt, und hat sich dabei auf Cooper berufen. In Klara Mays Reisebericht findet man bestätigt und durch das Zeugnis eines Fachmannes, des Präsidenten Prof. Dr. James A. Branegan, Philadelphia, belegt, daß

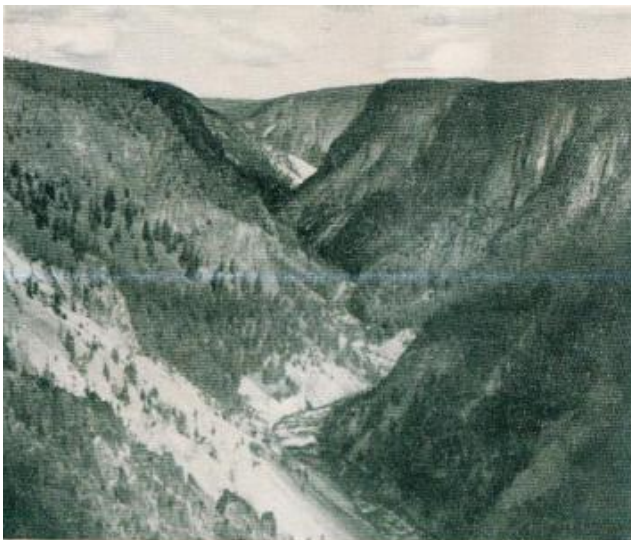
Karl May recht hat, recht vor allem mit seiner Behauptung: Der Indianer ist erst durch den Weißen das geworden, was er am Schluß seiner Entwicklung war, der heimatlos streifende Feind aller andern Geschöpfe. Auch eine Ehrenrettung der roten Medizinmänner findet sich in diesen Seiten, so daß man Karl May verstehen lernt, der in ‚Winnetous Erben‘ seinen Tatellah-Satah als makellose Lichtgestalt formt. Ja sogar die kühnen Zukunftsträume Karl Mays von einer volklichen Neugeburt des Indianers in anderer, lebensfähiger Form, die Karl May in ‚Winnetous Erben‘ spinnt und die dort als Grundton und Ausklang des ganzen Buches gelten können, glaubt Klara May auf Grund eigener Beobachtungen in den Bereich der Wirklichkeit rücken zu dürfen. Sie führt dafür einen Aufsatz der Wiener ‚Neuen Freien Presse‘ ins Treffen und spricht von dem ‚weißen Winnetou‘, dem neu sich formenden Vertreter des amerikanischen Volkstums, in dem sich [22] in weißer Hautfarbe der rote Mann wieder verkörpert. Da ihre Beobachtungen mit den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung übereinstimmen, wie sie in Band ‚Ich‘, S. 524 der 12. Auflage, wiedergegeben sind, darf man auch hier von einer glücklichen Hand sprechen, die zur Feder griff, um Karl Mays Werk aus der Erinnerung heraus zu beleben, zu stützen und zu ergänzen, nachdem der Fuß andächtig die Bahn seiner Spuren gewandelt ist.



Am Daisy-Geiser



Der ‚Alte Getreue‘



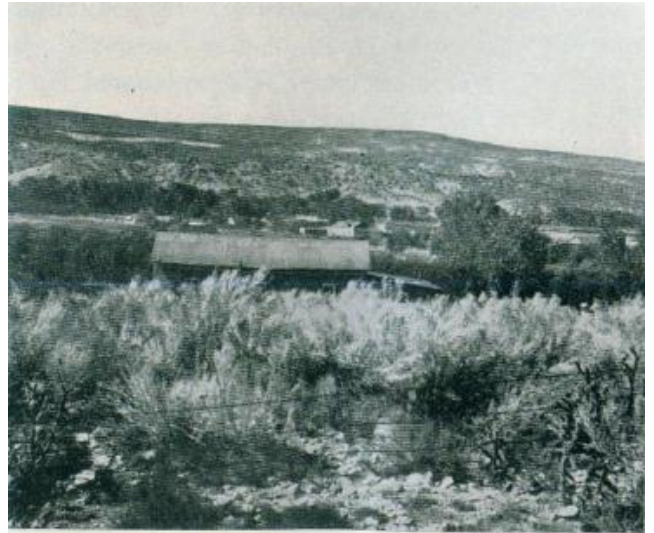
Der Yellowstone-Canyon



Auf dem Mount Washburn



Im Schoschonental



Eine alte deutsche Siedlung



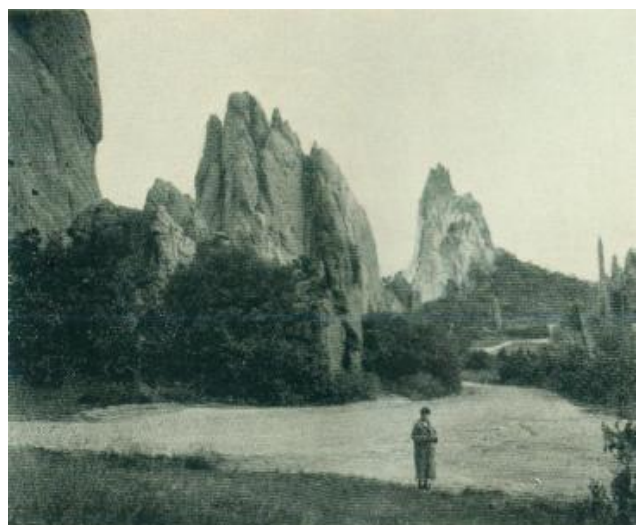
Die Schafferden, der Reichtum der Siedler



Winnetous Grab?



Eine Settlementskapelle



Im Garten der Götter



Der Wadelfelsen



Zwei Häuptlinge und eine Häuptlingsjauav



Die neue Missionkirche im Indianerdorf El Taos



Ein Korrall (El Taos)



Frauen beim Verputz der Wohnungen (El Taos)



Julius Wepler



Begegnung mit einem Navajo



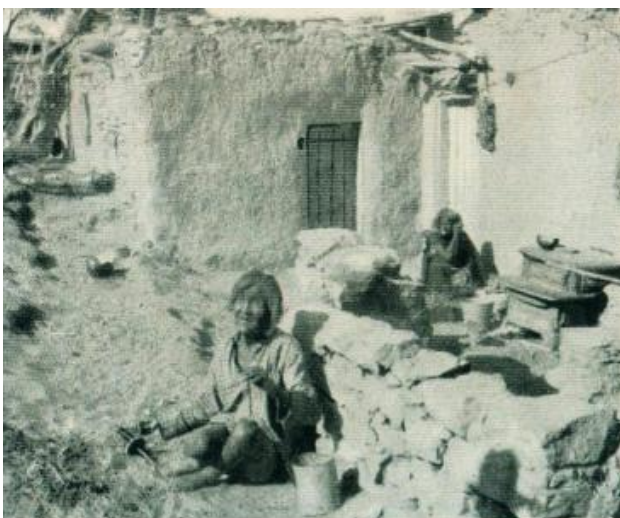
Navajos in der Wüste von Arizona



Der Store von Draibi



Die Hopfiesiedlung Hotevilla



Der blinde Spinner (Hotevilla)



Beim Handel (Hotevilla)



Die Riva von Hotevilla



Weßler gräbt das Auto aus dem Wüsten sand

Karl May zwischen Morgen und Abend

Aus Klara Mays Amerika-Buch

Sein Traumleben

Während uns der Zug rasch nach Norden führt, werden so manche Erinnerungen an früher und an Karl May wach. Wir fuhren damals auf einem der bequemen Hudsonsdampfer bis Albany. Karl May liebte die Stille, und Stille war über den Reisetag gebreitet. Wir hatten einen eigenen, abgeschlossenen Raum auf dem Schiff mit einem freien Ausblick auf den Strom. Eine wundervolle Einrichtung, die glauben ließ, man sei allein auf dem Schiff. Dort saß er und träumte, während er die Größe der Natur an sich vorüberziehen ließ.

In Albany blieben wir – Karl May und ich – zwei Tage. Einen davon verwannten wir zum Besuch eines Freundes im Mount Lebanon. Eine Wagenfahrt durch schöne, bewaldete Berge in tiefer Einsamkeit brachte uns zur Siedlung der Shakers. Dahin hatte sich ein Freund meines Mannes zurückgezogen – eine bewegte Lebensgeschichte fand dort ihren friedlichen Ausklang. Die Shakers sind eine Brüdergemeinde, einfach und gut und fromm. Was Karl May mit ihnen besprach – ich weiß es nicht, denn ich habe ihn nicht darum befragt. Vielleicht – wer weiß! – hätte es, wäre er noch länger am Leben geblieben, eine Rolle gespielt in seinem Fabelreich.

[24] Es gelang mir, dort ein Bild von ihm aufzunehmen, wie er inmitten eines Maishaufens sitzt, umringt von Brüdern und Schwestern der Gemeinde. Ich sage ausdrücklich ‚es gelang mir‘, denn es war gar keine so einfache Sache, Karl May zu knipsen. ‚Karl May ist maßlos eitel gewesen‘ – so wissen jene Leute zu erzählen, die meinen Mann nicht, aber auch gar nicht kannten. Wäre das auch nur zum geringsten Teil wahr, so hätte er sich nicht so sehr gegen die ‚Reklame des Photographiertwerdens‘, wie er es nannte, gestemmt. Er mußte schon in sehr guter Laune sein, wenn ich ihm eine Aufnahme seiner Person abringen konnte, und ohne mehr oder weniger Kampf kam keines der Bilder zustande.²

Von Albany fuhren wir nach Buffalo, wo wir wieder von Freunden erwartet wurden, die dann noch kurze Zeit mit uns reisten. Nun aber wollte Karl May allein sein. Wir hielten uns im Clifton-House³ an der kanadischen Seite der Niagarafälle auf. Es wurden Ausflüge unternommen, zu den Tuskarora-Indianern, zum Grab Sa-go-ye-wat-has, auch nach Toronto und den Seen, die wir indes nur flüchtig besuchten. Was bei diesen Wanderungen in Karl May vorging, weiß ich nicht. Ich war gewöhnt, still neben ihm herzuzugehen, um ihn nicht **[25]** in seinem Sinnen zu stören. War es doch ein Traumleben, worin er sich bewegte und aus dem er mit seinen Erzählungen wieder auftauchte.

Zu Hause haben wir allwöchentlich den Montag dazu benützt zu wandern. Den ganzen Tag waren wir unterwegs. Stundenlang haben wir auch dort kein Wort gesprochen. Wenn wir auf einsamen Waldpfaden gingen, hat er von Zeit zu Zeit meine Hand genommen, um das Still-Miteinandergenießen noch besonders zu empfinden. Ich habe ihn auch nie gefragt, wohin wir gehen wollten. Was hätte es bedeutet, wenn er mir Orte im Lößnitzgrund genannt hätte, oder das kleine Dorfwirtshaus, wo wir dann Einkehr hielten. Er führte, und ich ging mit. Wohindurch mag er geschritten sein? Vielleicht durch Savannen und Prärien? Vielleicht durch die Schluchten des Balkan? Oder ist er gar nicht mehr geschritten? Ist er vielleicht gar auf dem feurigen Rih weit über Steppen und Wüsten gesprengt? –

Wie er arbeitete

Vor zweiundzwanzig Jahren gab es im Yellowstone-Park noch keine bequemen Autostraßen wie heute. Damals wäre ein gründlicher Besuch nur zu Pferd möglich gewesen, während ich jetzt trotz des vorgerückten Alters die meisten Hauptsehenswürdigkeiten besuchen kann. Die Zeiten haben sich auch hier sehr geändert, und die ‚finstern und blutigen Gründe‘ sind gerade hier, an dieser ehemals gefährlichsten Ecke, sehr harmlos geworden.

Ich kann es nicht beweisen, aber ich habe das bestimmte Gefühl, daß mein Mann in dieser Gegend einmal gewesen ist. Merkwürdig, daß die eigene **[26]** Gattin nicht genauen Aufschluß darüber geben kann, nicht wahr? Aber auch nur merkwürdig für jemand, der die Eigenart meines Mannes nicht kennt. Karl May lebte ein Traumleben in seinen aus Wahrheit und Dichtung zusammengesetzten Büchern. Außerhalb dieser Bücher gab er nicht gern und auch dann nur unbestimmte Antwort auf diesbezügliche Fragen. Er trat aus der

² Daß andere Schriftsteller und Dichter hier bisweilen anders denken und handeln, ist bekannt. Man vgl. dazu Eduard Engel, ‚Ruhm‘ Jahrbuch 1929, S. 194/195. Die Herausgeber.

³ Dieses weltbekannte Anwesen, daß auch eine besondere Rolle im Bd. 33 ‚Winnetous Erben‘ spielt, brannte 1932 vollständig nieder. Die Herausgeber.

Welt, die er sich selbst geschaffen hatte, ungern heraus, auch mir gegenüber. Ich hatte das bald erkannt und lernte, mich darin zu fügen und meiner Neugier Zügel anzulegen.

So war es auch bei unsrer Reise 1908. Er hatte sich entschlossen, mich im Clifton-House zurückzulassen und für einige Wochen allein weiterzureisen. Wohin? Zu den Apatschen! Und wohin sonst? Mit Kummer bekenne ich, daß ich es nicht mehr genau weiß. Wohl hat er mir von dieser Weiterreise mehrfach geschrieben und auch viel erzählt, aber alles das verwob sich später mit seinen Wunschträumen, die in seinem Roman ‚Winnetous Erben‘ Ausdruck fanden, und es ging mir schließlich wie ihm selber: ich wußte Wirklichkeit und Phantasie nicht mehr genügend zu trennen. [Welch wahres Wort!!!]

Schon als Dr. E. A. Schmid im Jahr 1916, also vier Jahre nach dem Heimgang meines Mannes, den Anhang zu Band ‚Ich‘ und damit die Weltreisen zusammenstellte, versagte meine Erinnerung vielfach und wir mußten bestehende Lücken mühevoll mit Hilfe von Reisepässen, Quarantänescheinen, Postkarten, Briefstempeln usw. ergänzen.

Zu meiner Entlastung weise ich darauf hin, daß ich ja gar nicht damit rechnen konnte, später einmal genaue literarische und geographische Angaben machen [27] zu müssen, denn es handelte sich ja um Karl Mays ureigenste Erlebnisse. Wir alle, auch ich, hofften immer weitere Reisebeschreibungen aus seiner Feder zu erhalten.

Ebensowenig liebte er es, von dem zu sprechen, was noch nicht geschrieben war. Ja, ich habe das Empfinden, daß er oft gar nicht wußte, was er schreiben würde, und daß ihm erst beim Schreiben die Eingebung kam.⁴ Selbst mir hat er nur Fertiges vorgezeigt.

Hier mag vielleicht eine Bemerkung über die Weise seines Schaffens am Platze sein. Solange Karl May an einem Kapitel schrieb, arbeitete er Tag und Nacht ohne Unterbrechung daran. Wir haben den ganzen Tag äußerste Stille bewahrt. Oft ist er zwischendurch im Zimmer auf- und abgegangen. Oft hat er laut mit seinen Gestalten gesprochen, so daß man glauben konnte, eine ganze Versammlung sei anwesend. Es durfte niemand bei ihm sein, wenn er schrieb. Hunger und Durst schien er dabei nicht zu kennen. Nur des Nachts ging er allein in die Küche, um sich ‚Kaffee-Hämmeln‘ zu bereiten. Das bedeutete, daß er in einen dünnen Kaffee ohne Milch und Zucker trockenes Brot hineinschnitt. Das war eine bei den armen Webern seiner Heimatstadt Hohenstein-Ernstthal beliebte Mahlzeit. Diese Nahrung der Armut, die er in seiner Jugendzeit wohl nur zu oft genossen hatte, war ihm lieb bis ins hohe Alter.

Wenn er aber ein Kapitel geschrieben hatte und die letzte Tinte noch feucht stand, suchte [28] er mich sofort auf, selbst dann, wenn ich gerade in der Küche war. Es war mir eine liebe Pflicht, die Speisen selbst zuzubereiten, da er ein ganz schlechter Esser war. Ich mußte dann alles stehn und liegen lassen, und es war jedesmal wunderschön, wenn er mir erklärte: ‚Herzle, ich bin fertig, hör zu!‘ Ich habe dann mit erlebt und mit gefühlt. Er selber stand so tief unter dem Einfluß seiner eigenen Erzählung, daß er beim Vorlesen mit gelacht und mit geweint hat. Einmal, während er am III. Band seines ‚Silbernen Löwen‘ schrieb, klagte er mir händeringend: ‚Ich bringe es nicht übers Herz, meinen Hadschi Halef sterben zu lassen, es geht über meine Kraft. Ich habe den kleinen Burschen zu lieb, ist er doch ein Teil meines eigenen Ich.‘

Wie er starb

Karl May stand aber nicht nur beim Schreiben im Bann seiner Eingebungen. Ich denke dabei an seinen letzten Vortrag, acht Tage vor seinem Tod, am 22. März 1912 in Wien gehalten, über das Thema: ‚Empor ins Reich der Edelmenschen!‘⁵ Nur wenige Anhaltspunkte hatte er dazu festgelegt, dann aber sprach er vollkommen frei in so eigenartig bannender Weise, daß man in seiner Rede seine Art zu schreiben wieder erstehn fühlte. Dieser Vortrag enthielt sein Testament an die Leser. Es umfaßte sein ganzes Erdenstreben, das Wandern von Ardistan nach Dschinnistan, das Sich-Durchringen zu einer höheren Lebensanschauung und das Sich-Emporheben aus den tiefsten Niederungen des Lebens [29] zu geistigem Höhenflug. Der ungeheure Sturm der Begeisterung nach diesem Vortrag zeigte so recht die Wirkung seiner Persönlichkeit. Dreitausend Zuhörer hatten den großen Sophiensaal bis zum letzten Platz gefüllt, und als der Vortrag beendet war, umstürmten ihn die Besucher. Die Studenten machten ihn frei, löschten das Licht aus und führten ihn durch eine Seitenpforte auf die Straße, was aber auch nicht unbemerkt geschehn konnte. Der Andrang setzte sich auf der Straße fort, und der Gefeierte stand zwei Stunden lang in einem atemraubenden Gedränge.

Am nächsten Tag hatte er die Freude, den Besuch von Mitgliedern der kaiserlichen Familie zu empfangen. Nach all den jammervollen Verfolgungen, denen er jahrelang ausgesetzt gewesen war, bedeutete dies einen

⁴ Vgl. hierzu Otto Eicke, ‚Des Baues Vollendung‘, Jahrbuch 1931. S. 309 ff.

⁵ Abgedruckt in Bd. 34 ‚Ich‘.

Höhepunkt in seinem Leben. Eine starke seelische Erschütterung war die Folge des Ganzen, die nach acht Tagen zu seinem Tode führte.

Er hatte sich bei dem Vortrag in Wien leicht erkältet und mußte nach der Heimfahrt das Haus hüten, ohne indes bettlägerig zu sein. Am Samstag, dem 30 März, fühlte er sich wieder etwas kräftiger und beauftragte mich, für die kommende Woche Zimmer im schlesischen Bad Salzbrunn zu bestellen. Aus Besorgnis hielt ich mich aber während des ganzen Tages in seiner Nähe auf, wengleich ich nicht etwa einen tödlichen Ausgang der Erkrankung vermutete.

Ich war die einzige, die zur Todesstunde an seiner Seite weilte. Da dieser Tag unser Hochzeitstag war, sprach er mancherlei mit mir über die Vergangenheit und auch über die Zukunft. Er [30] war heiter und trug sich mit neuen Plänen: ein Drama wollte er schreiben, das sein eignes Leben schildern und erst lange nach seinem Ableben an die Öffentlichkeit kommen solle. Dann werde man sein Wollen und Wirken begreifen.

Nachmittags verfiel er in ein eigenartiges waches Träumen und unterhielt sich, wie er das häufig zu tun pflegte, viel mit den Gestalten seiner Phantasie.

Um sieben Uhr abends legte er sich schlafen, setzte aber seine Selbstgespräche in einem undeutlichen Murmeln fort. Gegen acht Uhr richtete er sich plötzlich im Bett auf, sah mit leuchtenden Augen, die nichts von seiner Umgebung zu fassen schienen, in die Ferne und sagte mit klarer Stimme: ‚Sieg, großer Sieg! Ich sehe alles rosenrot!‘

Dann sank er mit unendlich freudigem, verklärtem Ausdruck zurück; sein Atem wurde schwächer, bis er nach wenigen Minuten erlosch. –

Seine Seele war so wund ...

Seitdem er heimgegangen ist, wurde mir manchmal gesagt, ich müsse doch über seine trübe Vergangenheit Bescheid wissen. Ich weiß aber weniger darüber, als die Fragesteller vermuten. Und wer sich in seine und meine Lage hineindenkt, wird das begreifen. Wohl hat er mir zeitweise mit bebender Stimme einiges erzählt, aber es war nicht mehr, als was er auch in seiner Lebensbeschreibung niederlegte. Ich vermied es, ihn zu fragen, weil ich fühlte, wie sehr er dabei litt. Wenn wir über die Bitterkeiten seines Schicksals sprachen, bekam sein Gesicht einen gequälten Ausdruck, und dann schien [31] es mir, als frage er sich selbst, ob denn diese schrecklichen Erlebnisse wirklich wahr seien, oder ob es sich nicht nur um einen unheimlichen Traum handle, der eine andre, schönere Wirklichkeit umnebele.

Seine Seele war so wund, daß er es offensichtlich nicht fertig brachte, vor einem Zuhörer, und wenn es auch die eigne Frau war, innerlich noch einmal zu erleben, was er als Jüngling vor mehr als 40 Jahren gefehlt und gebüßt hatte. Darüber zu schreiben, fiel ihm, dem Schriftsteller, verhältnismäßig leichter, wengleich natürlich auch seine Bekenntnisse in tiefem Weh und maßlosem Gram verfaßt wurden. Oft standen Tränen in seinen Augen, wenn er einen Abschnitt seines Buches ‚Ich‘ vollendet hatte.

Wer da, bevorzugt durch Geburt oder Erziehung oder beides, den Bekennermut als eine ganz besondere Tugend anpreist, würde es vielleicht in gleicher Lebenslage an der Betätigung dieser Tugend sehr mangeln lassen.

Aber der gütige Gott hatte dem armen Dulder eine kostbare Gabe verliehen: die Leuchtkraft seiner Phantasie, die ihn befähigte, sich in Wunschträume zu flüchten und die graue und grausame Vergangenheit abzustreifen. Ganz bestimmt hat er selber vieles davon überhaupt nicht mehr gewußt und mußte sich, falls er dazu gezwungen war, mit Mühe in einem Labyrinth von Schein und Wirklichkeit zurechtfinden.

Karl May am Marterpfahl

Von Prof. Dr. Eduard Engel

Eine, oder doch meine, letzte Abrechnung in der Frage des menschlichen und schriftstellerischen Schicksals des von unzähligen Lesern bewunderten, verehrten, geliebten, von einigen Menschen verfolgten, geschmähten, gemarterten Erzählers, dem, seit einem halben Jahrhundert umstritten, jetzt endlich an seiner Stelle in der Literaturgeschichte Deutschlands sein fester Platz angewiesen wird: der eines Volksunterhalters und Volksbelehrers ganz eigener Art.

Die letzte Abrechnung mit Feinden, die alle gleich ihm im Grabe ruhn; die letzte auch mit Angreifern, die bis in unsre Tage ohne jede Berechtigung aus eigener Leistung überhebungs-voll zu Gericht saßen über Wert oder Unwert eines Volksschriftstellers, über den der zuständigste Richter sein abschließendes Urteil längst gesprochen hatte: das lesende Volk, seine Alten und Jungen, seine Männer und Frauen, seine Hohen, Mittleren und Niedern.

Ich werde keinen der unbarmherzigen Peiniger Karl Mays beim Namen nennen. Mit Ausnahme eines einzigen sind die Namen schon vergessen, in ewige Nacht getaucht, und auch der einzige, der einst weithin bekannt war [Ferdinand Avenarius], versinkt dem nachgeborenen Geschlecht. Was ist Zeitungs- und Zeitschriftenberühmtheit? Da erscheint ein Blatt, ein Heft; darin steht von einem großmächtigen Schreiber des Tages ein Aufsatz ‚über‘, und da der große Mann ‚über‘ schreibt, so dünkt er sich selbst hochüber. Der Deutsche [33] Sprachgebrauch mit ‚über‘ verführt zum Hochmut; in den meisten andern Sprachen schreibt man nicht ‚über‘, sondern ‚von‘ oder ‚drumherum‘. Und nun prangt der Aufsatz für einen Tag in der Weltzeitung und – liegt morgen unterm Herd oder – auf dem Müll. Und von der Zeitschrift erscheint das nächste Heft, und das alte ist vergessen. Das geht so Monate, Jahre hindurch, und immer höher schwillt dem Über-Schreiber der Kamm; bis er dann eines Tages aufhört, ‚über‘ und überhaupt zu schreiben, weil er nicht mehr schreiben kann, oder weil nichts von ihm mehr gedruckt wird, oder gar weil er tot ist. Und dann ist er sehr tot, ganz tot; aber der, über den er geschrieben, lebt, und wenn er auch gestorben, so ist er noch lange nicht tot; im Gegenteil – so mancher beginnt erst nach dem Tode sein volles Leben!

So ist's mit Karl May gegangen, und die meisten meiner Leser, besonders die unter vierzig, würden große Augen machen, wenn ich die Namen der Gewaltner der öffentlichen Meinung von dazumal hier aufreichte. O wie waren, oder dünkten sie sich, dazumal, berühmt, und wie überlegen hätten sie gelächelt, wenn man, ich z. B., ihnen gesagt hätte: Über ein Weilchen wird man euren Namen nicht kennen, nie wieder nennen, denn siehe, es kommt ein neuer Pharao, der Joseph nicht kannte; es wächst ein neues Lesergeschlecht herauf, das ganz andre Berühmtheiten zu kennen gezwungen ist, weil sie seine Zeitgenossen sind, und die Berühmtheiten zweier Menschengeschlechter sind zuviel für die Bewunderungsfähigkeit des menschlichen Geistes.

*

[34] Karl Mays Ruhmesschicksal hat nicht seinesgleichen. Zahlreich sind die Fälle, in denen lang andauernde Berühmtheiten nach dem unerschütterlichen Gesetz der seelischen Ermüdung verblassen, erlöschen, verschwinden. [Franz Seraphicus] Grillparzer hat irrtümlich solches Los selbst zu erleiden geglaubt und die ergreifenden Verse darüber gedichtet:

Was je den Menschen schwergefallen ...

(Im April 1826.)

Was je den Menschen schwergefallen,
Eins ist das Bitterste von allen:
Vermissten, was schon unser war,
Den Kranz verlieren aus dem Haar;
Nachdem man sterben sich gesehen,
Mit seiner eignen Leiche gehen.

Oder ein plötzliches Ereignis, eine schwere Verfehlung hat einen scheinbar festgegründeten Ruhm auf einen Schlag vernichtet –: man denke an das entsetzliche Verhängnis, dem Oskar Wilde zum Opfer fiel. Karl Mays Schicksal ist von anderer Art, und obwohl zwischen zwei Seelentrüerspielen kein abwägendes

Vergleichen möglich oder zulässig ist, darf doch gesagt werden: Karl Mays Höllenpein am Marterpfahl, am Pranger, aufgerichtet angesichts eines ganzen Volkes, muß entsetzlicher gewesen sein als der Schmerz Derer, die ihren Kranz vom Haupte fallen fühlten.

Was jener ruhmumrauschte gealterte Mann gelitten, wer kann es nachfühlen? Seht ihn mit eures Geistes Augen dastehn, gefesselt an den Pfahl der marternden Schande! Er kann die Fesseln nicht zerbrechen, nicht lockern, denn die Folterer verstehen sich auf ihr ehrloses Gewerbe. Bäumt der Gefesselte [35] sich auf, rüttelt er an seinen Ketten und Schrauben, so werden sie fester angezogen: ein neuer Schandaufsatz, ein neues Verleumdungsheft ist im Umsehn geschrieben, gedruckt, losgelassen. Nein, der Unglückselige kann sich vom Marterpfahl nicht befreien, er muß aushalten, muß sich verleumden, beschimpfen, begehren lassen, – kein Gesetz der Deutschen Staatsordnung schützt ihn vor der seelischen Folter und der Vernichtung seines Namens bei der Leserwelt.

Man versuche wenigstens, sich vorzustellen und nachzufühlen, worin die Marter bestand. Ganz kann das keinem gelingen, denn keiner hat ähnliches erduldet; aber versucht muß es werden. Ein reifer, ein alternder Mann steht vor seinem Volke, von einer gewaltigen für ihn begeisterten, ihn bewundernden, verehrenden Leserschar. Nach dem Inhalt, nach dessen Beseelung und Ausdrucksform ist dieser Erzähler ein edeldenkender Mensch, der nur das Gute erstrebt, das Böse bekämpft. Er ist seinen Lesern, zumal den jungen, der Führer zu abgeklärter Sittlichkeit. Scharf unterscheidet er sich durch seine Abkehr von der erfolgreichen Beschönigung der Sinnlichkeit, der Vorliebe für Liebesgeschichten, überhaupt für weibliche Helden oder Nebenhelden – von dem größten Teil der zeitgenössischen Romandichtung. Ohne merkbare Absicht schließt er das Weibliche, soweit es Reizmittel der Teilnahme werden könnte, nahezu ganz aus seiner Erfindung und Darstellung aus.

Karl Mays Erzählungskunst hat es fertiggebracht, Alt und Jung leidenschaftlich zu fesseln. Seine Leser verehren – anders als im Geistesverkehr mit andern Dichtern – nicht nur den Schriftsteller, [36] sondern auch, ja fast mehr, den Mann Karl May, den edlen Weltwanderer Kara Ben Nemsî. Von des Erzählers Vergangenheit wissen die Leser nichts, sie kümmern sich nicht darum. Von Karl May steht in den Zeitungen nichts zu lesen, denn er gehört zu keinem großstädtischen Klüngel, vertritt keine Strömung, Richtung, keinen ‚-ismus‘. Die literarischen Zeitschriften betrachten ihn als gar nicht zur berufsmäßigen Literatur gehörig, ihre erhabenen Herausgeber haben ihn nie gelesen. Sie wissen wohl, etwa aus dem Buchhändler-Börsenblatt oder aus gelegentlichen Äußerungen von Knaben in bekannten Familien, daß die Jugend für Karl May schwärmt; wissen auch, daß die Auflagen seiner Erzählungen schneller aufeinander folgen als die der Ganzgroßen der augenblicklichen Gegenwart; aber was ist ihnen die literarische und menschliche Erscheinung Karl Mays? Nichts. Die Hochmögenden dachten und sprachen hochnäsîg, von keiner Kenntnis gehemmt: Hintertreppenliteratur. Das war Unsinn, aber es war ein Wort, bei dem glaubte man sich etwas, und zwar das Richtige, denken zu können. Einer der Grundzüge alles literarischen Betriebes in Deutschland, die Schachtelsucht, kam zur Geltung: für jeden Deutschen Schriftsteller klafft ein offenes Fach und harrt, ihn zu verschlingen. Die Deutsche Literaturgeschichte ist überwiegend – mich auszunehmen, ist mein beweisbares Recht – eine ungeheure Schiebladenanstalt. Vielleicht verstehen mich manche Leser besser, wenn ich in fremden Zungen rede und sage: eine Registratur, eine Kartothek. Wer in Deutschland Bücher schreibt, bekommt sein Schiefach mit einem Zettel daran: Romantiker, Neuromantiker, Realist, [37] Idealist, Naturalist, Erotiker, Dekadent usw., – aber jedenfalls eine Aufschrift in fremden Zungen. Karl May war in das Fach Hintertreppenliteratur gestopft worden und mußte sich's gefallen lassen. Er ließ sich alles gefallen, denn der literarische Betrieb der Andern, der Hochmögenden, kümmerte ihn nicht: er hatte einen eignen Leserkreis, keinen schlechten, und der genügte ihm. Er hatte seines Lebens Ziel erreicht: ein Volksschriftsteller hatte er werden wollen, und der war er geworden weit hinaus über Hoffen und Erstreben.

*

Und da geschah's! Der Riesenerfolg dieses Außenseiters hatte den Neid eines Mannes vom Bau erzeugt und zu wütendem Verfolgungswahn aufgestachelt. Jawohl Neid, kein edler Beweggrund, kein Antrieb aus den Gefilden der ‚Ausdruckskultur‘. Neid auf einen überwältigenden, greifbaren, in klingenden Zahlen sich aufdrängenden Erfolg. Dagegen mußte eingeschritten werden; einer der ‚*Praeceptores Germaniae*‘, deren es in jedem Deutschen Zeitalter einige oder einen beherrschenden gibt, mußte das geistige Unglück beschwören, das aus dem Erfolge eines solchen Mitbewerbers um die Gunst der Leser, besonders der Bücherkäufer entstehen könnte, ja schon entstanden war.

Zuerst wurde der Kampf mit geistigen Waffen versucht: mit den Schlagwörtern der ‚Ästhetik‘, deren erlauchtester Vertreter der große Mann mit der Ausdruckkultur nach seiner Überzeugung war und einer gläubigen Gemeinde zu sein dünkte. Manchen modischen Erzähler hatte er unbehelligt gelassen, weil er es sonst mit andern Klüngeln oder Gemeinden zu **[38]** tun bekommen hätte. Aber Karl May gehörte zu keinem literarischen Klüngel, der stand einsam da in der Literaturwelt, wohl gar außerhalb der Literatur, den durfte man angreifen, der gebot über keine Zeitung und keine Zeitschrift für seine besondere Ausdruckkultur, der war – das wußte der Hochmögende – schutzlos. Also los gegen ihn mit geschwollenen ästhetischen Beweisen, warum Karl May keinen Erfolg hätte haben dürfen.

Dieser ganze Feldzug in einer damals sehr verbreiteten Zeitschrift war wirkungslos, denn es handelte sich um zwei völlig verschiedene Leserkreise: die Leser Karl Mays lasen die geschwollene Zeitschrift nicht, und die Leser der Zeitschrift lasen nichts von Karl May; oder die doch etwas von ihm gelesen, regten sich über die Angriff des Mannes mit der Ausdruckkultur nicht auf. Kurz – dieser ästhetische Feldzug war verloren, und Karl Mays Erfolg unerschüttert.

*

Ein Zufall kam dem neidvollen Verfolger zu Hilfe: ein unbekannter Tagesschreiber erfuhr auf der Welle Klatsch des Weltrundfunks, der da heißt üble Nachrede und falsches Zeugnis gegen den Nebenmenschen, daß der so überaus erfolgreiche Karl May einst vor Jahren, vor Jahrzehnten, in seinen Jünglings- und Jungmannsjahren mit der Strafgerechtigkeit zusammengestoßen sei. Zwar hatt' er dafür grausam gebüßt, also nach Menschenrecht seine Schuld gesühnt; aber das, was sonst für edle oder nur anständige Menschen gilt: daß gesühnte Schuld getilgt ist, gilt nicht für die Vertreter der wahren, der einzigen Ästhetik und Ausdruckkultur: also der Marterpfahl **[39]** aufgerichtet, der gereifte, gealterte Dichter gepackt, geschleppt, angebunden, und nun erbarmungslos aus allen Schleudern der Anklage Schmach gegen ihn losgeschossen.

Seine Jugend wurde als Anklägerin, Zeugin, Richterin aufgerufen gegen einen Menschen, der nach Abbüßung seiner Strafe nie wieder gegen ein Gebot der Ehre, gegen ein Gesetz des Staates verstoßen hatte; dessen langes Mannesleben untadelig gewesen; der ein durchaus neuer, ein anderer Mensch geworden war, – wirklich geworden, von innen heraus, nicht zum Schein, nicht zur Täuschung. Es gibt aus Karl Mays Leben ein wahrhaft erschütterndes Wort: als ihm bei seiner Entlassung aus der Haft ein Beamter harmlos zurief: Auf Wiedersehn!, erwiderte Karl May: Nie werden Sie mich hier wiedersehen! [Aussage des Schließers Wilhelm Müller 1926, siehe „75 Jahre KMV“, S. 31 / „Karl May in Hohenstein Ernstthal“, KMV, S. 14] Und das waren keine Worte, – es war der Ausdruck einer Wandlung, wie sie nur ganz großen Seelen gelingt. Die Kirche hat einen solche Menschen heiliggesprochen: den sich durch eigne Kraft aus einem sündbefleckten Jugendleben losreißenden und läuternden Augustinus. Vor einem Menschenalter haben einige Deutsche Pharisäer den geläuterten Menschenbruder Karl May an den Pfahl gebunden und ein zweites Strafgericht vollzogen an einem Mann, der ihrer keinem je etwas zuleide getan und der büßend gelitten hatte wie wenige.

*

Denke dir's, Leser, was geschah, und fühle mit Karl May! Er wußte, daß er gefehlt hatte, und beschönigte es nicht. Oh, er hätte sich – wenn nicht rechtfertigen, so doch wirksam verteidigen können. Wie **[40]** eine stickige Wetterwolke lag der grauenvolle Schwaden seiner elenden Knaben- und Jünglingszeit fern in der schrecklichen Vergangenheit. Wenn er als Ankläger gegen die Gesellschaft, ja gegen die Rechtspflege hätte auftreten wollen! Nie hat er etwas von dem zu seiner Verteidigung angeführt, was jeder Fühlende hätte gelten lassen müssen. Nur über eine Quelle der sittlichen Verderbnis grade für die Jugend spricht er sich so ausführlich und eindringlich aus wie meines Wissens kein anderer Schriftsteller: über die schwere Gefahr der damals, um die Mitte des 19. Jahrhunderts, im Schwange befindlichen und von den Regierern geduldeten ‚Schmökern‘. Auch ich habe sie gekannt, aber sie haben mir nichts angetan, weil ich zu meinem Glück Gegenmittel in Fülle genoß. Man lese aber in Karl Mays Bekenntnisbuch ‚Ich‘ die Seiten 303 bis 308 und wäge gerecht, wieviel der Jüngling gesündigt und wieviel an ihm gesündigt worden.

Wie stände jeder von uns, meine Brüder, da, wenn gegen uns gereifte Männer und Frauen ein haßerfüllter Feind aufstünde und uns vor allem Volke schonungslos ins Gesicht schrie, was für kleine, mittlere, ja große Verstöße gegen geschriebenes und ungeschriebenes Menschengesetz wir als unreife, leichtfertige, jeder Verlockung preisgegebene junge Geschöpfe verübt haben! Wem von uns ist das je widerfahren? Und wenn einem, dann war das nicht in die schrankenlose Öffentlichkeit gedrungen, das Ärgernis war bald wieder

beseitigt worden, war längst vergessen.

Anders bei Karl May: ihm, dem Erfolgsgekrönten, dem im bürgerlichen Leben Wohlumfriedeten, dem Hochverehrten, dem Liebling einer Million **[41]** von Lesern, wurde plötzlich auf dem offenen Markte des Zeitungslebens von Schreibern, die vom Ärgernis lebten und von ärgernisliebenden Zeitungen gestützt wurden, der Vorwurf gemacht: er sei in seiner Jugend ein Verbrecher gewesen, sei also wohl jetzt auch nur ein Heuchler, ein Vorspiegler, ein Verderber der Leser, besonders der jungen. Karl May wußte, besser als irgendein Mensch, daß er seine jammervolle Jugend überwunden, einen neuen Menschen angezogen hatte. Er war nicht mehr der verwahrloste, durch schlechte Bücher, schlechte Gesellschaft, nichtswürdige Fahrtgenossen in den Schlamm des Lebens gestoßene Jüngling. Nach göttlichem, ja schon nach edelmenschlichem Recht hätte er auftrumpfen dürfen: Ich bin nicht mehr der im Elend aufgewachsene, in die Irre gestoßene Jüngling; ich habe gebüßt, was ich gefehlt, und bin ein Mann geworden, der nicht mehr für seine Jugend haftet. Er hat das leider nicht gesagt, nie mit der Wucht des Geläuterten; er hat sich gewehrt, aber mit untauglichen Mitteln. Es ist leicht, heute darüber allerlei Kluges und Scheinkluges zu sagen; ich selbst habe es in meinen ‚Menschen und Dingen‘ gesagt, allerdings nur an eine Möglichkeit denkend, die aber Karl May in seiner furchtbaren Lage nicht meistern konnte. Nein, er wand sich am Marterpfahl und litt Unsagbares.

*

Von welcher quälenden Menschenfrage reißt dieses Schicksal den Vorhang! Haftet der Mann für die Verfehlungen des Jünglings? Alle Pharisäer sagen: ja; alle Edelmenschen: nein! Vor sich selbst haftet ein **[42]** jeder, vor den Andern nicht. Goethe hat ein Menschenalter, ja ein Menschenleben hindurch sich verantwortlich gefühlt für das, was er mit 22 Jahren in Sesenheim gefehlt, und hat in immer neuen Schöpfungen Reue gezeigt und Buße geübt. Wagt jemand zu entscheiden, wessen Vergehen, Mays oder Goethes, schwerer auf der Waage der ewigen Gerechtigkeit lastet?

Die Marterer Mays, die sich vor der Öffentlichkeit selber als die Makellosen aufspielten, als die Ausbündigguten, wie Robert Burns die Selbstgerechten nennt, waren nach jedem Gebot der Menschenliebe verpflichtet, sich zu sagen: Wir werfen einem Sechzigjährigen vor, was er mit zwanzig, mit fünfundzwanzig begangen, – dürfen wir das? Das Unrecht, die Lieblosigkeit, die Grausamkeit lagen so auf offener Hand, daß es beschämend ist, wie leichtes Spiel die Marterer hatten. Keiner trat für Karl May ein, sehr lange keiner, bis endlich der tapfere Mann, den ich hier nicht zu nennen brauche, seine Lanze für den Gemarterten schwang und die geifernde Menge lehrte: eine Grenze hat Tyrannenmacht, auch die der Tyrannen der Presse, dieser Geißel der Menschheit seit dem 19. Jahrhundert.

Ein Unschuldiger wurde gemartert. Das soll endlich einmal mit allem Nachdruck in die Welt hinausgerufen werden. Ich bestreite, daß ein reifer Mann noch für die Sünden seiner Jugend verantwortlich ist. Das Leben wäre nicht zu führen, nicht zu ertragen, wenn es anders wäre. Ich lasse auf sich beruhen, wie weit die Verantwortung eines jungen Menschen mit böser Erbschaft, böserer Umwelt, gefährlichen Verführungen voll verantwortlich ist für **[43]** seine Taten und Untaten. Die heutige Strafgerechtigkeit denkt hierüber milder, menschlicher als frühere Geschlechter von Richtern. Daß aber der Mann, nun gar der geläuterte Mann, nicht mehr sittlich haftet für die Verfehlungen des Jünglings und des Jungmanns, das möchte ich als unerschütterlichen Grundsatz jeder erleuchteten Rechtspflege und Sittlichkeitsordnung gelten sehen.

Karl May war zu entsetzlich getroffen, gelähmt, um sich selbst aufzubäumen gegen seine Jugend; aber wer von uns hätte die Heldenkraft aufgebracht, die nötig war, um gegen das entfesselte Untier Presse siegreich anzugehn? Er beschränkte sich darauf, die Verleumder zu verklagen, die zu den grausam aufgewühlten wirklichen Jugendverfehlungen die schändlichsten Erfindungen, die aus der Stickluft der Lüge geschöpften Räubergeschichten gefügt hatten, und in allen Klagen dieser Art ist May Sieger geblieben. Den Verleumdern, deren Böswilligkeit offen am Tage lag, da sie keine ihrer Anklagen glaubhaft machen, geschweige beweisen konnten, wäre es in den meisten Rechtsländern sehr schlecht gegangen, in Deutschland kamen sie mit der Zahlung der Gerichtskosten davon. Es war in bodenloser Leichtfertigkeit, ohne die Spur einer Beweismöglichkeit, dem gehetzten May vorgeworfen worden, er habe ein Räuberleben geführt, Brandstiftungen begangen, und die Verleumder blieben unbestraft! In England, in Frankreich, in Nordamerika wären die Verleumder vernichtet worden.

*

[44] Die Deutsche Rechtspflege hat sich an Karl May von seiner ersten Berührung mit ihr schwer

versündigt. Sie hat ihn durch ein Fehlurteil, das geradezu als ein Verbrechen des Gerichtswesens bezeichnet werden muß, in seinem Rechtsbewußtsein verwirrt; sie trägt ihr volles Maß der Mitschuld an seinen nachfolgenden Verfehlungen. Den meisten heutigen Lesern ist Mays erster Zusammenstoß mit der Gerichtsbarkeit seines engeren Vaterlandes Sachsen unbekannt, und es muß wieder einmal wahrheitsgetreu erzählt werden. Dem jungen Volksschullehrer Karl May hatte sein Stubengenosse, ein kaufmännischer Angestellter, seine alte silberne Taschenuhr geliehen, da ein Lehrer ohne Uhr nicht unterrichten konnte, May aber zu arm war, sich eine zu kaufen. Der Stubengenosse hatte eine neue Uhr geschenkt bekommen und brauchte die alte nicht mehr. Er selbst hatte dem armen May die Benutzung der Uhr angeboten. So war das Monate hindurch unbedenklich gegangen, jedoch May betrachtete die Uhr keineswegs als sein Eigentum. Beim Eintritt der Weihnachtsferien reiste May zu seinen Eltern; er trat die Fahrt an, ohne in seine Wohnung zu gehen, sogleich von der Schule aus, ohne die Uhr dem Besitzer zurückzugeben. Täglich hatte er sie bei sich getragen, nie hatte ihm sein Stubengenosse ein Wort über die Uhr gesagt, immer hatte sich's von selbst verstanden, daß May sie leihweise benutzen durfte. Daß er sie nicht vor der Abreise zurückgab, verriet bei der ganzen Sachlage keine rechtswidrige Absicht. Es mußte als selbstverständlich gelten, daß Karl May, dessen Rückkehr nach Ablauf der Weihnachtsferien feststand, die Uhr zurückbringen würde. Nicht die Spur eines begründeten [45] Verdachtes, daß die Uhr entwendet werden sollte. Es steht nicht einmal fest, daß May überhaupt daran gedacht hatte, es könne ihn ein Vorwurf treffen, denn die Uhr war schon so lange leihweise in seiner Benutzung gewesen, daß er ein Recht hatte, anzunehmen, er dürfe, da er vergessen habe, sie zurückzugeben, sie ruhig bis zu seiner Rückkehr behalten. Er hatte sich vermutlich gar nichts Arges gedacht, war nicht einmal zu dem Bewußtsein gekommen, eigentlich hätte er die Uhr vorher zurückgeben sollen, – da packte ihn in seiner Vaterstadt die Polizei und überlieferte ihn als ‚Dieb‘ der Uhr dem Gericht. Der nichtsnutzige Stubengenosse hatte, trotz seiner genauen Kenntnis des harmlosen Sachverhalts, Anzeige erstattet, daß May mit der geliehenen Uhr auf und davon gegangen sei. Das Gericht verurteilte den unschuldigen Jüngling zu mehreren Wochen Gefängnis.

Ich zweifle nicht: jeder Leser wird gleich mir Karl Mays Verurteilung für ein unverzeihliches Rechtsverbrechen erklären. Ich habe die Tatsachen genau erzählt, es ist auch nie ein Widerspruch dagegen laut geworden; der Stubengenosse selbst hat nachmals sein Unrecht eingesehen und den unglücklichen May um Verzeihung gebeten. So hat es mit den Verfehlungen des armen Menschen angefangen. Einen Verteidiger konnte er sich nicht nehmen, ungründlich, ja leichtfertig wurden die Verhandlungen des Strafgerichts geführt, – daß die Verurteilung eine Menschenseele zerstören könne, kam den Richtern nicht zum Bewußtsein. Der Fall gereicht der damaligen Deutschen Rechtspflege wahrlich nicht zur Ehre.

[46] Dies wird heute von jedem, der sich mit Karl Mays Leben darstellend beschäftigt, zugegeben. An ein Wiederaufnahmeverfahren konnte der schuldlos Verurteilte nicht denken; es gab auch keinen Freund, der daran dachte, – so kam ein Unschuldiger ins Gefängnis, so die erste Strafe wegen ‚Diebstahls‘ in die Akten. Aus diesen haben sie dann nach mehr als einem Menschenalter die großartigen Ästhetiker und Kulturausdruckspfleger erschnüffelt; mit ihr haben sie den ersten Strick für ihr Opfer am Marterpfahl gedreht.

*

Jene erste Bestrafung eines Unschuldigen muß im Vordergrund jeder Betrachtung dessen stehen, was man als die Verfehlungen des jungen Karl May anführt. Aus dem Seelenzustande eines unschuldig Verurteilten und Bestraften muß alles erklärt werden, was nachmals geschah. Ich gehe nicht auf die Einzelheiten seiner späteren Verfehlungen ein, bemerke nur: irgendeine Gewalttat ist nicht darunter. Alles, was darüber berichtet wird, macht auf mich den Eindruck: dies hat ein geistig und seelisch irrer Mensch begangen. Denselben Eindruck haben Fachärzte gewonnen, und sie sprechen von einem Dämmerzustand. Ich lasse diese Urteile auf sich beruhen; es kommt auf die Art der Vergehen Karl Mays nach seiner schuldlosen ersten Gefängnisstrafe bei weitem weniger an, als gemeinhin angenommen wird. Ich habe es weit überwiegend oder ganz mit etwas anderm zu tun: mit dem Lebenswerte der Reue, der Buße, der Sühne.

*

[47] Ich erhebe Klage wegen unmenschlicher Lieblosigkeit, wegen grausamer Herzenshärte gegen jeden der Folterer des altgewordenen Karl May. Sie haben alle gewußt, daß er gefehlt und gebüßt, daß er seitdem einen lautern, einen edlen Lebenswandel geführt hatte, und trotzdem haben sie ihn an den Marterpfahl gezerrt. So, nicht anders stellt sich uns heute, nach dem Tode der meisten Verfolger Karl Mays, die Frage

der Schuld und der Sühne dar. Wenn keine zermalmende Reue, keine Edeltat, keine Umkehr Sühne sein soll, dann lasset alle Hoffnung auf höheres Menschtum fahren! Dann hat uns Goethe vergebens in einem seiner tiefsten Sprüche ermahnt:

So im Handeln, so im Sprechen

Liebevoll verkünd' es weit:

Alle irdische Gebrechen

Sühnet reine Menschlichkeit. [„Dem trefflichen Darsteller des Orest“; Widmung in „Iphigenie von Tauris“
für den Schauspieler Georg Wilhelm Krüger]

Ich habe Karl May nie gesehen, aber ich weiß von Andern, die sein späteres Leben genau gekannt haben, daß er durch reine Menschlichkeit gesühnt hat, soweit wie ein armes Menschenkind nur sühnen kann. Es hätte nicht der Pein am Marterpfahl der Anklagen, der Lügen, der Verleumdungen bedurft, um als Greis zu sühnen, was der Jungmann gefehlt hatte. Lange bevor das Verhängnis der öffentlichen Beschimpfung über ihn hereinbrach, hatte Karl May in Tagen und Nächten Gerichtstag über sich selbst gehalten. Er war beim Verlassen der Strafanstalt mit sich im klaren: das Reich der Finsternis lag hinter ihm, seine Schritte führten fortan ins Licht.

Karl May gebot nicht über die Tiefe des dichterischen Gefühls, nicht über die Kraft des Ausdrucks, die Oskar Wilde in seinem außerordentlichen Buch **[48]** der Buße ‚*De Profundis*‘ zu Diensten standen. Gelitten aber hatte May nicht weniger als der englische Dichter, der erst nach der Zerstörung seines Lebens durch die Strafe seine wahre künstlerische Höhe erstieg.

*

In den Büchern, die über Karl May geschrieben wurden, beschäftigen sich die Verfasser fast nur mit der Untersuchung der jugendlichen Verirrungen ihres Helden, mit ihrer sittlichen Wertung, ihrer seelenkundlichen Erklärung. Ich meine, nachgrade ist die Zeit gekommen, wo die Sittenforscher und die Seelenzerfaserer sich ebenso eingehend mit der Geistesverfassung seiner Peiniger beschäftigen sollten. Gewiß – ihre Schriften und Taten sind für die Literaturgeschichte nicht mehr da, sind es eigentlich nie gewesen; aber es standen ein paar einst angesehene Namen dahinter, und die Zeitgenossen stellten Karl Mays Angreifer hoch über den Angegriffenen. Ich habe schon nachgewiesen, wie gründlich die Gerechtigkeit der Zeitabfolge jenes falsche Schätzungsmaß berichtigt hat. Man denke nach: Karl May war gestorben, der Marterpfahl konnte also endlich umgestürzt und in die ekle Gerümpelkammer geworfen werden. Doch nein, selbst der Tod des Siebzigjährigen entwaffnet nicht den einen seiner Verfolger, einen um seiner Sammelgelehrsamkeit willen beinahe berühmten Mann – in Wien [Anton Bettelheim]. Er leitet für einen angesehenen Verlag ein in Lieferungen erscheinendes Werk, das in der Form von Nachrufen – ‚Nekrologen‘ – Lebensbilder bedeutender Zeitgenossen darbietet. Der Gelehrte hatte Karl May niemals für bedeutend gehalten, im Gegenteil; er **[49]** hatte also durchaus keine Veranlassung, über den erfolgreichsten Deutschen Erzähler neuerer Zeit etwas zu schreiben oder schreiben zu lassen. Kein Mensch erwartete von ihm und seinem Sammelwerk einen großen Nachruf auf Karl May, mit Lebensbild und künstlerischer Wertung. Dennoch, der tapfere Mann, der sich an den lebenden Karl May nicht herangewagt hatte, hält sich für berufen, verpflichtet, über den toten Schriftsteller zu richten. Dies übernimmt er aber nicht selbst, dazu dünkt er sich zu vornehm, sondern er dingt einen Menschen, der einen Toten übers Grab schmähen soll, und dieser Mensch führt den Auftrag aus – gegen Bezahlung. Wer ist dieser Mensch? [Alfred Kleinberg] Ein der ganzen literarischen Welt unbekannter Winkelschreiber, ohne den kleinsten Beweis für seine Befähigung zu geschichtlicher Lebensdarstellung, ohne die geringste Gabe künstlerischen Urteils. Der setzte sich zum Schreiben hin, nachdem er sich die ‚geschichtlichen Unterlagen‘ verschafft hatte: die Lügen und Verleumdungen seiner Vorgänger. Nichts wurde nachgeprüft, die tollsten Räubergeschichten köhlergläubig übernommen und abgeschrieben, und das wurde der ‚Nekrolog‘ des Lieblingserzählers von Millionen. Wiederum zeigte sich die uns zur Unehre gereichende Schutzlosigkeit Deutscher Ehre gegenüber Verleumdungen: Karl Mays schmerz erfüllte Witwe lebte, das Strafgesetz gab ihr das Recht, die Beschimpfer des Toten vor Gericht zu ziehen; aber wie selten wagt ein Hinterbliebener das in Deutschland? Unsre Gerichte lassen den Beweis der Wahrheit der Verleumdungen zu, und selbst wenn die üble Nachrede als Verleumdung wider besseres Wissen oder ohne alles Wissen erwiesen ist, **[50]** was für Strafen verhängen die Deutschen Gerichte? In mehr als einem Buch habe ich mich über diesen schmachvollen Zustand ausgesprochen.

*

Es bedurfte eines ganzen Feldzugs eines tapfern Ehrenmannes, um jenen nichtswürdigen ‚Nekrolog‘ aus den noch nicht in den Buchhandel gelangten Stücken zu entfernen. Der ehrenhafte Verleger [Walter de Gruyter] des Sammelwerkes trat mit ein in den Kampf gegen die Schmähsucht, und die Folge war, daß das ganze Unternehmen in die Brüche ging: der ‚große‘ Wiener wurde von seinem Berliner Verleger fallengelassen.

Das Lächerlichste in dem Kampfe gegen den Schriftsteller May war der Vorwurf: er habe Reiseabenteuer in Ländern geschildert, die er nie gesehen. Dies wurde nicht von ungebildeten Menschen gegen ihn geltend gemacht, sondern von sogenannten Akademikern, von Menschen, die vom hohen Roß über Erzählliteratur mitreden zu dürfen sich herausnehmen. Mays zwei Hauptfeinde haben sich nicht geschämt, diese kindische Anklage gegen ihn zu erheben. Selbst wenn er Deutschland nie verlassen hätte, wäre er gleich jedem andern Erzähler, überhaupt gleich jedem andern Dichter berechtigt gewesen, beliebige fremde Länder zu Schauplätzen seiner Romane zu machen. [Daniel] Defoe war nie aus England hinausgekommen, hatte aber, gar nicht unähnlich dem Deutschen Abenteuerdichter, in seinen zahlreichen Romanen, die sämtlich in fremden Ländern spielen, seine Phantasie frei schalten lassen, so in seinem Hauptwerk ‚Robinson‘. Defoes Schilderungen seiner Schauplätze stimmen keineswegs mit der Wirklichkeit [51] überein, die Karl Mays stimmen fast alle, – dafür kann ich selbst in einigen Fällen Zeugnis ablegen. Aber es ist ja längst urkundlich erwiesen, daß Karl May manches ferne von ihm geschilderte Land bereist hatte, Menschen und Dinge, sogar einiges von den Sprachen kannte. Ich habe die großartige Sammlung von Sprachlehren der entlegensten, unbekanntesten Zungen gesehen, die sich May, der leidenschaftliche Fremdsprachenliebhaber, im Laufe seines Lebens verschafft hat. Seine Sprachkenntnisse waren umfassender als die der meisten seiner Schmäher und Verkleinerer.

Gegen keinen andern Deutschen Dichter ist der alberne Vorwurf je erhoben worden, ungesehene Landschaften künstlerisch in ihr Werk verflochten zu haben. Nie hatte Jean Paul [Friedrich Richter] mit Augen die Borromeischen Inseln geschaut, die er so bestrickend geschildert. Goethe hat Mignons Lied ‚Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn‘ gedichtet, bevor er es betreten, schon in Weimar vor der Reise nach Italien. Und muß man an Schillers Schilderungen der Schweiz im ‚Tell‘ erinnern?

*

Wie hatten sich die Zuschauer, die Zeitungen und ihre Leser, bei dem grausigen Schauspiel des Gemarterten am Pfahl verhalten? Stumpfsinnig ist nicht das schlimmste Wort dafür. Ach, gar viele Zeitungen glauben, sie könnten nicht ohne die Aufpeitschung der bösen Triebe ihrer Leser gedeihen. Sie nennen es ‚Sensation‘, weil das Fremdwort sich so willig zur Beschönigung der Gemeinheit darbietet. Klatsch klingt zu rau, obenein ist es ‚nur‘ Deutsch. [52] Die Zeitungen druckten die Beschimpfungen gegen Karl May ungeprüft, und die Leser lasen sie. Höchst wunderbar, daß jener Verleumdungsfeldzug nicht vermochte, die Beliebtheit der Bücher, auch nicht die Verehrung für den Verfasser zu zerstören. Ein sehr sicheres Gefühl sagte den Lesern: Diese Erzählungen können von keinem Bösewicht herrühren. Sie hatten Recht: in Karl Mays sämtlichen Romanen steht keine Zeile, in den zahllosen Gesprächen seines Helden kein Wort, das unwahr, ungefühl, heuchlerisch klingt. Ich glaube, dieser unverrückbare Zug in Karl Mays Schriften ist eine der wirksamsten, lebenserhaltendsten Kräfte seines Riesenwerkes. Die Leser fühlen: dieser Schriftsteller meint, was er sagt.

*

Daß Karl May als Sieger starb, steht heute fest. Wer aus solchen Verfolgungen, solchen Martern unzerbrochen aufrecht hervorgegangen, der hatte die Feuerprobe schriftstellerischer Geltung bestanden. Aber dieser Mann war auch darin noch eine außergewöhnliche Erscheinung, daß selbst sein Tod und der unaufhaltsam steigende Erfolg seiner Bücher eine gewisse Gegnerschaft nicht entwarfnete. ‚Der Tod versöhnt‘ galt bis in diese letzten Tage hinein für Karl May nicht. Es hatten sich ästhetische Splittergerichte aufgetan, die mit selbstangemaßter Fachmannschaft sozusagen amtlich über den Wert des Mayschen Lebenswerkes endgültig entscheiden wollten. Namentlich den Schutz der jugendlichen Leser hielten sie für ihre heilige Aufgabe. Daß grade die Jugend seit mehr als einem Menschenalter selbst entschieden hatte, kam für diese Splitterrichter nicht [53] in Betracht, denn der Leser hat nicht mitzureden. Es gibt eine lustige Überlieferung aus dem 17. Jahrhundert, die sogar geschichtliche Wahrheit ist: als [Pierre] Corneilles Cid einen unzweifelhaften Erfolg errungen hatte, setzte die Französische Akademie einen Ausschuß ein, der untersuchen sollte: ob es berechtigt sei, daß der Cid allgemeinen Beifall finde, und er kam zu dem Beschluß:

es sei unberechtigt. Was an dem dauernden Erfolg des Cid von Corneille nichts geändert hat. So setzten sich einige Deutsche Ausschüsse selbstherrlich ein, um zu prüfen, ob die Beliebtheit Karl Mays bei der Leserjugend berechtigt sei, und sie verkündeten: nein, von Rechts wegen sollte die Jugend an Mays Büchern kein Gefallen finden. Dieser Splitterrichterspruch fand nur wenig Beachtung, und während ich dies schreibe, erfahre ich, daß die selbsternannten Splitterrichter ihres angemäßen Amtes entsetzt werden. Damit wird der Streit um Karl Mays Wert für die Jugend wohl für immer entschieden sein.

*

Eins ist sehr bemerkenswert grade an diesem Teil der Frage nach Mays Bedeutung als Volks-, besonders als Jugendschriftsteller: er hat die ungeheure Seelenumwälzung durch den Weltkrieg so unbestreitbar bestanden wie kein einziger Modeschriftsteller des letzten Menschenalters. Die Leser kennen meine Ansicht über den bleibenden, den ewigen Wert des Lebenswerkes Karl Mays: ich glaube nicht, daß er einer der Bleibenden im strengsten Sinne ist, wie ich das schon in meinem Buche ‚Was bleibt?‘ dargelegt habe. Darauf aber kommt es gar nicht an; ein Bleibender, [54] ein Unsterblicher zu sein, ‚bei dessen Namen sind die Zeiten aufgerufen‘, hat Karl May selber nie erstrebt und sich nie erreicht zu haben eingebildet. Indessen eine Unsterblichkeit von 50 Jahren – und so lange mindestens währt die Karl Mays jetzt schon – ist nicht zu mißachten; sie überschreitet die jedes Hochberühmten von der Zeitung Gnaden, und das zwingt uns, sehr ernsthaft nachzudenken über die Lebensbedingungen des dauernden Ruhmes⁶. In unserm Zeitalter mehr als in jedem früheren scheidet sich der Ruhm in zwei Hauptgattungen: in den durch den Zeitungslärm erzeugten und am Leben erhaltenen, – und in den aus der Leistung selbst erblühten und durch die Freude der genießenden Leser an der Leistung immer erneuten. Von Karl May haben die Zeitungen, besonders die leitenden, nie viel Rühmen gemacht; im Gegenteil, er gehörte zeitlebens und nach dem Tode zu der von der Presse mißachteten, selten genannten Literatur. Karl Mays Ruhm und Beliebtheit bei den Lesern lebten ausschließlich von der Leistung. Ein schlagender Beweis für die Ohnmacht der als allmächtig geltenden Presse in allen Dingen, die nicht für den Tag sind und nicht vom Tage abhängen. Ein überzeugendes Beispiel fällt mir ein: erinnert sich der Leser noch des ungeheuren Ruhmgetöses in der Deutschen Groß- und Kleinpresse über eines gewissen [Gustav] Meyrinks angeblichen Roman ‚Der Golem‘? Es gelang der Presse, die sich, man weiß nicht warum, für jenen Meyrink und seinen ‚Golem‘ begeistert hatte, einen sogenannten Bombenerfolg mit mehren hunderttausend Abdrucken zustande zu bringen. Ich war damals entsetzt, denn [55] ich hatte den ‚Golem‘ zu lesen versucht, war aber nicht weit in ihn eingedrungen. Alle meine Bekannten, die denselben Versuch gemacht hatten, sagten mir, daß es ihnen ergangen sei wie mir. Ein erstaunlicher Fall: alle Leser erklärten das Buch für unlesbar, aber der Absatz dauerte fort, bis – er eines Tages, fast plötzlich, aufhörte. Zum Wesen der Bombe gehört, daß sie einmal platzt, und den Bombenerfolgen, die nichts weiter sind als Bombenerfolge, geht es ebenso. Der Leser kennt ähnliche Beispiele aus den letzten zehn Jahren. Sobald nämlich die Presse ihren Tagesliebbling fallen läßt, versinkt er ins Bodenlose, und es gibt für ihn keine Wiederkehr. Und zum Wesen der Presse gehört das Fallenlassen des Wertlosen, denn die Zeitung lebt vom Neuen, und – es gibt immer von neuem Wertloses, dem das Alte weichen muß.

All dergleichen gilt nicht für die Fortdauer der Beliebtheit Karl Mays; über ihn hatte die Presse keine Macht. Merke nur darauf: erwähnt deine Zeitung überhaupt das Erzählwerk Karl Mays, und wenn ja, dann wie? Vergleiche damit das Zeitungsleben der Andern, der Hochberühmten – von dazumal! Auch von ihnen, selbst von einigen Bombenerfolgsmännern, spricht heute keine Zeitung mehr, zumal von solchen, die unter die zermalmende Walze des Deutschen Umschwunges vom März 1933 geraten sind. Aber mit dem Schweigen der Zeitung ist für sie das große Schweigen überhaupt eingetreten: ihre Werke überdauern keinen Wandel des öffentlichen Lebens. Denkt dagegen an den von der Presse und ihren Lieblingen übersehenen Karl May, der durch Krieg und Nachkrieg, Verelendung und Aufschwung [56] mit nicht geminderter Zugkraft hindurchgeschritten ist; es lohnt gar sehr, darüber nachzusinnen.

*

Jedem, der sich in das Leben Karl Mays hineinzudenken bemüht, wird sich das Empfinden aufdrängen, May habe sich stets innerlich am Marterpfahl seiner Jugendverfehlungen gefühlt. Die Schilderung seiner Haftzeit ist nicht so ergreifend wie die Oskar Wildes, aber fürwahr – leicht hat der Deutsche Dichter seine

⁶ Vgl. meine Abhandlung „Ruhm“ im Jahrbuch 1929.

Schuld nie genommen. Wohl hat er, und mit Recht, die späte Anklage nach verbüßter Strafe als eine Gemeinheit empfunden, aber er hat gegen seine unbarmherzigen Verfolger und Verleumder nie ein scharfes Wort in der Öffentlichkeit gesagt. Wie jedoch steht es mit der Sittlichkeit seiner schlimmsten Feinde? Von den zwei Führern des Feldzuges gegen Karl May wissen wir, daß sie zu der Überzeugung gebracht worden waren, in vielen Punkten die Unwahrheit gesprochen oder nachgesprochen zu haben. Nie aber hat einer den sittlichen Mut aufgebracht, der Wahrheit die Ehre zu geben und öffentlich zu bekennen, daß sie unbewiesenen Verleumdungen Glauben geschenkt und sie verbreitet hatten. Der Tag wird kommen, wo man von einer höheren literatur-geschichtlichen Warte das Wiederaufnahmeverfahren in dem Rechtshandel um Karl May abgeschlossen haben wird; die wichtigsten Beweisurkunden enthält Euchar Schmidts fernhin treffende ‚Lanze‘. Ich bin sicher, daß alsdann für die beiden Hauptschuldigen ein Pfahl aufgerichtet werden wird, dessen Aufschrift für ihr Andenken vernichtend ist. Erst dann wird die Sühne für die gegen Karl May verübten Missetaten vollzogen sein.

[(57)]

Old Shatterhand, der ‚Vater des Mutes‘

Von Ingenieur Gustav Urban

©

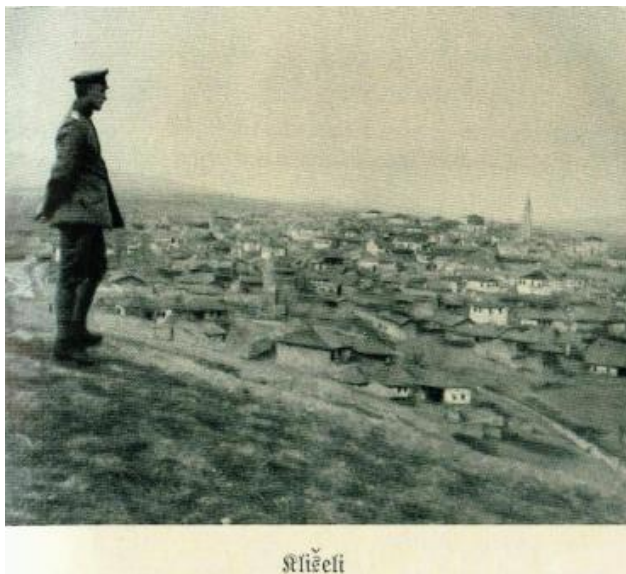
Znaš Kara Ben Nemsî?

Eine Kriegserinnerung aus den serbischen Bergen

Von Landgerichtsdirektor Karl Hock⁹

Welche Überraschung! Vor drei Wochen noch in den Dolomiten und nun in den Planinen Serbiens! Zunächst schien's ein schlechter Tausch. Aber kaum waren wir bei Bazias, von der Windsbraut der Kossova stürmisch begrüßt, über die Donau gesetzt, da packte uns eine seltsame, abenteuerliche Stimmung. Alles war so ganz anders als bisher: Wind und Wetter, Himmel und Erde, Land und Leute. Alles war ursprünglicher; man mußte zu den einfachsten Lebensformen zurückkehren, alle Errungenschaften einer überfeinerten Kultur hinter sich lassen und findig werden wie ein Wilder. Über allem, selbst über dem serbischen Dreck, lag der verklärende Zauber des Abenteuerlichen.

Zunächst empfanden wir das nicht so deutlich, es schwang mehr im Unterbewußtsein mit. Aber dann prägte es sich immer mehr aus, besonders als wir die Trümmer des serbischen Heeres durch das wilde Bergland des Ibar gen Montenegro verfolgten. Hier fielen uns zum erstenmal die sehnigen Gestalten der mohammedanischen Grenzbevölkerung auf, die sich in ihrer schmucken Tracht, mit Steinschloßflinten [77] ältesten Kalibers ausgerüstet, als Führer anboten oder auf eigene Faust der Serbenjagd nachgingen. „Wie im Karl May, die reinsten Skipetaren“, meinte Freund Adolf und traf damit den Nagel auf den Kopf. Das Rätsel war gelöst, der Bann gebrochen. Wir waren im Land unsrer Knabensehnsucht. Wer hätte es als Knabe nicht brennend gewünscht, einmal in ‚seinen‘ Spuren zu wandeln! Der Krieg, der Vater aller Dinge, erfüllte auch diesen Traum.



Mit eiliger Feldpost wurden die Bücher ‚In den Schluchten des Balkan‘ und ‚Durch das Land der Skipetaren‘ beschafft. Sie trafen gerade rechtzeitig ein, als wir bei Kumanovo die Heerstraße nach Üsküb verließen, um über das Bergland zwischen Pčinja und Bregalnica, Nebenflüssen des Vardar, die Belašica-planina zu erreichen. Denn nun hatten wir wahrhaftig klassischen Boden betreten, wie kreuzten die Spuren unseres Helden. Hier mußte ‚er‘ auf der Verfolgung des Schut, von Ostromdscha über Radovište kommend, in der Schluchthütte bei Sbiganzzy in die Hände des alten Lumpen Mübarek gefallen sein, hier hatte er auf der Hochfläche zwischen der Sletova und Klišeli den Bruder des Fleischers Tschurak, den Miriditen, mit dem Lasso überwältigt, hier in Klišeli das Abenteuer im Turm der alten Mutter mit Murad Habulam und seinen Spießgesellen bestanden und sich dann über die Kriva reka hinter den beiden Aladschy her dem Schar-dag zugewandt! Die Namen der Flüsse und Ortschaften stimmten. Warum sollte ‚er‘ nicht auch dagewesen sein! Wie früher die Lektüre der Romane, so packte uns jetzt die Wirklichkeit. „Znaš [78] Kara Ben Nemsî?“ (Kennst du den K.?), so fragten wir jeden Kümmeltürken, von dem man nach der Länge seines Bartes und

⁹ Diese Erinnerung an Kriegstage in den Schluchten des Balkans stammt aus der Feder eines ehemaligen Kompanieführers in einem bayrischen Jägerbataillon des Alpenkorps. Die Herausgeber.

der Ehrwürdigkeit seiner Erscheinung annehmen konnte, er sei ein Zeitgenossen von ‚ihm‘ gewesen. Aber die stehende Frage wurde mit einem ebenso stehenden „Neznam“ (Ich kenne ihn nicht) beantwortet. Und das eifrige Nicken des Hauptes, das diese Worte begleitete, war, wie wir aus trüben Erfahrungen schon lange wußten, nur die im Balkan übliche Bekräftigung der Verneinung.

Der erste Zweifel regte sich. Warum hatte ‚er‘, der gründliche Kenner des Orients, diese merkwürdige Sitte nicht erwähnt? Mit jedem Schritte, den wir weiter in das Land der Skipetaren machten, wuchs das Mißtrauen. Auch wir setzten gleich ‚ihm‘ bei Hochwasser über den Nebenfluß des Vardar, den ‚er‘ mit Kriva reka bezeichnet, der aber auf der Karte den Namen Pčinja trägt. Nun, das wäre ja noch zu erklären gewesen, zumal der Fluß in seinem Oberlauf tatsächlich eine Kriva reka aufnimmt. Was aber dann alles kam, schlug dem Faß den Boden aus. Die blühende Hochebene Mustafa, in der nach ‚ihm‘ der prächtige Ort Klišeli zwischen immergrünen Wäldern, reichen Obstpflanzungen und wogenden Getreidefeldern gebettet liegt, entpuppte sich als Ovče-polje, das Hammelfeld, ein ödes, unfruchtbares Hochland, auf dem nur Schafherden kärgliche Nahrung fanden. Und Klišeli war ein elendes Nest, das sein Brennholz meilenweit auf Tragtieren herbeischaffen mußte und dessen Hütten nur einen architektonischen Schmuck aufwiesen, nämlich seltsame Arabesken aus getrockneten [79] Mistfladen, auf denen noch deutlich die Handabdrücke der Künstler zu sehen waren.



Serbischer Friedhof im Hochland unweit Klišeli



Serbisches Haus in Bačina

Aber war der ragende Bau dort oben auf der Höhe nicht am Ende doch der Turm der alten Mutter? Ach nein, des Turmes Name meldet kein Lied, kein Heldenbuch! – Wieder um eine Illusion ärmer, zogen wir im knöcheltiefen Sande über die ‚gesegnete Hammelebene auf Štip zu, das, an der schäumenden Bregalnica zu Füßen einer alten Byzantinerfeste malerisch gelegen, aufs lebhafteste an ‚seiner‘ Schilderung von Ostromdscha erinnerte. Aber hier war ‚er‘ ja gar nicht gewesen.

Immer weiter führte unser Weg nach Süden, durchs Tal der Kriva Lakavica bis Leskovica, unserm letzten Quartier vor dem Einmarsch in die Belašica-planina. Hier sollte ich ihn doch noch einmal kosten, den unverfälschten Zauber der Romantik, der uns aus jenen Reisegeschichten anweht, mögen sie nun wahr oder nur die Gebilde einer kühnen schöpferischen Phantasie sein. Welkte nicht ein Veilchensträußchen in meinem Tagebuch, könnt's schier auch nur ein Traum gewesen sein. Die Blümlein schenkte mir Fatme, das kleine Türkenmädchen von Leskovica, das Lecker- und Plaudermäulchen in seinen lustigen Pluderhöschen, und spitzte dabei die kirschroten Lippen nach den ‚scheckerleme‘ (Süßigkeiten), die sie als Dank für ihre Blumen einzuheimen liebte. Nur ein weißes Blatt trennt die welken Frühlingsboten von jenen, die mir ein Jahr vorher in Angres am Fuß der Lorettohöhe die kleine blasse Henriette gegeben. Und was lag nicht alles dazwischen an Freude und Leid, Not und Tod, Bergen und Tälern, Völkern und Sprachen! Was [80] hatten wir allein von den Sprachen so ganz nebenher in uns aufgenommen: gallische Phrase, vlämische Breite, englischen Singsang, italienischen Schwall, ladinische Kehllaute, ungarisches Geknarre und slawischen Wohlklang! Jetzt war Türkisch an der Reihe.

Das war ein lustiges Lernen. Unsre Quartierwirtin, eine seelengute Türkengroßmama, beherrschte vorzüglich den ganzen Mischmasch von Sprachen, der dort zur Verständigung notwendig war. Ich las der

würdigen Alten aus meinem Metoula-Sprachführer allerhand Gespräche vor, um zu erproben, ob ich Tonfall und Klangfarbe der Sprache erfaßt hätte. Ihre Enkelkinder, Hassan, Achmet und Fatme, saßen lauschend dabei und kugelten sich vor Lachen, wenn ich mit Würde und Ernst ihre Großmutter fragte, ob sie einen hohen Seidenhut mit schmalem Rande oder einen weichen Filzhut mit breiter Krempe vorziehe (siehe Gespräch beim Hutmacher). Die aber lächelte nur gütig verzeihend auf ihrem einzigen Zahn, murmelte von Zeit zu Zeit ein „*ejj anladym*“ (Ich habe Sie recht gut verstanden) und vergaß im Eifer des Lehrens ganz darauf, ihren ‚*jaschmak*‘ (Schleier) in der richtigen Höhe zu halten. Sie wußte viel zu erzählen von alten, meist kriegerischen Zeiten und von ihren fünf Söhnen, von denen zwei, darunter auch der Vater der kleinen Fatme, von den Bulgaren erschlagen worden waren, während die Überlebenden in der Armee des Padischah dienten. Aber auf meine Frage nach Kara Ben Nemsis hatte auch sie nur ein betrübliches Kopfnicken.

Noch förderlicher waren die Sprachstudien mit der aufgeweckten Fatme. Jeden Tag brachte sie **[81]** neue Blumen und nannte dazu den türkischen Namen. Überhaupt alles, was da fleucht und krecht, verdolmetschte sie mir gewissenhaft. So lernte ich im Handumdrehen all die lieblichen Blumennamen auf *il* und *ül*, *ßümbül* (Hyazinthe), *karanfil* (Nelke) und *gül* (Rose), sowie die melodischen Vogelnamen, *güwerçin* (Taube), *caïr kuşu* (Lerche) *kyrlangyç* (Schwalbe), *kartal* (Adler) und nicht zuletzt *bülbül*, den besonders lautmalerischen Namen der Nachtigall. Mich selbst aber nannte sie, o Hohn, den „Kara Ben Nemsis Pascha.“



Einjamer Schafhirt bei Leskovica



Alter Türke und jerbisches Ehepaar

Dazu dieser Frühling mit seiner berückenden Schönheit! Sonnengoldener Krokus wimmelte auf den Bergwiesen, Mandel- und Pfirsichbäume standen in schneeiger und rosiger Pracht, in den Hecken dufteten die Veilchen und schluchzten die Nachtigallen, weiße seidene Wolken wehten wie Brautschleier über den blaßblauen Himmel, und im unendlichen Äther kreisten mächtige Seeadler. Stundenlang konnte man da auf dem Rücken liegen und träumen, besonders auf meinem ‚Schatzberge‘, wie ich den hohen Kegel hinter Leskovica, der nach der Karte Mal-oku hieß, benamst hatte, weil ich den Sinn des Wortes ‚oku‘ nicht enträtseln konnte, und weil er mich irgendwie gerade an den Berg gleichen Namens im Alpbachtal erinnerte. Dort oben bot sich dem trunkenen Auge eine einzigartige Schau. Im Westen die schneebedeckten Berghäupter, die das Vardartal bis zum zerklüfteten Schar-dag begleiten, im Norden das wohlbekannte Hochland zwischen Vardar und Bregalnica, im Osten des schluchtenreiche Gebirge beiderseits der Strumica und über die tief eingerissene Furche des Demirkapu **[82]** hinweg im Süden die im Sonnenglast zerfließenden schneeigen Höhen, die der suchenden Seele den Blick ins Land der Griechen verwehrten. Da träumt‘ ich manchen süßen Traum und vergaß Welt und Krieg. Was konnte hier der Frühling anderes als Schönes bringen, so unbeliebt er auch sonst dem Krieger als Nährboden von Offensiven sein mochte! Einen kleinen Frühlingmarsch gegen Saloniki, um das Sarraïlgesindel ‚*na voda*‘ (ins Wasser) zu werfen, wie unsre alte Türkin mit lebhaften Gesten zu sagen pflegte. Anderswo, wie da unten bei Verdun, wurde ja allerdings schon eklig gekämpft ...

Ein Auftrag zur schleunigen Erkundung des Anmarschweges nach Hudovo im Vardartal entriß mich meinen Träumen. Das bedeutete einen scharfen Ritt von etwa 60 km am Nachmittag eines kurzen Frühlingstages. Bei prächtigem Wetter trabte ich mit meinem Burschen, den serbischen Beutekarabiner umgehängt, auf meinem bergsicheren Fuchslein durch das romantische Tal. Immer näher schlossen sich die felsigen Uferhänge zusammen, sie nahmen dem kleinen Reitsteig bald jeden Raum und drängten ihn schließlich in einer wilden Schlucht ins gurgelnde Wasser. Und als wir schwimmend das andre Ufer erreicht hatten und den grasigen Hang erklimmen, da war es mir, als habe das kühle Bad die ganze Wirklichkeit weggeschwemmt.



Seitenttal der Morawa bei Stubao



Ruinen einer Byzantinerfeste bei Štip

Neugeboren betraten wir ein Märchenland, neu und fremdartig und doch so vertraut wie die Traumwelt der Kindheit. Wonnicke grüne Matten, mit den ersten Frühlingsblumen gesprenkelt, dämpften den Hufschlag der Pferde, malerische Ruinen und Wachttürme [83] zogen bildhaft vorüber, nur hier und da belebte ein einsamer Schafhirt mit seiner weidenden Herde die heroische Landschaft. Ich war nicht mehr der deutsche Kompagnieführer, ich war Kara Ben Nemesi in höchsteigener Person, und hinter mir ritt nicht mein guter Sepp, sondern Hadschi Halef mit dem langen Namen; unter mir hatte ich nicht das ruppige Russenpferdchen, sondern den Vollblutaraber Rih, und auf meinem Rücken nicht einen serbischen Karabiner, sondern den Henrystutzen. In wechselndem Trab und Galopp flogen wir durch das wundersame Tal, und die Stunden zerrannen. Die Sonne stand schon ziemlich tief, als der felsig ansteigende Pfad zum Schritt zwang. Auf der Höhe tauchte des Ziel auf. Da – war's Wirklichkeit, war's Einbildung – schwirrte uns nicht das bekannte surrende Pfeifen von Geschossen um die Ohren, dem der scharfe Doppelknall naher Abschüsse folgte! Meinem ‚Rih‘ die Sporen geben – fast hätte ich ihm auch noch das Geheimnis gesagt – und in Karriere in die Ortschaft hineinpreschen, war eins. Aber ach, kein Abenteuer, kein Schut, kein Aladschy harrete unser. Erschreckt stoben einige bulgarische Landstürmler auseinander, die sich in Ermangelung eines besseren Ziels damit belustigt hatten, auf Tauben zu schießen. Durch eine kräftige Standpauke vom Steigbügel aus eingeschüchtert, gaben sie mir gern Auskunft über alles, was sonst noch einen langen Ritt gekostet hätte. Und einer gar, ein Lehrer aus Ostromdscha, der deutsch radebrechte, erzählte mir, daß er zwar den Karl May nicht persönlich kennengelernt habe, daß aber in seiner Jugend einmal ein deutscher Reisender auf [84] einem schönen Rappen durch sein Heimatdorf geritten sei. Das war Balsam für mein wundes Herz. Beruhigt sank ich wieder in das Traumland jugendlicher Phantasie zurück, während wir in lauer Frühlingsnacht heimwärts trabten, es den Pferden überlassend, im spärlichen Sternenschimmer mit sicherem Instinkt den Weg zu finden. Und diese Stimmung hielt mich so im Bann, daß ich um ein Haar dem gestrengen Bataillonskommandeur gemeldet hätte, Karl May müsse doch in der Gegend gewesen sein.

Den erkundeten Weg sollten wir nicht mehr wandeln. Drei Tage später zogen wir nordwärts, aus den Schluchten des Balkan in jene von Verdun. Und lange noch lag mir im Ohr das süße Gezwitscher der kleinen Fatme und der mütterliche Abschiedsgruß der Alten: „Allaha ßmarladyk!“ (Gott behüte dich!)

,Orangen und Datteln' – unter Disteln

Von Theodor Zeiser

Als müdes Maschinenschreiberlein, nerven- und magenleidend, dazu ewig fröstelnd, krankte ich hochgradig an Sonnensehnsucht. Bereits als Invalid ,entwertet', zog ich trotz aller Warnungen, leichtbebündelt, an den Füßen derbe Sandalen, los nach Südfrankreich, wo ich an der herrlichen Azurküste bei La Croix Naturmenschen wußte: Kolonie Saunier neuf. Hei – da unten gefiel mir's! Im Tale Wein, die Berge bestruppt mit verwilderten Wäldern, oft weg- und steglos. Durch die Flüsse meist Furten, uralte primitive Häuser, flachgedeckt, steinbeschwert ... auf drei Dörfer mal eine Kirche, die Menschen aber gut und bescheiden.

Dort lebte ich drei Monate – ideal: Obst, Sonne, Frieden! Bei Deutschen, hochgebildeten Menschen. Freilich recht primitiv. Zentralheizung, Hotelomnibus gab's nicht, aber wir lasen Goethe, Nietzsche und ... Karl May! Manch warmes Wort galt dem Erzähler von Radebeul, und die ergreifende Schilderung des blinden Münedschi („Am Jenseits“) von der Brücke des Todes bot uns für Abende am knisternden Kamin fesselnden Stoff.

Nur rumorte damals ein böser, leider oft tagelanger Gastbesuch bei uns, der Mistral, der kalte Nordost. Bäume knicken, Dächer abdecken, damit wartete der ungute Geselle häufig genug auf.

[86] Nun mal ein Märzabend, kalt, unfreundlich. Das Feuer im Kamin erloschen, schuld daran war der Mistral. Das Haus zitterte und ächzte in allen Fugen, der Verputz bröckelte überall. Diele und Decke, Türen und Fenster knackten und klirrten, von draußen aber, unheimlich und nervenreizend, klang das Rauschen und Stöhnen der gepeitschten Baumwipfel und Sträucher herein. Noch lag über uns der Bann Karl Mays, dem wir ja alle so ehrlich huldigten, doch diese Nacht zerriß unsern netten Kreis. Leider ... ein tief orgelnder, heulender, unheimlicher Windstoß. Draußen berstendes Krachen. Wie toll tanzte unsre Petroleumlampe, ehe sie erlosch. Dann in unserm trost- und lichtlosen Raum ein dröhnender Fall und Klirren. Die sturmbebende Wand hatte das übervolle Büchergestell – Karl May war da, gottlob, gut vertreten – umgestürzt. Eine Flucht in Freie war ebenso gefährlich wie der Aufenthalt unter Dach. Wir drückten uns um den kalten Kamin und durchwachten diese Schreckensnacht – vier Deutsche, eine Miß und zwei Schwedinnen.

Der kalte Morgen aber zeigte uns, als der bösartige Nachtbesuch sozusagen ein wenig verschnaufte, in fahler Dämmerung eine grause Zerstörung. Unser roh angebauter Ziegenstall lag zerschmettert und verstreut, unter seinen Trümmern erschlagen unsere gute Milchspenderin samt den munteren Zicklein. Das Dach des Nebengebäudes war abgeblasen wie Bierschaum, während unser aus Schilf gebauter Luftbadezaun stückweise zwischen geknickten Bäumen hing und Fetzen davon in der Schlucht, sogar auf unserm Hausdach starteten!

[87] Mir aber wurde die Sache brenzlich. Ich bin kein Hasenfuß, kriegte es aber doch mit der Angst um mein leichtes Persönchen zu tun. Wohl erklärlich. Damals schien ich trotz meiner Selimslänge sicher noch leichter zu sein als der kleine Halef. Fehlte mir doch zum Schneiderminimum das Gewicht zweier Bauernbrotlaibe. Tatsache! Ich schüttelte den Staub von den Sandalen und entflochte, um über die Balearen nach Afrika, dem Land meiner Sehnsucht, zu gondeln.

Marseille. Hier, wo der Schutz der Berge fehlt, hatte der Mistral böse gehaust. Und immer noch fuhrwerkte der Wüterich in den Straßen wie toll umher. Tagelang noch. Mit dem Dampferchen ,Rey Jaimés II.' der Isleña Maritima wollte ich hinüber nach Argel (Algier), der ,Perle'! Dienstag 10 Uhr Abfahrt. Ja – hm! Schon bei grauendem Morgen arbeitete ich mich hinaus nach dem Kai Joilette, um des lieben Sturmes wegen rechtzeitig einzutreffen, bald aber wäre mein Lebensschiffchen nicht auf, sondern vor dem Meer gescheitert. Eilfertig, witternd und klügelnd, zwischen Speichern und Werkstätten, bald an die Wände gepreßt, bald mich an Laternenpfähle oder Schraubstockbänke klammernd, huschte, sprang oder flog ich dem nahen Kai zu, da erwischte mich das Unheil. Ich startete zu meiner ersten Luftfahrt, die ich nie vergessen werde. Ich mußte über eine Straßenkreuzung. Rasch, rasch! Da, schon heult es hinter, über, neben mir. Dann faßte mich wie mit Riesenfäusten – ausgerechnet jetzt, wo ich mich nirgends anklammern konnte – der heftigste aller der Atemstöße des windigen Unholds, verfieng sich in meinem Bozener und Rucksack, hob, **[88]** nein, riß mich empor und trug mich frei in der Luft ... nicht hoch, aber drei, sechs oder

zwanzig Meter weit. Ich sah und hörte nichts mehr während meines ‚Sturzfluges‘. Hilflos wie ein Stück Holz krachte ich an die Tür eines Steuerhäuschens, Hände und Kopf voran. Sie schlug nach innen auf, zum Glück für mich. Ich aber blieb betäubt zu Füßen zweier sicher recht erstaunter Beamter liegen. Sie wuschen, verbanden und labten mich armen halbwracken Fluggast mit Rotwein, Ölsardinen und guten Ratschlägen. Gebrochen hatte ich nichts, gottlob, aber grün und blau schimmerte ich tagelang – nicht nur im Gesicht.

An Bord. Dienstag 10 Uhr Abfahrt. Wir warteten, d. h. die Gesunden. Der größte Teil der Fahrgäste, viel Frauen und Kinder, litt schon im Hafen an Seekrankheit. Der Hasenfuß von Kapitän aber verschob die Reise um glatt einen Tag.

Endlich rasselten die Ankerketten, für Seekranke sicher ein gräßliches Geräusch. Tiefblauer Himmel, hoher Seegang und ständig das kalte Säuseln des Mistral. Eigenartig – für mich jedoch sehr erfreulich: Trotz meines Magenleidens blieb ich mit recht wenig Fahrgästen vom heulenden Elend gänzlich verschont. Mit meinem Steward befreundete ich mich rasch. Warum? Ei, las er doch grade ‚Orangen und Datteln‘ in französischer Ausgabe. Zudem erinnerte mich das lebhaftes Männlein so sehr an meinen lieben Halef: klein, beweglich, sieben Barthärchen rechts, sechs links, an denen er immer zerrte, solange er las oder nichts tat. Und er schwärmte ehrlich für Karl May. So ist es. Im feindlichen Ausland **[89]** greift niemand Old Shatterhand an, so wenig wie Kara Ben Nemsis¹⁰!

Am Karfreitag, dem Tag der Stille, betrat ich Mallorca, das herrliche Eiland mit seiner goldschimmernden Kathedrale, seinen Orangenhainen und ehrlichen Bewohnern. Und hier, wo es Leutchen gibt, die noch keine Lokomotive gesehen, die ihre Schemel selbst zur Kirche mitbringen, die nichts genießen, ohne vorher jedem davon anzubieten ... hier, wo jeder im Weinglas ‚Anstandsrestchen‘ läßt, wo Hausknechte und Kellner sogar manchmal das Trinkgeld ablehnen, hier, wo mir nur eines weh tat: die Tierquälerei von jung und alt! – hier verlebte ich in Stadt und Land herrliche, sorglose Wochen. Dann fuhr ich hinüber nach Algier. ‚Diamant in Smaragdfassung‘, so lobhudelt der Araber; der Franzose nennt dieses Sündenbabel freilich gleich hochtrabend ‚Filiale von Paris‘.

*

Algier. Blendendweiß – der lange Kai auf wuchtigen haushohen Schwibbogen gebaut, das Häusermeer terrassenförmig ansteigend, das Ganze eingemuldet in einen Kranz immergrüner Hügel – so liegt sie da, die Berühmte und Berühmte, schimmernd, gleißend, lockend! So freilich nur, wenn die Sonne scheint. Als ich Algier betrat, regnete es Bindfaden, trostlos sackte der Himmel. Pfui, war hier **[90]** ein Schmutz! Wohl machte der französische Stadtteil mit seinen Palästen, Arkaden und Kaffeehäusern einen vornehmen, reichen Eindruck, aber dicht daran anschließend die ‚Casbah‘ (Festung), das Gäßchengewirr der Altstadt, das eigentliche Araberviertel, schienen so schmutzig und verkommen wie seine Bewohner. Eng, winklig, krumm, steil treppauf, treppab, düstre Torbögen, unnahbar verschlossene, eisenbeschlagene Türen mit kerkerähnlichen vergitterten Fenstern, daneben wieder dumpfe Verkaufsgewölbe, zwischen Altgerümpel, Waffen, Kleidungsstücken liegen gute und schlechte Lebensmittel aufdringlich aus, Schmutz, wohin man sieht und tritt. Das war der erste, wenig anheimelnde Eindruck. Zwischendurch ertönt kreischender Lärm, drängt und schiebt sich, ernst oder lebhaft, meist aber heftig gestikulierend und in häßlich kollernden Araberlauten schimpfend, schrecklich zerlumptes, aber ewig rauchendes afrikanisches Mischvolk, verpfuschter Orient mit verlottertem französischem Einschlag. Duster sah ich alles, denn das Aprilwetter – vielleicht beeinflusst durch eine Sonnenfinsternis – war einfach abscheulich. Immer wieder aber fand ich das, was Karl May in seiner unvergleichlich glänzenden Art – oft bitter wahr und doch wieder reizend humorvoll – vom Orient erzählt, schon hier in diesem recht französierten Sündenbabel täglich und stündlich bestätigt.

In einem französischen Hotel abzusteigen, dazu brauche ich nicht nach Afrika zu gehen, das wäre auch meinem Geldbeutel nicht zuträglich gewesen. So schlüpfte ich frisch und froh in der Rue Randol, der Hauptstraße der Casbah, in einem arabischen **[91]** ‚Garni‘ unter. Hm, billig war es – ja sogar nicht mal schlecht, das Bett allerdings ohne Netz. Indes das Zimmer! Es lag nach hinten, war ganz klein und ohne Licht. Dicht unterm Fensterschlitz lagen die Altane des Nebenhauses, unten aber gluckste, glänzte und – roch es wie Altwasser.

¹⁰ Diese Äußerung ist schmerzlich und erfreulich zugleich. Sie zeigt, daß Karl May, dessen Schriften in Frankreich sogar als Buchprämien für hervorragende Schulleistungen verteilt werden, in der Tat vom Ausland bisweilen besser gewürdigt wird als von den Menschen seiner deutschen Heimat.
Die Herausgeber.

Immer einsam durchstriefte ich wochenlang Stadt und Land mit Skizzenbuch und Pinsel. Französisch sprach hier jeder ‚Bessere‘, aber meine arabischen Kraftausdrücke, die ich als eifriger Karl-May-Verehrer alle, alle kannte, ebenso meine ‚Kenntnis von Sitten und Gebräuchen‘ verschafften mir oft Ansehen. Haarsträubende Abenteuer erlebte ich nicht. Daß mir nachbarliche Buben Kotklumpen ins Zimmer warfen, oder daß ich halbe Nächte unter Vergeudung einer Unmenge übelriechender französischer Zündhölzer der Jagd nach schnellfüßigen Quälgeistern opferte, daß mir ferner die Ratten im Bett mal übers Gesicht sprangen, sogar einmal ein Käsebrötchen aus dem Rucksack zerrten, oder daß ich wiederum Zeuge einer abscheulichen nächtlichen Rauferei in der benachbarten Bar sein durfte, bei der durch die herabgeschlagene Petroleumlampe ein ansehnlicher Brand ausbrach, der mit Eimern gelöscht wurde, all das betrachte ich ja nur als wertvolle Eindrücke ‚zum Nutzen meines Volksschichtenstudiums‘.

Einmal freilich riß ich tapfer aus. Das war in einem afrikanischen Kino, einer Art Scheune mit Grasboden, die Sitze nach hinten ansteigend. Die Zuschauer gehörten, angefangen bei zarter Jugend, jeglicher Altersstufe an. Auf dem Spielplan stand: Apaches de Paris, Rinaldo, Nick Carter, also krassester Schund im Bilde. Hei – wie echt afrikanisch [92] die Leutchen kreischen, jubeln, heulen und zischen je nach Film. Dem armen Klavierhämmerer aber, der auf scheußlichem Marterholz jammervoll spielte, flogen Orangenschalen, Abfälle und Grasbüschel nur so um den Kopf. In den Pausen wird besonders das junge Volk sehr zutraulich zu mir. Der eine zupft an meiner Kette, ein anderer zieht mir das Sacktuch aus der Tasche, ein dritter, ein kleiner Frechling, sucht mir ganz unverfroren gleich die Sandalen von den Füßen zu stehlen! Da aber wallte mein germanisches Blut auf. Ich teilte mit Hand und Fuß derbe Kopfnüsse aus, die mir vor persönlichen Eingriffen endlich Ruhe verschafften.

Alt und jung huldigte aufdringlich der Bettelei. Nicht mit dem Wort Backschisch – dazu ist Algier zu sehr französisch – aber: Mösje ... Chawadscha (Herr) *un sou pour oranges* – bordahn (arab.) ... *pour gazonse* (Limonade) ... *pour glaces* (Eis) ... *pour – pour* – weiß Gott, was noch alles! Nein, nur nicht den Finger reichen. Als der Film wieder lief, opferte ich meinen Sechs-Sou-Platz und empfahl mich auf französisch.

Auf meinen Ausflügen ins ‚dunkelste Afrika‘ – hm, weit kam ich damals nicht: der größte Abstecher war ein zweitägiger Eselsritt, von dem ich über und über mit Läusen besetzt heimkehrte – erlebte ich mancherlei Mißliches, aber Karl May weist in einem Vorwort sehr deutlich darauf hin, daß in Afrika ‚ästhetische Nerven‘ ausgeschaltet sein müssen!

Gesundheitlich war ich damals übel daran – ich trug mich auch mit dem Gedanken einer großen Fastenkur. Und so schüttelte ich den afrikanischen Staub, der leider oft ‚sehr feucht‘ war, von den [93] Sandalen und löste bei der ‚Transport Atlantique‘ eine Fahrkarte 3. Klasse nach Marseille für 28 Frank. Was ich aber auf dieser ‚billigen‘ Heimreise Schlimmes erlebte, na – das will ich noch schlicht und wahrheitsgetreu schildern. ‚Alsace‘ hieß mein Schiff, ein riesiger rußiger Eisenkasten, der neben Gütern und Viehladungen ganz gern auch Fahrgäste verfrachtete. Das feine Schiff hatte fünf Klassen: die ersten drei mit Kabinen, die vierte Verdeck und die fünfte Pont (Brücke). Die Reisenden der letzten zwei Klassen waren schutzlos Wind und Wetter preisgegeben. In der fünften Klasse betrug der Fahrpreis für eine Strecke von über tausend Kilometer sechs Frank, natürlich ohne Verpflegung.

Als ‚gerissener‘ Reisender belegte ich schon in der Frühe meine Kabine mit Rucksack und Trinkgeld. Wucherische Übergriffe gab’s reichlich. So forderte der betretene blatternarbige Angestellte der Schifffahrtsgesellschaft, dem die saubere Mütze zu seiner rupfigen, schmierigen Kleidung schlechter paßte als einem Orang ein Zylinder, kurzweg drei Frank; ich – noch schneller – bot sechs Sous (das unvermeidliche bayerische Maß Bier), und grinsend zog er ab ... der gemachte Mann war also ich!

Abfahrt des Schiffes abends 8 Uhr.

Das Wetter war immer abscheulich. Grau in grau der Himmel, stumpfsinnig machender Regen, dazwischen aufmunternd heftige Atemstöße des Mistral. So sei noch kein April gewesen wie der von 1912, sagte man mir.

Um drei Uhr schon, nichts mehr versäumend und heftig ‚verschnupft‘ über mein Regenmißgeschick machte ich mich auf den Weg. Noch sah ich weder [94] Schiff noch Kai, da drang mir schon Stallduft und harmonisches Blöken in Nase und Ohr, und dann – ja dann ... ich erschrak bis in den Magen: Moutons – Hammel, Schafe, Lämmer! Fürchterliches Gewimmel ... endlose Reihen ... Tausende der lieben Vierfüßler. Die Fahrgäste mußten alle, wollten sie mit, mitten durch große Herden ihren Leidensweg gehen, so die

Klügeren nicht vorzogen, lieber ein Drittel ihres bezahlten Fahrgeldes zu opfern und mit einer andern, herdenreinen Linie zu fahren. Ich gehörte nicht zu den Klügeren.

Voll grimmem Galgenhumor – gleichmäßig troff's vom Himmel – drängte, schob und stieß ich mich hindurch. Endlich war ich oben, beschmutzt und staubig. Über fünftausend Wiederkäuer, erzählte man mir, waren unsre Begleiter. Na, bis die alle verstaut waren, zumal Riesenhaufen von Kohlen und Gütern noch der Verladung harrten! Das häßliche Kreischen, Schimpfen und Fluchen der afrikanischen Viehtreiber, das Trampeln und klägliche Blöken der drängenden und gedrängten Tiere, das Rennen und Wetterern der gehetzten Mannschaft – als Beikonzert dazu aber Weinen und Klagen der vielen Frauen und Kinder der vierten und fünften Klasse, peinigte förmlich Ohr und Gemüt. Stoßweise fauchte der Wind durch Stangen und klappernde Takelage, eintönig plätscherte das himmlische Naß; wo man hintrat, roch man Hammel, Hammel ... na, da male der Teufel rosige Bilder!

Nun noch eine gemütliche Überraschung. Meine ,rucksackgesicherte Kabine war durch Schafe besetzt. In den Kammern der dritten Klasse eng gedrängt, steckten sie. Diese Räume lagen eben zu bequem... [95] Im Bauch des Kolosses war nur ein Teil der Wollträger eingemietet, gähnend standen alle Luken offen, und in Riesenschläuchen wurde der lebenden Fracht frische Luft zugeführt.

Die übrigen Tiere wogten ,qualvoll gekeilt in fürchterlicher Enge', in rohe Hürden gepfercht, auf dem Verdeck – jedes Fleckchen mußte herhalten ... zum Durchgehen blieb kein Schritt frei! Über die Hürden, oft auch Rücken der armen Schafe, legte man Laufplanken, die der dauerhaft weiterrieselnde Regen lebensgefährlich schlüpfrig machte.

Ich ward umgebettet in eine zweite Kabine. Noch drei Schlaf-, richtiger Leidensgenossen teilten den Raum mit mir. Die Bullaugen waren wegen der hohen See luftdicht abgeschlossen. Der Türvorhang war des Stallduftes wegen gleichfalls vorgezogen. So brütete in der Kabine grausig dumpfe Luft. Die drei ,Herren' aber – Italiener – stöhnten schon im Hafen aus Angst vor der Seekrankheit.

Als dann um Mitternacht endlich die Ankerketten ihre nervenpeitschende Melodie rasselten, die hohe See das schwere, ungleich beladene Schiff stark backbord schlingern und stampfen ließ – da ward's entsetzlich. Verstärktes, endloses Blöken und harthufiges Trampeln der manchmal übereinander gepferchten Tiere, Kreischen und Jammern der Frauen, klägliches Weinen, Wimmern oder Brüllen zahlreicher Kinder der armen Deckfahrgäste – das heulende Übel wütete fürchterlich. In der muffigen Kabine aber hielt es mein lufthungriger Körper nicht aus, zumal meine Mitinsassen am ,*mal de mer*' zähneklapperten und stöhnten wie die Verdammten in Dantes ,Hölle'. Zweimal hier übernachteten – nein, [96] schon lieber in Sturm und Regen auf Verdeck. Verbissen suchte ich, stolpernd, kletternd oder über fette Hammelrücken kollernd, und fand endlich im Vorbau der Kommandobrücke ein regengeschütztes Plätzchen, wenn auch nicht sturmfrei, aber erhöht über der ,Hammelatmosphäre'. ,*Entrée défendue*' – pah – hier waren alle Bande der Ordnung gelöst. Frischgewagt und ungeschoren ließ ich mich hier häuslich nieder.

Siebzig Stunden fast brauchte der Schneckenkasten. Die Verpflegung glänzte als ,Hammelfleischschwelgerei', wurden doch einige Dutzend halberstickte Tiere notgeschlachtet. Mir grauste. Ich hielt mich nur an Käse, Brot und Wein, aß jedoch, durch den Steward aufgefordert, stets an der – hm! – feinen Tafel der Vorzugsklasse, an der freilich ,grausige Öde' herrschte.

Am Morgen machte ich, leidlich frisch und munter, neugierig so eine Art ,Studienreise' zum ,Pont', dem Verdeck der Armen. Die guten Schafe wiederkäuten und waren ruhig; sie hatten sich eben ,schafsgeduldig' gefügt. Die ungeschickten Kabinengäste hockten zumeist in den stickigen Kabinen, dann und wann lugten bleiche Gesichter unter wirrem Haar nach dem trübseligen Himmel.

Auf dem ,Pont' aber wurde mir weh ums Herz vor all dem Leid. Unter Blahen und Jollen, hinter Kisten und Fässern, zwischen Kleider- und Gepäckbündeln, sogar unter aufgespannten Regenschirmen suchte das arme Volk Schutz vor Wind und Wetter! Das hohle Gespenst des Seeleidens aber fand hier gedüngtes Feld. Geschirrtteile, halb geleert, Speisereste, Unrat ... nein, ich schweige, zumal der Jammer [97] hier oben dem Ohr noch weher tat als dem Auge. Wohl fuhrwerkten derbe Matrosen – schauernd, fluchend oder lachend – rücksichtslos stoßend und ordnend in dem Durcheinander von Jammergestalten und Schmutz umher; mir aber grauste es in der Seele, und ich entfloh.

Am zweiten Tag frischte der Wind auf, die Wolken jagten wie betrunkene Gespenster am Himmel. Der Regen hatte endlich genug. Das Meer beglückte unser schauderhaft rollendes, meist backbord

überhängendes Schiff mit ‚Brechern‘ – Sturzwogen – so daß alles, alles, selbst die geplagte Mannschaft, voll gequälter Sehnsucht Marseille erwartete.

Und endlich, vor der Reede, hieß es: Außen ankern! Es brenzelte anscheinend nach Quarantäne. Langatmig ist bekanntlich auch im forschen Frankreich der Behördenfirlefanz. Fast unerträglich wurde das vierstündige Verharren vor dem rettenden Ufer, unerträglich aber auch das Zetern und Fluchen der enttäuschten und gereizten Menschen. Als aber die Landungsbrücke fiel, raste wie toll, dabei stoßend, drängend, schreiend, selbst die hemmenden Matrosen niederwerfend, zuerst das leidende, arme Volk, aus seiner Hölle erlöst, ans feste Land; sein Ungestüm war verzeihlich.

Nun schlenderte ich selber über den bekannten Kai Joilette – da riß mir ein heftiger, kurzer Windstoß die Mütze vom Kopf: mich begrüßte mein Freund – der Mistral!

Von den Gefahren, Leiden und Freuden heißer Länder

Von Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther

Der Inhalt der Reiseerzählungen Karl Mays besteht in erster Linie aus Gefahren, die der Held überwindet. Es ist erstaunlich, in welcher Abwechslung durch alle die vielen Bände diese Gefahren erscheinen, und doch sind ihre Ursache hauptsächlich Menschen. Dazu kommen Krankheiten, und jeder Leser wird sich an die Schilderung der Pest im Bande ‚Von Bagdad nach Stambul‘ erinnern, die sich wie ein gewaltiges Gemälde entrollt. Wilde Tiere spielen bei May neben diesen Gefahren nur eine untergeordnete Rolle.

Und gerade das läßt erkennen, wie fein sich Karl May in das Leben in südlicher Wildnis eingefühlt hat. Auch ich werde, wenn man mich nach den Gefahren meiner Reisen fragt, immer nur an die Möglichkeit von Erkrankungen oder an Bedrohung durch Menschen denken. Was diese anbetrifft, so war eine Gefahr, die ich erlebte, die Revolution in São Paulo in Brasilien. Gegenüber dem Haus, das ich bewohnte, schlug eine Bombe ein, die zwanzig Menschen tötete, und als ich durch die stille Stadt ging, um weiter draußen wieder die Natur studieren zu können, mußte ich an den Querstraßen immer warten, bis das Schießen etwas nachließ, das den Soldaten galt, die hier hinter Barrikaden lagen. In den Einöden Nordbrasilens, die ich durchstreifte, war kurz vorher eine Räuberbande aufgetreten, der aber **[99]** ritterliches Verhalten solchen Reisenden gegenüber nachgerühmt wurde, deren Mittel beschränkt waren. Doch ich will hier nicht nur von meinen harmlosen Abenteuern sprechen. Gerhard Rohlfs, der erfolgreichste Erforscher der Sahara, sagt, daß er auf seinen Zügen nie einen Löwen gesehen hätte, und Georg Schweinfurth, der als Nestor der Afrikaforscher vor wenigen Jahren, fast als Neunziger, starb, der nach unbekanntem Ländern ins Herz von Afrika vorgestoßen ist, meint, soweit er sich erinnere, sei er nur einmal in wirklicher Lebensgefahr gewesen: als er in dem vom Aufstand durchtobten Alexandria saß, daß die englische Flotte beschoß.

Die Gefahren durch reißende Tiere sind in den heißen Ländern nicht so groß, wie mancher denken mag. Auch mich haben weder die Elefanten, Bären und Leoparden Ceylons, noch die Jaguare und Pumas Brasilens davon abgehalten, tagelang und auch des Nachts durch Urwald, Busch und Steppe zu wandern, oft allein und fast immer waffenlos. Ich habe dabei niemals die Befürchtungen gehegt, aufgefressen zu werden, und wie der Leser sieht, ist es auch nicht geschehen. Mir war das Wichtigste, das Vorbild eines Naturforschers zu geben, der Ergebnisse heimbringt, ohne alles Wild niederzuzuknallen, das ihm in den Weg kommt. Denn der Naturschutz tut heute auch in den heißen Ländern bitter not.

Oft hörte ich im Dschangel Ceylons den Leopard aus dem Dickicht knurren, und ängstlich preßten sich die Hunde, die bei mir waren, zwischen meine Beine. Sie wußten es wohl: ein paar Schritte abseits, und sie waren in den Fängen des Raubtieres, dem Hundefleisch über alles geht. Einmal holte sich die **[100]** verwegene Großkatze ihre Beute sogar aus der Veranda eines Hauses, in dem ich mit einem Pflanzertee trank. Auch wilden Elefanten kann man auf Ceylon begegnen, wenn man vorsichtig ist. Nur an einem Tage drohte mir durch solch einen Dickhäuter vielleicht Gefahr. Als ich durch den weiten Dschangel des nördlichen Tieflands der Insel reiste, wurde uns ein Elefant gemeldet, der sich an der nächsten Wegbiegung aufgestellt und schon mehrfach vorüberkommende Wagen zerstört hatte. Dieses Tier war ein sogenannter ‚Rogue‘ oder Schurke, das heißt ein altes Männchen, das von seiner Herde ausgestoßen und darüber als ein Tier, dem Geselligkeit über alles geht, in berechtigter Wut geraten war. Doch erschien der Elefant gerade diesmal nicht, und einige Tage später wurde er abgeschossen. Immerhin sind solche Elefanten gefährlich, wie auch Karl May in seiner Jugenderzählung ‚Die Sklavenkarawane‘ erwähnt. Er erzählt dort von einem ‚Rogue‘ und nennt ihn ‚Einsiedler‘.

Die sogenannten reißenden Tiere haben schon immer den Menschen möglichst gemieden, heute aber, nachdem sie die weithintragenden Waffen unserer Zeit kennengelernt haben und ein ehrlicher Kampf für sie nicht mehr in Frage kommt, sind sie erst recht auf Versteck und Flucht angewiesen. Anders ist es natürlich auf Jagdexpeditionen. Hier sucht man die Elefanten, Nashörner, Nilpferde, Löwen und Tiger überall aufzustöbern und in die Enge zu treiben, um sie zu erlegen. Ein Tier aber, das keinen Ausweg zur Flucht mehr sieht oder durch Verwundung gereizt ist, wird immer gefährlich. Selbst von einer Ratte ist ein solcher Fall bekannt. Ein in der Stube **[101]** herumgejagtes und schließlich in einer Ecke gestelltes Tier wandte sich plötzlich, sprang auf den Verfolger ein und durchbiß ihm die Halsader. Übrigens wird man auch bei Karl May lesen, daß meistens aufgescheuchte, verwundete und in die Enge getriebene Tiere angreifen oder solche,

die, wie der schwarze Panther auf dem Schiff in ‚Der Schatz im Silbersee‘, durch lange Gefangenschaft im engen Käfig wütend geworden sind.

Auch die Schlangengefahr in den Tropen wird meist übertrieben. Riesenschlangen sind ungiftig und dem Menschen ungefährlich. Den indischen Python traf ich einmal im Süden von Ceylon an; das mächtige Tier lag zusammengeringt unter einem Busch. Ich befahl meinem singhalesischen Diener, die Schlange vorsichtig anzurühren, damit sie vorwärtskröche, denn im Schatten der Blätter konnte ich sie nicht photographieren. Er aber hatte Angst und sträubte sich. Da nahm ich in die linke Hand den Apparat, in die rechte eine Gerte, berührte leise die Schlange, sie entrollte sich und kroch vor, wie ich es haben wollte. Die Riesenschlange Brasiliens (*Boa constrictor*) fand ich einmal im Freien, ließ sie in eine Kiste kriechen und brachte sie voll Freude nach Hause. Hier hielt ich sie monatelang in einem großen Gefäß in meinem Schlafzimmer. Das prachtvolle Tier wurde ganz zahm, und ich habe mich nur schwer von ihm getrennt.

Giftschlangen gibt es sowohl in Indien wie in Brasilien, und bei vielen von ihnen wirkt der Biß in kurzer Zeit tödlich. Für die Eingeborenen, die immer auf bloßen Füßen gehen, bilden sie auch tatsächlich eine Gefahr, der Stiefel des Europäers [102] aber bietet Schutz gegen den Biß, ja, schon am Strumpf streift sich ein gut Teil des Giftes ab, ehe es in die Wunde dringt, und der Rest wirkt nicht mehr lebensgefährlich. Die Giftschlangen sind ferner meistens nächtliche Tiere, wie ihre Katzenaugen verraten; sie liegen bei Tage still in der Sonne. Daß sie den Menschen verfolgen, ist ein Märchen. Man muß sich überhaupt von der Vorstellung befreien, als ob die Schlangen aus natürlicher Bosheit bissen. Sie tun es nur, um ihre Beute zu lähmen oder in der Abwehr. Dabei gibt es Schlangen, die leicht erschrecken, nervös sind und schnell zubeißen, andre, wie die Brillenschlange Indiens, sind gelassener, und man kann an sie herantreten, ja sie sogar anfassen, wenn man sich ruhiger Bewegungen befleißigt.

Und für alle Fälle stellt das Institut Butantan bei São Paulo in Brasilien ein Serum aus dem Blut von Pferden her, denen das den Schlangen ausgedrückte Gift allmählich in immer größeren Mengen eingespritzt wird. Dieses Serum führt man in Schlangengegenden in einem Fläschchen immer bei sich, dazu eine kleine Spritze, mit der man sich die Flüssigkeit unter die Haut spritzt, wenn man von einer Giftschlange gebissen werden sollte. Man ist dann sicher, daß keine bösen Folgen eintreten.

Weit unangenehmer als die Giftschlangen und ganz unvergleichlich gefährlicher als sie sind die Blutsauger der Tropen. Wenn man mich fragt, welche gefährlichen Tiere es in Indien und Brasilien gibt, so werde ich niemals Tiger, Leopard, Jaguar und Schlange nennen, sondern immer nur die Moskitos. Diese schlimmen Summer sind nämlich die [103] Überträger der Malaria, des noch schlimmeren gelben Fiebers und anderer Krankheiten. Auch in dieser Angelegenheit will ich aber nicht unnötig bange machen. Unter Moskitos stellt sich mancher ganz besonders fürchterliche Stecher vor. In Wirklichkeit sind die Moskitos genau dasselbe, was man in Norddeutschland Mücken oder Stechmücken, in Süddeutschland Schnaken nennt. Die Malaria-Mücke gibt es auch am Kaiserstuhl in Baden. Wo freilich die Krankheit selbst nicht herrscht, können die Mücken auch nichts übertragen und sind somit ungefährlich. Während des Krieges aber kamen Gefangene aus Südrußland nach Baden, die Malaria hatten, und so tauchte denn auch wirklich die Krankheit, wie ich selbst feststellen konnte, hier und da unter der badischen Bevölkerung auf.

Die Malaria beruht darauf, daß winzige Parasiten im Blut des Befallenen leben, die Blutkörperchen zerstören und sich ungeheuer vermehren. Saugt die Mücke bei einem Kranken Blut, so übernimmt sie auch die Parasiten und überträgt sie später auf einen gesunden Menschen, den sie sticht.

Aber auch am Äquator ist die Malaria durchaus nicht überall verbreitet; auch muß man sich nicht vorstellen, daß die Moskitos den dort Wohnenden immer nur so umschwärmen. Ich habe weder in Brasilien noch in Indien so unter Stichen gelitten wie durch die bösen Rheinschnaken bei Karlsruhe oder Altbreisach. Ein Moskitonetz sollte man freilich in den Tropen immer mit sich führen, eben der möglichen Ansteckung wegen. Die Gefahr beginnt übrigens erst bei Eintritt der Dunkelheit und ist nachts am größten; am Tage stechen die Malaria-Moskitos nicht.

[104] Zuletzt war ich im südlichen Pernambuco in einer furchtbar verseuchten Malariagegend. Ich wohnte dort in einem Holzschuppen, dessen Boden mit Kokosnüssen bedeckt war. Über ihnen schwebte das landesübliche Bett Brasiliens, die Hängematte. Nachts lebte das ganze Zimmer, über den Boden kroch es dahin, an den Wänden klapperte es hinauf und hinunter, Fledermäuse schwirrten durch die Luft. Ich hatte aber über mich das Moskitonetz gespannt, und da ich zudem noch die Vorsicht gebrauchte, bei hereinbrechender Dunkelheit zu Bett zu gehen – um 6 Uhr wird es am Äquator das ganze Jahr über dunkel,

und um 6 Uhr morgens wieder hell –, bin ich bei bester Gesundheit geblieben und konnte mich gerade an diesem Ort an der herrlichen Natur erfreuen. Hoch auf Stelzenwurzeln stand über den Flüssen der prachtvolle Mangrovenwald, Krokodile sonnten sich am Ufer, Wasserschweine grasten, katzen große Leguaneidechsen saßen auf den Ästen, bunte Vögel flogen durchs Gezweig, und handgroße, himmelblaue Schmetterlinge schwebten zwischen den Stämmen einher¹¹.

Schlimmer als die Malaria ist das gelbe Fieber. Dieses wird durch eine schwarz und weiß gezeichnete Stechmücke übertragen und ist für den Europäer meistens tödlich, wie denn auch während meines Aufenthalts in Nordostbrasilien zwei deutsche Damen an dieser Krankheit in wenigen Tagen starben. Früher war das gelbe Fieber eine der furchtbarsten Geißeln Brasiliens. Im Hafen von Santos konnten **[105]** sich die Seeleute nur dadurch vor dem Tod retten, daß sie sofort nach der Ankunft ihres Schiffes einen bereitstehenden Zug bestiegen und ins Hochland von São Paulo fuhren, während Eingeborene das Schiff entluden und mit neuer Fracht versahen. War das erledigt, so kamen die Seeleute wieder zurück und fuhren los. Seitdem staatlicherseits in großzügigster Weise die Krankheit durch Ausrottung ihrer Überträger, der Moskitos, bekämpft wird, ist sie in Rio de Janeiro und Santos verschwunden und tritt in Bahia und Pernambuco nur noch zeitweise auf. In solchen Fällen werden sofort die ja nur einstöckigen Häuser, in denen die Krankheit sich zeigte, in riesige Tücher gehüllt und ausgeschwefelt. Und niemand darf ein offenes Wasser im Garten, Hof oder auf dem Dach stehen haben, ohne daß er kleine Fischchen hineingesetzt hat, die alle sich entwickelnden Moskitos – denn diese verleben ja ihre Jugend im Wasser – sofort auffressen.

Wenn ich in der elektrischen Bahn nördlich von Recife, der Hauptstadt von Pernambuco, durch die Mangrovesümpfe fuhr, waren zu gewissen Zeiten Hände und Gesicht mit winzigen schwarzen Fliegen bedeckt, die man bei uns Gnitzen nennt und die Blut saugen. Ferner ist eine Bremse in Brasilien gefürchtet, die ihre Eier unter die Haut nicht nur des Viehs, sondern auch des Menschen legt. Später entwickeln sich Maden, die sich unter der Haut ernähren, während sich über ihnen eine Beule bildet. Merkwürdig ist, daß diese Bremsen die Gewohnheit haben, ihre Eier nicht unmittelbar an ihr Opfer zu legen, sondern sie andren Fliegen oder Moskitos aufzuhängen. Diese streifen sie dann an Tier und **[106]** Mensch ab, die die Parasiten erhalten, ohne zu wissen wie.

Unangenehm können in allen tropischen Ländern, besonders in trocknen Buschwäldern, die Zecken oder Holzböcke werden, Blutsauger, die zu den Spinnen gehören und sich in die Haut einbohren, wobei der herausstehende Hinterleib erbsengroß anschwillt. Es gibt aber in Brasilien auch so winzige Zecken, daß man sie überhaupt nicht aus der Haut herausbringt und das Jucken ertragen muß, bis die Plagegeister abfallen oder herauseitern. In solchen Gegenden ist man manchmal von diesen Tieren wie von Pocken bedeckt.

Ein noch schlimmerer Gast Brasiliens ist aber der Sandfloh. Auch Karl May erzählt in ‚Durch die Wüste‘ vom *Pulex penetrans*. Das befruchtete Weibchen dieses Tieres bohrt sich in den Fuß des Menschen ein, mit Vorliebe unter den Nagel, ist zuerst kaum sichtbar, läßt aber den Hinterleib allmählich bis zur Größe einer Erbse anschwellen. Man spürt das Tier an dem unerträglichen Jucken, das sein Blutsaugen und Eingraben verursacht; entfernt man den Floh nicht gleich, so gibt es Vereiterung und Entzündung, die zum Verlust der Zehe, ja sogar zum Tode führen können. Von Brasilien ist der Sandfloh nach Westafrika eingeschleppt worden und hat sich dort in 25 Jahren durch den ganzen Erdteil bis zur Ostküste verbreitet, wobei am Victoriasee ganze Dörfer durch die furchtbare Plage, der die Eingeborenen zunächst ratlos gegenüberstanden, entvölkert wurden. Der Floh lebt im Staub der Häuser und Straßen. Hat er sich festgesetzt, so läßt man ihn am besten von einem Neger herausmachen. **[107]** Dieser verwendet zu der Operation sein langes Messer, das er stets bei sich trägt, als Waffe, zum Essen, zum Zähnestochern benutzt und mit dem er mit größter Geschicklichkeit auch den Sandfloh entfernt.

Gleich in den ersten Tagen auf Ceylon war es, als ich im herrlichen botanischen Garten von Peradeniya auf einer Bank saß und über einen weiten Rasen hinweg auf eine Gruppe mächtiger Baumwollbäume blickte, die sich mit einem Meer tulpengroßer, karminroter Blüten geschmückt hatten und von langschwänzigen Papageien schreiend umflogen wurden. Da erschienen einige junge Engländerinnen, um auf dem Rasenplatz Ball zu spielen. Es entwickelte sich ein hübsches, belebtes Bild – auf einmal schrie eine

¹¹ Näheres in meinem Buch ‚Das Antlitz Brasiliens‘. Natur und Kultur eines Sonnenlandes, sein Tier- und Pflanzenleben. R. Voigtländer, Leipzig 1927.

der jungen Damen auf und sah auf ihren Strumpf, an dessen Weiß sich ein langer Blutstreifen herunterzog. Im Augenblick war die fröhliche Gesellschaft zerstoßen.

Es war ein Landblutegel, mit dem das Mädchen Bekanntschaft gemacht hatte, eine Plage Ceylons, die erst in der trocknen Zeit verschwindet, in den feuchten Urwäldern aber, besonders am Westhang des Gebirges, nie nachläßt. Als die Engländer im Anfange des vorigen Jahrhunderts mit Heeresmacht die Hauptstadt Kandy erobern wollten, ging fast das ganze Heer beim Marsch durch den Urwald an dem Blutverlust durch die Blutegel zugrunde. Auch ich habe mit der Plage öfters zu tun gehabt und fand, wenn ich mich abends auszog, die Wäsche voller Blut und dazwischen das vollgesaugte Tier. Gerade im wundervollen Urwald im Westen waren die Tiere häufig. Stand ich vor einer Pflanze, um sie zu betrachten, [108] und blickte dann auf meine Stiefel, so sah ich von allen Seiten die stecknadeldünnen Tiere wie Spannerraupen zitternd heraufkriechen. Ich sicherte mich später dadurch, daß ich bei solchen Wanderungen immer zwei Steine mitnahm, auf die ich mich stellte, auch streute ich zwischen meine Wickelgamaschen Salz und rieb die Stiefel mit Seife ein.

Und noch von einem Blutsauger, von einem aus Südamerika, möchte ich sprechen. Von ihm kam schon im Mittelalter Kunde nach Europa und erregte die Phantasie der Menschen derartig, daß man in ihm die Verkörperung eines aus alten Sagen bekannten und gefürchteten Gespenstes sah und ihn danach benannte.

Und in der Tat, wen packte nicht Grausen, wenn er hört, wie jemand schlafend im Bett liegt und plötzlich durch das offene Fenster eine Fledermaus lautlosen Fluges hereinkommt. Sie fliegt an den Wänden entlang, steigt auf und ab, näher und näher zieht sie ihre Kreise. Jetzt setzt sie sich dem Schlafenden auf die Brust und fächelt leise mit entfalteten grauen Schwingen, um die Ruhe des Schlafes zu verstärken, während sie gleichzeitig die Zähne durch die Haut des Schlafers dringen läßt. Lautlos trinkt sie so das Blut, dann erhebt sie sich wieder und fliegt dem Fenster zu. Bald hat sie die Nacht aufgenommen.

So ging die Erzählung vom Vampir durch die Welt, und hat sich auch der Bericht vom schlafverstärkenden Fächeln dieser Fledermaus nicht bestätigt, so konnten doch so viele Reisende erzählen, wie sie von dem Tier angebissen wurden, daß an dem Dasein blutsaugender Fledermäuse nicht zu zweifeln ist. [109] Ich selbst habe in Nordbrasilien mehrfach Vampire gesehen, auch in der Hand gehalten, die an den Eseln im Stall gesaugt hatten und erschossen worden waren, und fand das Blut der Opfer in ihrem Magen. Auch zu mir ins Zimmer kamen sie, konnten aber wegen des Moskitonetzes nicht an meinen Körper heran. So wie dem Forscher [Henry Walter] Bates ist es mir aber nie gegangen, der erzählt hat, wie die Luft seines Zimmers buchstäblich von Fledermäusen erfüllt war, wie die Tiere überall an seinem Körper krochen und er alles ergriff, was er erraffen konnte, und an die Wand warf. Da es sich jedoch immer herausgestellt hat, daß die durch die Vampire verursachten Wunden gutartig waren, darf man sich durch diese Blutsauger, die ihrem ‚Laster‘ übrigens auch nur gelegentlich frönen sollen, nicht die Freude an den sonst so nützlichen Fledermäusen verderben lassen.

Gleich in den ersten Nächten fiel mir in meinem Schlafzimmer im Kloster von Olinda in Pernambuco, wo ich Gast der freundlichen Benediktiner war, ein Knistern auf. Ich konnte das Geräusch nicht ergründen, aber allmählich bekam ich die Ursache doch heraus. Auf meinem Tisch gab es oft Brotreste, und da suchten die daumengroßen Schaben Brasiliens durchs Fenster hereinzukommen, um davon zu naschen. Das wurde ihnen aber durch Fledermäuse vereitelt, die sie abfingen, sich über meinem Bett an einem Haken der Decke an den Hinterbeinen aufhingen und knisternd ihre Beute verzehrten. Stand ich nachts einmal auf, so war überhaupt mancherlei Leben im Zimmer zu sehen. An den Wänden saßen Nachteidechsen oder Geckos mit ihren Katzenaugen, [110] um vor dem Licht mit Blitzesschnelle hinter dem nächsten Bilderrahmen zu verschwinden. Auch kleine Fröschen hüpfen an der Wand entlang, und große Käfer krochen über den Boden.

Da man in den Tropen keine Glasfenster hat und alles Tag und Nacht offensteht, gibt es immer Besuch im Zimmer. Die ‚Bangalos‘ auf Ceylon hatten stets einen breiten Spalt zwischen Dach und Wand, um die Luft durchstreifen zu lassen, und hier erschienen jeden Morgen neugierige Spatzen und niedliche Eichhörnchen. Nachteidechsen waren in Ceylon noch häufiger als in Brasilien. Sie saßen schon beim Abendessen an der Decke über der Lampe, um durch das Licht angezogene Insekten zu fangen, wurden auch zahm und ließen sich auf den Tisch herunterlocken. In abgelegenen Häusern im Urwalde war das nächtliche Leben vollends groß. Da gab es auf dem Palmenstrohdach immer eine wilde Jagd zwischen Ratten und der sie

verfolgenden Riesenschlange, und einmal patschten Ratte und Schlange durch das schadhafte Dach zu mir ins Schlafzimmer, das im Glanz des klaren Mondscheins lag. Oft gab es auch eine Feentanz von Leuchtkäfern im Zimmer, während am Tage auf der Veranda Vögel erschienen, darunter – in Brasilien – die entzückenden Kolibris, von denen die kleinsten nur die Größe einer Hornisse haben und in den herrlichsten Bronzefarben glitzern. Jedesmal war es mir die größte Freude, dem in Armeslänge vor einer Blume schwebenden Tierchen zuzusehen, wie es sich ruckweise in der Luft wandte, während von dem schnellen Vibrieren der Flügel ein leichtes Surren zu mir herüberklang.

[111] Wer Tierfreund ist, dem wird gerade der Besuch all dieser Tiere einen Hauptreiz zum Verweilen in den Tropen ausmachen, und in der Tat war es dieses beständige Umgebensein von lebendiger Natur, was ich am schwersten vermißt habe, als ich wieder in Europa war. Man hat am Äquator nicht das Gefühl, in geschlossenen Räumen zu wohnen; jedes Gebäude ist da wie ein Gartenhaus, und man hat, wenn man aus dem Garten in die Räume tritt und durch die nach allen vier Seiten offenen Türen und Fenster die Bäume und Sträucher hereinschauen, immer noch die Empfindung, in der Natur zu weilen. Eine Dame aus Holländisch-Indien sagte mir einmal, sie könne in Europa nicht mehr leben, in den geschlossenen Räumen glaube sie zu ersticken.

Luft und Licht umgibt uns in den Tropen, und ich habe in Pernambuco immer das Gefühl gehabt, bei dieser Sonnenfülle könne man nicht schwermütig werden. Ich habe in Brasilien alle Jahreszeiten kennengelernt. Es gibt da auch Regenzeiten, und in Nordostbrasilien gießt es dann wie aus Kübeln, aber in Kürze ist der Himmel wieder blau, und noch näher zum Äquator erscheint und geht der Regen mit solcher Pünktlichkeit nieder, daß man ihn als Zeitmesser benutzt und etwa zueinander sagt: „Bitte besuchen Sie mich in 14 Tagen nach dem Regen.“ In Ceylon ist der Regen hartnäckiger, aber da liegt er wieder nur auf der einen Seite der Insel. Wenn in Colombo tagaus, tagein alles in Grau und Feuchtigkeit gehüllt ist, fährt man ins Gebirge. Auch dort ist noch alles verhängt, überall Regen; dann aber kommt ein Tunnel, und ist man hindurch, so möchte man seinen Augen nicht trauen: Sonne, kein Wölkchen [112] am Himmel, denn nun befindet man sich auf der Ostseite der Insel, wo der Regenwind nicht hinkommt.

Gewiß, es ist heiß in den Tropen, aber nicht heißer als an den heißesten Tagen bei uns, und ich habe in Freiburg in einem der letzten Sommer 3 Grad mehr gemessen als an den heißesten Tagen in Ceylon und Brasilien. Nicht übermäßig, sondern gleichmäßig hohe Wärme kennzeichnet den Tropengürtel; es ist dort zwischen den Jahreszeiten und zwischen Tag und Nacht nur ein Unterschied von einigen Graden. Freilich wirkt diese beständige Wärme angreifend, und wenn ich von Freiburg aus in 2½ Stunden auf den Schauinsland steige, erfrischt wieder herunterkomme und mich an die Arbeit setze, so war die Besteigung des nur 100 m hohen Berges von Olinda immer eine Anstrengung; erschöpft kam ich zurück und legte mich erst einige Minuten nieder, ehe ich wieder frisch zur Arbeit war. Es ist eben am Äquator nicht nur die Hitze, die angreift, sondern vor allem die ganz andere Art der Sonnenstrahlung. Das war besonders in Indien zu spüren. Dort hatte ein Ausgehen ohne den Tropenhelm sofort Kopfweh im Gefolge, und sogar nachts bei Vollmond war es gut, sich den Kopf zu bedecken, wie es in der Bibel heißt: „Daß dich des Tags die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts.“ [Psalm 121;6]

War dann die Luft noch feucht, so wurde die Arbeitslust weiter herabgestimmt. In Colombo merkte ich, wozu die Augenbrauen gut waren: sie lenkten den ununterbrochen niederrieselnden Schweiß von den Augen ab, sonst hätte man nicht sehen können. Aber immer habe ich es auch gespürt, daß die [113] Hitze nur zwischen den Mauern der Stadt schwer erträglich ist. Auf dem Lande, gar im Urwald oder an der Meeresküste, habe ich nie Tage erlebt, wo die Hitze mir die Freude an der herrlichen Natur hätte trüben können. Man ist ja auch immer im weißen Anzug, der ständig in der Luft befindliche Körper wird vom Winde durchweht, und das gibt ein einzigartiges Wohlgefühl, wie ich denn auch weder in Ceylon noch in Brasilien krank gewesen bin. Ist man gar ein Naturfreund, so kommt man überhaupt nicht dazu, darüber nachzudenken, ob es heiß sei. Wenn sich die riesigen Wedel der Kokospalmen im Seewind wiegen, wenn man durch den Urwald schreitet, dessen Blätter glitzern, den Schlinggewächse aller Art durchziehen, während Baumfarne, Bromelien und Orchideen von den Zweigen nicken und von überall die Stimmen fremdartiger Tiere tönen, dann nimmt unser Herz das Glück, einer Natur ins Auge zu schauen, die sich noch in der unendlichen Fülle freien Lebens und Webens entfaltet, so gefangen, daß man das eigne Ich vergißt. Und das ist das Schönste, was die Tropen bieten.

Der Auslandsdeutsche in Indien und das Karl-May-Jahrbuch

Von Dipl.-Ingenieur Th. Baltrusch¹²

Chef-Ingenieur van Celebes en Onderhoorigheden

Dunkle Tropennacht auf Celebes. Steil am Berghang einige hundert Laubhütten, die den frierenden Toradjas gegen den fallenden Regen unvollkommen Schutz gewähren. Nur wenige Feuer glimmen noch längs der Hüttenreihe, und wenn auch im Wald nur wenige Schritte weit unerschöpflicher Vorrat an Holz ist, jeder von den 4000 Eingeborenen denkt, der andere wird schon holen und friert weiter in der Nässe, stiehlt sich von seinem Kameraden vielleicht ein Stückchen Sarong, nur um ein Weilchen die Nässe zu mildern, der Bestohlene wird wach vom Frieren und zischt dem Dieb einige Verwünschungen zu. Die meisten liegen halbnackt, einige selbst so, wie sie am Tage sichtbar sind und arbeiten: das einfache Lendentuch zwischen den Beinen durchgezogen. Sechs Toradjas liegen da in schöner Reihe nebeneinander, friedlich einander im Schläfe wärmend. Da rauscht es oben im Unterholz, krachend stürzen einige Bäume, und ein Stein von der Größe eines mäßigen Zimmers rollt – durch den Regen gelockert [115] – den 300 Meter tiefen Abhang hinunter, zerdrückt die sechs Schläfer, und die nachstürzenden Schutt- und Erdmassen verletzen weitere elf Wegearbeiter. Nur langsam wird das übrige Lager wach, alles ist fast geräuschlos geschehen; erst das Stöhnen und die Hilferufe der Verletzten lassen ahnen, daß sich etwas Schreckliches ereignet hat. Es dauert lange, bis die ersten Feuer wieder brennen, der Regen prasselt wieder heftiger, außerhalb des Feuers gähnt die Dunkelheit noch grauenvoller den abergläubischen Wilden, die sich von ihren heidnischen Göttern bedroht fühlen. Auch der Parenge weiß nicht zu beruhigen; er vermag es aber endlich durchzusetzen, daß alles nach dem neu angelegten nahen Weg geht, die Verwundeten dort bequemer bettet und daß dort der Morgen erwartet wird. Mit der aufgehenden Sonne steigen Mut und Lebenskraft der Armen, die Behörden werden durch Boten benachrichtigt, zwölf Stunden später sind die Toten schon weggetragen, der ganze Kampong, zu dem die Verunglückten gehören, zur Totenfeier und Bestattung der Toten in Felsengräbern nach Hause geschickt und auch die Verletzten im Krankenhaus von Rantepao aufgenommen.

Erst zwei Tage später kam ich an die Unglücksstelle. Nachdem ich mir den Hergang des Geschehenen von dem bauleitenden Techniker, einem Deutschen, hatte erzählen lassen und die Bahn des Steines durch den Urwald verfolgt hatte bis zum neuen Weg, auf den er aufgeprallt und seitdem durch einige Dynamitladungen in tausend Stücke gesprengt war, fragte ich den Parenge, der bis dahin bloß unheilvoll geschwiegen hatte:

[116] ‚Und wie ist jetzt der Geist unter dem Volk?‘

Der musterte mich aus tiefliegenden, glühenden Augen und schrie plötzlich in unverständlicher Sprache auf mich ein, wandte sich dann an das Volk, das alsbald von allen Seiten zusammengelaufen kam, und deutete mit immer mehr von Wut überschnappender Stimme und einem vor Dreck und Schmutz starrenden dünnen Zeigefinger auf mich. Ich sah, das Volk kam in Erregung, die Spaten und Hämmer und Brecheisen in den Händen der Menge bekamen Leben.

Man hatte aber nicht umsonst seinen Karl May gelesen; ich sagte schnell zum Bauwerkmeister: ‚Der Kerl darf nicht von uns weg, wir wollen ihn hinten gegen die Bergwand drängen und beim ersten tätlichen Angriff vom Volk dient er uns als Deckung und Geißel.‘

Ich schob den immer wilder vor meinem Gesicht herumfuchtelnden Kerl mit einem Ruck vor mir ab gegen die Bergwand, wobei er zu seinem Unglück in den zwischen Bergwand und Wegbahn befindlichen Wasserabfuhrgraben fiel und in seinen wilden Reden innehalten mußte.

Sofort benutzte ich diese unfreiwillige Pause, eine in klingendem Malaiisch gehaltene Rede loszulassen, die sicherlich von einem kleinen Teil der Leute verstanden wurde und worin ich erklärte, daß toean Allah den Tod der verschütteten Menschen eben gewollt hätte, daß der anzulegende Weg zwar von mir entworfen sei, daß er aber in dem dortigen sehr schweren und steilen Gelände noch die einfachste Lösung wäre und die wenigste Arbeit erfordere. Und daß sie Herrendienste, sei es in anderer Form, auch [117] zu leisten hätten,

¹² Der Verfasser ist den Lesern des Jahrbuchs schon aus dem Jahrgang 1926 bekannt. Dort plaudert er in dem Aufsatz ‚Wie denkt man in Indien über Karl May‘ von seinem innigen Verhältnis zu des Dichters Werken und von deren großer Verbreitung (in holländischer Sprache) in seiner indischen Wahlheimat.
Die Herausgeber.

wenn dieser Weg nicht angelegt würde.

Ich überbrüllte einfach durch Stimmenkraft die wieder einsetzende Rednertätigkeit des von meinem Bauwerkmeister am Platz gehaltenen Parenges.

„Wenn ihr die Herrendienstarbeit haßt, wenn sie euch drückt und 40 bis 60 Tage im Jahre auf euch lastet“, fuhr ich fort, „so kann ich euch begreifen, und wenige Jahre trennen euch nur noch von der Abschaffung der Herrendienste, aber es ist Wahnsinn von euch, in euern Fehler vor elf Jahren zurückzufallen. Damals probiertet ihr auch, dies Joch von euch abzuschütteln, die Hand der ‚Kompagnie‘ hat euch aber später blutig gezüchtigt. Wieviele von euch fielen bei der Niederwerfung des Aufstandes, für einen gefallenen Blanda fielen zwanzig von euch!“

Der Parenge beging jetzt den für ihn verhängnisvollen Fehler, meine Ausführungen gegenüber dem Volk kreischend in der Toradjasprache zu widerlegen und machte sich dadurch zum unfreiwilligen Dolmetscher meiner Rede, und als sich erst ein Dritter, bis auf das Lendentuch ebenso nackt wie die übrigen, darein mengte, hatte ich gewonnenes Spiel. Ich wandte mich an ihn und sagte ihm zuletzt, er solle meine Worte Satz für Satz verdolmetschen, was er nach einigem Zögern auch tat. Der Parenge war still geworden. Die Menge stand, lauschte und schrie zurück, die Nachdrängenden wurden von den Vordersten nach Möglichkeit noch zurückgeschoben. Wohin wir auch blickten, jeder Baum, jeder Stein, jeder Quadratmeter Boden auf dem Weg und den Steilhängen trug ungezählte wild aussehende nackte Toradjagestalten. „Sage, sie sollen auseinandergehen!“ **[118]** Ich schwieg endlich, mein ‚Dolmetscher‘ unterhandelte auf eigene Faust weiter – wir merkten, zu unseren Gunsten! Auf einmal ließ der Parenge sich im Straßengraben auf die Knie nieder und bat mich um Verzeihung. Ich tat, als ob ich ihn weder hörte und sah.

„*Saja mintampo, toean, saja salah, mintampo*“ sprach er zuletzt unaufhörlich auf mich ein. Ein Blick auf das Volk, das schon weiter zurückgewichen war, belehrte mich, daß die Gefahr gewichen war. Streng hieß ich ihn aufstehen und mit zum Assistent-Residenten von Palope folgen. Mein Wagen stand etwa zwei Kilometer vom Schauplatz, und ich drängte meinen deutschen Begleiter mit ihm voraus. Ich schickte das Volk nun wieder unverzüglich an die Arbeit, verteilte selber das Dynamit und die Luntenschnüre, und eine halbe Stunde später dröhnten wieder die Sprengschüsse in den Granitfelsen des Berges, der seit 1929 einen der schönsten Bergwege Indiens aufweist und den Zugang zu dem sagenhaft schönen Toradjaland in Mittel-Celebes vom Golf von Boni aus öffnet.

Frohgemut schritt ich darauf hinab zu meinem Sechszylinderwagen. Der Schatten Karl Mays hatte über dem Ganzen gelegen, auch bei schlimmerem Ausgang hätte mir Karl May noch geraten. Mit Entzücken atmete ich wieder die frische Luft ein. Denn, lieber Leser, hast du schon mal inmitten einer Toradjaschar von etwa 3500 Mann gestanden? Nein? Nun, ich bis dahin in ‚solch drangvoll fürchterlicher Enge‘ auch nicht! Obwohl man doch unter freiem Himmel stand, herrschte ein solch starker Fuchsbaugeruch, daß ich mir nur mit Ekel die zum Reden **[119]** nötige Luft einpumpfte. Und die Arbeitsstätten und Laubhütten sind dabei noch gehüllt in den fürchterlichen Gestank der Auswurfstoffe dieser Menschenmenge, so daß man in der Tat die Empörung und Wut dieser gegen ihren Willen so zusammengepferchten, sonst frei und in frischer Luft lebenden Menschen begreift, zumal wenn diese Empörung noch durch den Tod von Kameraden gesteigert wird. Im Hinabschreiten zum Wagen kamen mir auch mildere Gedanken. Ich führte den vollkommen stillgewordenen Parenge etwa zehn Kilometer weit mit, danach hieß ich ihn aussteigen und erzählte ihm, daß ich ihm verzeihen hätte und daß ich den Vorfall dem Assistent-Residenten nicht melden würde. Ehe er mich richtig begriffen hatte und mir danken konnte, waren wir schon 500 Meter weiter.

Ach, wie ähnelt dies wieder ganz unfreiwillig einer Karl-May-Erzählung. War dies immerwährende Verzeihen Old Shatterhands oder Kara Ben Nemsis ihren Feinden gegenüber vielleicht doch nicht so ungereimt, wie man sich das in jüngeren Jahren vorstellte und worüber man sich manchmal herzlich ärgerte? Man wußte ja auch nicht, daß May mehr als der Durchschnittsmensch verzeihen mußte, damit ihm die Erzählung nicht vorzeitig abbrach. Mein eignes Erlebnis ist ja jetzt zu Ende, zufügen möchte ich bloß noch ganz ausdrücklich, daß das Gedenken an Karl May nicht etwa nachträglich in das Erlebnis hineingedichtet wurde.

In Zeiten großer Gefahr tritt bei mir unbewußt und doch ungewollt der in der Jugend durchlebte Karl-May-Schneid zutage. Jeder Karl-May-Leser wird das nachfühlen können und wird auch wissen, daß **[120]** man in der so viel mehr empfänglichen Jugend die Handlungen der Helden Karl Mays so innig und tief und oft miterlebte, daß die Wirklichkeit der späteren Jahre, des späteren Lebens, eigentlich nur eine Wiederholung

des schon so viele Male geistig Erlebten wird. Man ist den meisten Vorfällen gewachsen, schnell wie der Blitz arbeitet das Unterbewußtsein, die Erinnerung.

Wie viele von den in den europäischen Kulturen und Plantagen in Niederländisch-Indien monatlich niedergestochenen weißen Angestellten jeder Nation hätten sich retten können, wenn sie in jungen Jahren Karl May gelesen und erlebt hätten. Vielleicht liest man in Deutschland wenig von diesen ungeheuerlich zahlreichen Morden, der malaiische Kris wütet stets mehr und tückischer; der Geist unter den Malaien, seit zehn Jahren geschürt von Moskau, wird von Jahr zu Jahr schlechter. Alle Angestellten auf den Plantagen tragen Revolver, die zu ziehen sie wegen der Plötzlichkeit der Überfälle meistens nicht mal imstande sind. Selten hat eine Gegenwehr Erfolg, geringe Vorhaltungen wegen der Arbeit sind die Ursache; am meisten liest und hört man, daß dieser und jener mit den Armen hilflos die Paranghiebe abzuwehren versuchte, jedoch dann um so grauenvoller niedergemetzelt wurde. Das kann einem May-Leser nicht widerfahren! Erst dem Gegner einen Tritt in den Magen (das Bein ist doch länger als der feindliche Arm mit dem Kris), dann ein Sprung zur nächsten Rückendeckung, das tut ein alter Karl-May-Kenner bewußt und doch wieder ganz von selbst. Denn in den Kämpfen der Jugendzeit mit den Dörflern der Umgegend der Großstadt hat er es schon geübt, **[121]** wenn es dabei auch noch nicht auf Leben und Tod ging, sondern nur um ganz erbärmliche Prügel. Er hat es früh gelernt; die Gedankenwelt Karl Mays ist – wenn auch jahrelang verschüttet und vergessen – in den seltenen Ernstfällen doch sofort wieder lebendig.

Als junger Ingenieur, kaum seit einigen Jahren der hochnotpeinlichen Diplom-Endprüfung der technischen Hochschule in Stuttgart entronnen, erlebte ich meinen ersten Karl-May-Fall. Und während des bedrohlichen Geschehnisses – es war schon in Indien – kam mir klar und deutlich zu Bewußtsein: ‚Du erlebst jetzt wirklich Karl May‘, obwohl mir das viereinhalbjährige Studium an der Hochschule, zweieinhalbjährige Tätigkeit als Regierungsbauführer in Deutschland und zwei Jahre Tätigkeit in Indien, also etwa neun Jahre, keine Zeit gelassen hatten, an May zu denken.

Es war so: Ein malaiischer Unternehmer, ohne mein Wissen Mitglied und Obmann des seinerzeit sehr gefürchteten Sarekat-Islams (einer Vereinigung von revolutionär-terroristischen Mohammedanern, die sich die gewaltsame Vertreibung der Weißen aus Indien zum Ziel gesetzt hatte), kam eines schönen Tages mit einer großen, etwa achtzigköpfigen Schar von Arbeitern an, um Erdarbeiten beim Wegebau Wadaslintang-Selekromo (Mittel-Java) gegen Stücklohn anzunehmen.

Da ich wenig Zulauf von Arbeitskräften hatte, ging ich gern auf sein Anerbieten ein, und ein Vierteljahr ging alles ausgezeichnet. Es waren kräftige, fleißige Kerle, aber alle – wie ich erst später erfuhr – insgeheim Mitglieder des Sarekat-Islams. Ich **[122]** hatte übrigens nichts mit ihnen zu schaffen, da ich stets nur mit dem Unternehmer Rasool Amin, einem großen, dunklen Javanen mit wilder Stimme, grimmigem Gebaren und kräftigem Schnauzbar (eine große Seltenheit bei den Javanen) abzurechnen pflegte, der seinerseits wieder mit den Leuten abrechnete.

So auch an einem Sonnabend. Ich zahlte ihm etwa 6000 Gulden für 12 000 Kubikmeter Erdaushub aus, und da mir danach das Geld ausgegangen war, holte ich mir am nächsten Montag für die neue Woche 30 Silbersäcke zu je 500 Gulden in meinem alten, wackligen Oryxauto aus dem etwa 53 Kilometer entfernten Wonosobo nach meinem Steinhaus, das völlig einsam am zu bauenden Wege lag. Mein nächster weißer Nachbar saß in Bandjarnegara, etwa 35 Kilometer von meinem Standplatz. Der Weg war schon so weit fertig, daß ich seit einigen Wochen mit dem Auto vor das Haus fahren konnte. Ein Schuppen aus Bambus war im Bau, aber leider nicht fertig. Als ich jenen Montag zurückkam, den ganzen Boden des Autos mit schweren Säcken Silbergeld belegt, erwartete mich meine Frau sehr unruhig; neben ihr stand eine große Anzahl jener Sarekat-Islamiten.

Noch wenig Böses ahnend, begann ich mit meinem Bedienten die Silbersäcke ins Haus zu tragen, beobachtet von den gierigen Blicken der Umstehenden.

‚Was wollt ihr?‘ rief ich, in der Tür stehend.

‚Schnell, bring doch die Geldsäcke aus ihren Augen, sie warten schon mehrere Stunden auf dich, sie wollen Bezahlung für die Arbeit! Schließ das Geld **[123]** weg!‘ flüsterte hinter mir meine Frau, die mich voll Angst erwartet hatte.

Ich befolgte den Rat schleunigst, ohne draußen weiter zu fragen.

Dann erst wandte ich mich wieder den Dortstehenden zu, die inzwischen nähergetreten waren. ‚Wo ist Rasool Amin?‘

„Fort, geflüchtet, mit allem Geld“, schrie man mir entgegen.

Ich hatte Mühe, die Leute zu verstehen, langsam kam ans Licht, das Rasoel schon die vorletzte Bezahlung den Leuten unterschlagen und auf die am letzten Lohntag vertröstet hatte und mit den Geldern von zwei Zahltagen (etwa 10 000 Gulden zusammen) verschwunden war. Die Wut der Leute was unbeschreiblich. Während der stürmischen Verhandlungen kam auch ans Licht, daß Rasoel Obmann des Sarekat-Islams war und all seine Arbeiter demselben angehörten.

Da wurde mir etwas unheimlich zumute, meine Frau sah ich auch schreckerstarrt hinter der Glastüre lauschen. Und die Leute hatten gesehen, wieviel Geld ich ins Haus geschleppt hatte! Sie forderten jetzt auch unverblümt von mir Bezahlung.

Wir waren mutterseelenallein in einem brodelnden Hexenkessel.

„Holt euch euer Geld von euerm saubern Anführer und trollt euch weg von hier!“ sagte ich äußerlich kalt und schlug die Glastür hinter mir zu.

Wir gingen zu Tisch, aber meiner Frau blieb jeder Bissen im Munde stecken. Noch dachte ich nicht an Karl May.

[124] Furchtsam kam der Diener geschlichen und sagte, daß ein Wortführer der Bande mich zu sprechen wünsche. Ich herrschte ihn an, daß ich für niemand zu sprechen sei.

Wie uns ein Blick durch die Gardinen belehrte, saßen sie alle bedrohlich dicht am Haus, einander anzuschreien und aufzuhetzen. Ich setzte mich ins Kontorzimmer an die Arbeit und ließ sie toben. Endlich war meine Geduld zu Ende, ich riß die Glastür auf und zischte sie an, sich zu trollen. Ich dachte nicht daran, zweimal zu bezahlen. „Pigi, pigi, pigi!“ rief ich mit anschwellender Stimme. Die Mauer vor mir rührte sich nicht. Ich warf knallend die Tür zu, schloß sie ab und ging wieder ins Kontor. Da begann es auf einmal mit Fäusten wüst gegen die Tür zu pochen, ich griff zum Gewehr – Karl Mays Erzählungen wurden mit einem Schlag lebendig – und trat rasch hinaus.

„*Samoea orang jang maoe masoek disini, akoe pasang sama snapaan!* – Jeden, der eindringt, knalle ich mit dem Gewehr nieder!“ rief ich laut in die Menge hinein. „Ich werde zur Polizei nach Wonosobo und Bandjarnegara schicken (Fernsprechverbindung hatte ich leider nicht). Geht weg, Leute, packt euch, ich mache Ernst!“

Sie waren auch zurückgewichen, das Gewehr schien Eindruck zu machen. Um ihnen leichten Abgang zu verschaffen – jeder Javane ist ja so ‚maloe‘ vor dem andern (er will seine gute, stolze Miene behalten) – begab ich mich wieder ins Kontor zurück.

Kurz darauf hörte ich es lauter schreien und die abgeschlossene Glastür auseinanderknallen, eine Scheibe zerbrach klirrend; ich stürzte nach vorn, ohne Gewehr. Da stand schon einer im Zimmer, unsicher, **[125]** selber erstaunt über den geringen Widerstand, den die Glastür geboten hatte. Blitzschnell überlegte ich – ich war rasend und in der Vollkraft meines Lebens –: „Du mußt ihn an der Hose und hinten am Kreuz an der kurzen Jacke hochnehmen und auf die Nachkommenden schleudern.“ In Wirklichkeit gar ich ihm bloß einen gewaltigen Stoß vor die Brust, daß er bis zur Tür zurückflog und die auf der Treppe Stehenden mitriß. Nun sprang ich ihm nach, faßte ihn wieder, denn er war glücklicherweise ohne Waffe, riß links und rechts noch einige mit den Knien und dem Oberkörper mit und stieß den Rädelsführer bis zur Gartentor, warf ihn hinaus, sprang mit Windeseile zum Haus zurück und bearbeitete mit den Knien die wenigen, die noch dort waren, und fegte den Garten leer. Ich war erstaunt über den schnellen Erfolg.

Wie mir meine Frau, die kreidebleich hinter den Gardinen alles mit angesehen hatte und heute diese Zeilen sauber mit der Maschine ins Reine tippt, später erzählte, soll ich dabei mit ungewöhnlicher Stimmkraft auf javanisch und malaiisch geflucht haben, und diese Stimme und mein Aussehen sollen die Kerle schneller in die Flucht gejagt haben als meine Hände und Knie.

Draußen vor dem Gartentor blieb die Bande noch einige Minuten stehen, löste sich dann aber allmählich in kleinere Trupps auf und verschwand. Wir atmeten auf. –

Für die nächsten Wochen wurde mein Haus unter polizeilichen Schutz gestellt; ich wurde auch in dem Verfahren gegen die Leute einige Male vom Landrichter vernommen, konnte mich aber an kein einzelnes Gesicht erinnern. Von den Urteilen habe ich **[126]** nichts mehr gehört, da ich bald darauf versetzt wurde. Meine Frau war menschen-scheu geworden.

Ich frage mich aber, wie ich ohne die geistige Schulung durch Karl May gehandelt hätte. Ich weiß es nicht; ich weiß bloß, daß es so recht war und daß ein Zurückweichen oder eine Flucht nach den Hinterzimmern

uns wahrscheinlich das Leben gekostet hätte. Der Malaie ist ja erst richtig mutig, wenn er die Feigheit seines Gegners erkennt, ähnlich wie das wilde Tier. Ich erinnere mich bloß, daß ich mich wunderte, wie klein die Lücke war, die der Mann in die Reihe riß und daß auch sonst etwas ‚nicht stimmte‘. Der Mann war leider in nahezu senkrechter Haltung ‚abgekommen‘ und nicht, wie in Mays Romanen, als Querschläger. In der Praxis kann der Ungeübte die Leute anscheinend doch nicht erst über den Kopf wirbeln lassen, auch wenn man, wie der Schreiber dieser Zeilen, 1,82 Meter groß und ganz leidlicher Sportsmann ist.

Man erlebt ja im allgemeinen so wenig im Sinn der Karl-May-Romantik; im Ingenieur- und Pflanzeleben in Indien wohl mehr, aber doch nicht genug. Man möchte – guten Ausgang ausbedungen – beinahe bedauern, daß man in zwanzigjähriger Tätigkeit hier noch nie bei einem jener zahlreichen Mordanschläge mit blanken Waffen dabeigewesen ist, bei denen es wirklich auf Schnelligkeit und Geistesgegenwart ankommt. Jagdabenteuer zählen ja nicht mit, es gibt leider keine grauen Bären in Indien, und Tigerjagden sind schon seit vielen Jahren nur den ganz großen Börsen möglich.

Von versuchten und stets mißglückten Einbrüchen könnte ich noch erzählen, ich wohnte ja über zehn Jahre als Ingenieur bei Straßen- und Brückenbauten [127] stets einsam und hatte zur Ausbezahlung an die Arbeiter immer beträchtliche Geldmengen im Haus. Aber diese Erzählungen sind nicht alle interessant und würden mich vom eigentlichen Zweck der Ausführungen abhalten.

Es ist besonders zu betonen, welch reichen Genuß uns auslandsdeutschen Karl-May-Verehrern das Lesen der Karl-May-Jahrbücher bedeutet. Die vielen neuen Eindrücke und später der langjährige Aufenthalt in den Tropenländern lassen die alte Heimat oft vergessen, die Liebe zur Heimat wird etwas verschüttet, man fühlt sich während der Heimaturlaube auch oft fremd, oder zum mindesten ist die alte Heimat so verändert, daß man sie nur mit Befremden wiedererkennt. ‚Der Auslandsdeutsche‘, die Zeitschrift des Deutschen Auslands-Instituts, ersetzt da vieles und läßt den Heimatsinn und das Zusammengehörigkeitsgefühl mit der Heimat wieder aufleben. Aber wieviel tiefer und inniger tun das dem auslandsdeutschen Karl-May-Leser diese Jahrbücher!

Ich habe seit etwa 20 Jahren nicht mehr so herzlich und glücklich gelacht und mich wieder so jung und urdeutsch gefühlt wie beispielsweise beim Lesen der Beiträge von Dr. Wolfgang von Weisl (‚Karl May und der Islam‘) und von Hauptmann a. D. [Guido] Braune (‚Kismet‘) im Jahrbuch 1929.

Diese beiden Herren sind mir vollständig unbekannt, aber ich wäre ihnen beim Lesen ihrer Worte am liebsten um den Hals gefallen, so Ureigenes schrieben sie, als ob es mir aus der Seele käme. Ist es möglich, daß man so ‚kongruent‘ denkt? Das muß ein starker Stempel gewesen sein, der uns so gleich prägte! Wieviele mögen mit mir im Karl-May- [128] Himmel seligster Zeiten geschwelgt haben beim Lesen von Seite 291 mit dem unnachahmlich von Dr. v. Weisl zum Höchsten gesteigerten: ‚Der Ägypter hat eben nicht Karl May gelesen‘. Oder Seite 486 von Hauptmann Braune das Urrockene: ‚Für mich war es eigentlich ganz selbstverständlich, daß ich schon eine halbe Stunde nach meiner Landung in Valona, das damals noch türkisch war, ‚als Häftling und angeblicher Spion auf der Polizeiwache saß‘. Das sind nur zwei köstliche Griffe in die Fülle der Beiträge; sie erwecken in uns Auslandsdeutschen das herrliche Gefühl, daß da drüben hinter dem Indischen Ozean in der Heimat noch die Alten sitzen, gleich jung wie wir.

Haben Sie vielen Dank, Herr Doktor, Herr Hauptmann! Vielleicht – wer weiß – trinken wir noch mal zusammen eine Pulle Wein in Deutschland oder Indien zum Andenken an unsern allverehrten Meister. Wer von den beiden Herren einmal nach Indien reisen sollte, der sei mein lieber Gast in Makassar. Langweilig soll es ihm nicht werden, er lernt mit mir auf meinen Inspektionsreisen in wenig Monaten ganz Celebes kennen, und dabei soll viel von Karl May geredet werden.

Mögen diese Zeilen übrigens beweisen, was uns Auslandsdeutschen Karl May und die Karl-May-Jahrbücher bedeuten! Die Philister, die die Karl-May-Bücher in früheren Jahren aus den deutschen Schulbüchereien verbannten, sollen erfahren, daß ein treuer Karl-May-Leser seine deutsche Heimat nie vergessen kann und wird, und daß die Pflege des Andenkens an Karl May durch die Karl-May-Jahrbücher eine Pflege des Deutschtums ist.

[[129]]

Wie ich Karl-May-Redner wurde

Von Major G. Braune¹³

©

¹³ Man vergleiche hierzu den Beitrag ‚Kismet‘ des gleichen Verfassers im Jahrbuch 1929.

¹⁴

¹⁵

¹⁶

Die Herausgeber.

[[137]]

Lopez, der Napoleon von Paraguay

Eine bedeutsame Persönlichkeit, die von Karl May übersehen wurde

Von Otto Schwerin

Karl May hat in seinen zahlreichen Romanen und Jugendschriften so ziemlich die ganze Welt geschildert. Dabei fällt es auf, daß das lateinische Amerika recht stiefmütterlich behandelt wurde, aus Gründen, die wir heute kaum mehr feststellen können. An sich hatte Karl May Verständnis und Sinn für spanische Art und spanisches Wesen, und eine große Anzahl seiner Romane, die im Wilden Westen spielen, greifen auch auf spanisch-mexikanisches Gebiet über.

Ich erwähne nur Teile seines vielleicht besten Romans ‚Winnetou‘ und ‚Satan und Ischariot‘, nicht zu vergessen die fünfbändige Erzählung ‚Waldröschen‘, die in der umgearbeiteten Fassung die Bände 51 – 55 der Gesamtausgabe füllt. In Südamerika spielen nur die beiden Bände 12 und 13, ‚Am Rio de la Plata‘ und ‚In den Kordillern‘, außerdem die Jugendschrift ‚Das Vermächtnis des Inka‘.

Es ist, wie gesagt, ein wenig überraschend und auch bedauerlich, daß May die südamerikanischen Länder etwas stiefmütterlich behandelte, überraschend, weil gerade Südamerika in den Jahre 1860 bis 1870, also in der Handlungszeit vieler von May geschilderter Abenteuer, den fesselndsten Stoff bot, und May hat doch sonst mit Vorliebe geschichtliche **[138]** Begebenheiten, frei und trotzdem lebensecht, in seinen Romanen behandelt. Dieses Manko in den Mayschen Schriften ist aber auch bedauerlich, weil kaum ein anderer Schriftsteller geeigneter gewesen wäre, die Ereignisse und Zustände in Ecuador unter dem Diktator [Guillermo] Franco, in Venezuela unter [Juan Chrisóstomo] Falcon und [José Gregorio Monagas] Monegas oder in Peru mit seinem tüchtigen, aber grausamen Präsidenten [Ramón] Castillas zu schildern.

Außerdem lebte aber in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts im La-Plata-Gebiet eine Persönlichkeit, deren Werdegang May unbedingt hätte packen müssen. Man ist versucht anzunehmen, daß Karl May über diesen Mann seinerzeit nichts oder nicht genug in Erfahrung brachte. Sonst hätte er ihn in seine Reiseerzählungen verflochten. Dieser Mann ist der Diktator Franzisco Solano Lopez von Paraguay, der Napoleon Südamerikas.

Um jedes Mißverständnis gleich im Anfang auszuschalten, muß hier erwähnt werden, daß May in seinem Bande ‚Am Rio de la Plata‘ einen gewissen Lopez Jordan auftauchen und bald wieder verschwinden läßt. Dieser Lopez Jordan hat, wie ich im Jahrbuch 1930 auf Seite 318¹⁷ nachzuweisen suchte, wohl auch gelebt, er hat aber mit der geschichtlichen Persönlichkeit des Diktators Lopez von Paraguay nichts zu tun.

Die nachfolgenden Einzelheiten über Lopez von Paraguay sind von mir im Laufe eines Jahrzehnts in mühsamer Kleinarbeit aus allen möglichen, im Grunde aber sehr spärlichen Quellen zusammengetragen worden. In deutschen Veröffentlichungen war nicht sehr viel Brauchbares zu finden, und ausländische **[139]** Quellen standen mir nur in beschränktem Umfang zur Verfügung.

Wer war nun dieser Lopez von Paraguay, der, wie gesagt, auch der Napoleon von Paraguay genannt wird, und was wissen wir eigentlich von seinem Ländchen, das er zum Mittelpunkt eines großen Guaranireichs zu machen gedachte und in seiner Verblendung dem Niedergang entgegenführte?

Paraguay ist neben Bolivia der einzige Staat in Südamerika, dem der Zugang zum Weltmeer fehlt. Es ist für amerikanische Verhältnisse ein kleines Land mit seinen rund 288 000 qkm, nicht viel mehr als halb so groß wie unser Vaterland. Dementsprechend klein ist auch die Einwohnerzahl, die auf rund eine Million geschätzt wird. Paraguay wurde lange Jahre von den Jesuiten fast unumschränkt und im gewissen Sinne kommunistisch regiert, fiel aber Ende des 18. Jahrhunderts an das benachbarte spanische Vizekönigreich Buenos Aires und hatte bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein eine fast ausschließlich indianische Bevölkerung, wie denn auch die eigentliche Umgangssprache in Paraguay nie das Spanische war, sondern das sogenannte Guarani, ein Indianerdialekt, der sich auch heute noch neben der spanischen Amtssprache gehalten hat.

Als sich die spanischen Kolonien am Anfang des 19. Jahrhunderts von der Herrschaft des alten Mutterlandes befreiten, übernahm im Jahre 1814 Dr. [José Gaspar Rodríguez de] Francia die Präsidentschaft des

¹⁷ In meinem Aufsatz ‚Über Karl May zu Lopez Jordan‘.

[Konkrete Angaben bei Franz Kandolf ‚Ricardo López Jordán‘ im Anhang zur Reprint-Ausgabe von Bd. 13 ‚In den Kordillern‘ N23 – N37, Karl-May-Verlag (1983).]

kleinen Staates Paraguay, die aber nichts anderes war als eine blutige Diktatur, weit schlimmer als die der spanischen Vizekönige oder der Gobernadores. Francia schloß das Land zudem auch ängstlich ab gegen alle [140] anderen Staaten und übergab, als er im Jahre 1840 starb, die Regierung seinem Neffen Carlos Antonio Lopez, der zwar die gleiche unumschränkte Gewaltherrschaft ausübte – die Paraguayer waren etwas anderes ja gar nicht gewöhnt – aber doch weitblickender war als sein Vorgänger; denn er räumte den Fremden wieder namhafte Rechte ein und organisierte die Militärmacht seines Ländchens in einer für südamerikanische Verhältnisse geradezu überraschenden Weise, wobei sich das System, die Bewaffnung und die Uniformierung eng an das preußische Vorbild anschlossen. Einen Beweis ihrer militärischen Tüchtigkeit sollten die paraguayischen Soldaten schon wenige Jahre später liefern.

Im benachbarten Buenos Aires herrschte der Tyrann Manuel de Rosas mit geradezu unbeschränkter Gewalt. Uruguay, Brasilien und ein ‚General‘¹⁸ dieses Rosas vereinigten sich endlich, um den Tyrannen zu vertreiben. Das paraguayische Hilfskorps führte Carlos Antonio Lopez' Sohn, der damals 18jährige Francisco Solano Lopez, als Brigadegeneral. Rosas wurde von den Verbündeten bei Monte Caseros schwer geschlagen, entkam auf ein britisches Linienschiff und lebte bis zu seinem Tode in England in der Verbannung.

Das war im Jahre 1852.

Ein Jahr später ging Francisco Solano Lopez auf Reisen. Es ist heute schwer zu beweisen, aber mehr als wahrscheinlich, daß der Vater seinen reichlich [141] unbändigen und ehrgeizigen Sohn auf einige Zeit loswerden wollte. Offiziell ging Franziscus nach Preußen zum Studium der dortigen Militärverhältnisse. Er hielt sich auch tatsächlich kurze Zeit in Deutschland auf, aber ihn lockte weit mehr die *Ville lumière*, Paris, heute noch das Dorado aller Lateinamerikaner. In Paris bemühte sich Lopez, die Gelder seines Papas unter die Leute, vor allem unter die Frauen zu bringen. Er zählte damals 26 Jahre und war schon in seiner Jugend zu seinem großen Leidwesen ein wenig korpulent. Aber die Exoten erfreuten sich damals, genau wie heute, in Paris einer großen Beliebtheit, vor allem dann, wenn sie auch über das nötige Kleingeld verfügten. Daß der Mischlingscharakter bei Francisco Solano äußerlich und in seinem



Lopez, der Napoleon von Paraguay
(1827—1870)

Wesen stark in Erscheinung trat, störte die Pariser Lebewelt nicht. Lopez führte dort ein Bummelleben. Parasiten beiderlei Geschlechts hängten sich an seine Rocksöhne. Damals lernte er auch eine Halbweltdame englischer Herkunft namens Elisa Lynch kennen, die er später als seine Pompadour mit nach Paraguay nahm und die das kleine Ländchen ganz im Sinne ihrer großen Vorgängerin nach allen Richtungen hin aussaugte.

In der Heimat übernahm er das Amt eines Kriegsministers, aber es ist heute schwer zu sagen, wieweit Francisco Solano an der Organisation der paraguayischen Armee Verdienste hat. Fest steht, daß das kleine Ländchen von noch nicht einer Million Einwohnern beim Tode von Lopez' Vater eine für südamerikanische Verhältnisse geradezu gigantische Armee von 60 000 Streitern mit rund 200 Geschützen besaß. Die Truppen waren nach preußischem Muster [142] bewaffnet, gedrillt, teilweise auch preußisch uniformiert, und als unbeschränkter Gebieter dieser Armee hielt sich Lopez für den Napoleon von Südamerika.

Die Grenzen seines Ländchens wurden ihm zu eng, er erstrebte nichts mehr und nichts weniger als die Errichtung eines neuen großen Guaranireichs, vergrößert durch umliegende Gebiete der Banda Oriental, wie

¹⁸ Dieser ‚General‘ kann kein anderer gewesen sein als Urquiza, der spätere Präsident Argentinien, der von Karl May in ‚Am Rio de la Plata‘ öfters erwähnt wird. Die Herausgeber.

man damals den heutigen Freistaat Uruguay nannte, Brasiliens und nicht zuletzt Argentiniens. Einen Kriegsgrund zu finden, fiel bei den damaligen politischen Verhältnissen in Südamerika natürlich nicht schwer.

Franzisco Solano Lopez war im Jahre 1862 seinem Vater in der Regierung gefolgt, angehimmelt von seinen Kreaturen, die ihm den Beinamen *El supremo* (Der Höchste) gaben. Lopez war nicht größenwahnsinnig aus eigener Veranlagung, er wurde von seiner Umgebung größenwahnsinnig gemacht.

Im benachbarten Uruguay war im Jahre 1864 wieder einmal das übliche Revolutiönchen, dort Pronunciamento genannt, ausgebrochen. Der Bandenführer [Venancio] Flores lehnte sich gegen die Regierung des uruguayischen Präsidenten Anastasio Aguirre auf und wurde heimlich von Brasilien gefördert, das in Flores ein gefügiges Werkzeug für seine eigenen politischen Bestrebungen zu finden glaubte.

Flores selbst war nicht stark genug, und Brasilien schickte ihm Hilfstruppen. Gestützt auf seine Militärmacht, erklärte Lopez von Paraguay: „Ein Eingreifen Brasiliens in die Verhältnisse Uruguays bedeutet für Paraguay den *casus belli*.“ Aber Brasilien, damals noch ein Kaiserreich, kümmerte sich um [143] die Ansichten des Tyrannen in Asuncion (Hauptstadt Paraguays) herzlich wenig und besetzte am 16. Oktober 1864 Montevideo, die Hauptstadt Uruguays. Lopez schäumte vor Wut.

Er beantwortete das Vorgehen Brasiliens mit der Mobilisierung seiner gesamten Macht und sandte einen Kurier an seinen Oberst Franco, der mit einem Bataillon Tiradores zu Pferd (berittene Jäger) am oberen Paraguayfluß lag. Die Ereignisse nahmen ihren Lauf.

Ohne zu ahnen, welche ausschlaggebende Rolle er in dem sich nun entwickelnden blutigen Drama zu spielen hatte, fuhr der brasilianische Postdampfer ‚Marques des Olinda‘ den Paraguayfluß hinab. In der Nähe von Confluencia wurde er durch die paraguayischen Jäger des Obersten Franco zur Übergabe aufgefordert. Der nichtsahnende Kapitän weigerte sich natürlich und gab Gegendampf, aber die paraguayischen Scharfschützen hatten beide Flußufer besetzt und eröffneten mit ihren ausgezeichneten preußischen Zündnadelgewehren sofort das Feuer, das auch einige Opfer forderte. Jetzt hielt es der brasilianische Kapitän doch für geraten, klein beizugeben und unter Protest die Flagge zu streichen. Der Dampfer bildete die erste Kriegsbeute der Paraguayer, wohlgemerkt Kriegsbeute, denn mit diesem Rechtsbruch hatte Lopez den Krieg begonnen.

Einen Hauptfehler hatte er aber schon jetzt begangen, einen Fehler, der die sichere Niederlage vorausahnen ließ. Statt sich der Hilfe des auf Brasilien stets eifersüchtigen Argentinien zu versichern, forderte Lopez den Präsidenten [Bartolomé] Mitre von Argentinien dadurch heraus, daß er in einem recht hochtrabenden [144] Ton das Durchmarschrecht durch die argentinische Provinz Corrientes forderte. Mitre weigerte sich natürlich, konnte in diesem Fall gar nichts anderes als nein sagen, und nun erhielt auch Argentinien die Kriegserklärung Paraguays.

Der zweite nicht wieder gutzumachende taktische Fehler war darin zu erblicken, daß Lopez seine starke und schlagfertige Armee nicht zusammenhielt, sondern in kleine Abteilungen zerriß. General [Vicente] Barrios, der Schwager Lopez', rückte mit 10 000 Mann in die brasilianische Provinz Matto Grosso ein, General Nobles überschritt die argentinische Grenze und konnte ohne besonderen Widerstand die gleichnamige Hauptstadt der Provinz Corrientes besetzen. Zwei andere Lopezsche Führer, [Pedro] Duarte und General [Antonio de la Cruz] Estigarribia, setzten sich südlich von Encarnacion in Marsch und erreichten am 1. August das brasilianische Städtchen Uruguayana am Uruguayfluß, das sofort von Estigarribia besetzt wurde, während Duarte am andern Flußufer ein befestigtes Lager aufschlug.

In Asuncion herrschte eitel Jubel und Begeisterung. Überall war die paraguayische Armee in siegreichem Vormarsch, überall stand die Heeresmacht des ‚Supremo‘ auf feindlichem Boden. Aber es sollte ganz anders kommen, als es der Supremo gehofft.

Die verzettelten Truppenteile der Paraguayer hingen überall in der Luft. Es waren ausgezeichnete Truppen, das mußte ihnen der Neid lassen, aber sie waren geführt von unfähigen, teils eitlen, teils geltungsbedürftigen, jedenfalls unselbständigen Generalen; die prächtigen, mit Goldschnüren überladenen Uniformen konnten die fehlenden militärischen Führeigenschaften nicht ersetzen.

[145] Während die Paraguayer hilflos zuwarteten, rüsteten die Feinde. Der Kaiser von Brasilien ging selbst zur Armee ab; der an sich nicht untüchtige Bandenführer Flores erhielt brasilianische und argentinische Verstärkungen und ging zur Offensive vor.

General Duarte wurde vollkommen überrascht, seine Armee konnte als vernichtet gelten. Wenige Tage später ereilte auch Estigarribia sein Schicksal, er wurde in Uruguayana eingeschlossen und mußte kapitulieren. Große Rührigkeit ist nun gerade keine südamerikanische Eigenschaft. Die Verbündeten drückten nicht mit dem nötigen Nachdruck hinter Lopez her. Dieser erkannte aber doch den Ernst der Situation, er rief seine Truppen aus Corrientes zurück, übernahm den Oberbefehl persönlich und warf sich nach längerem Zögern auf seinen nächsten Gegner, den Präsidenten Mitre von Argentinien. Die Ereignisse drängten geradezu zu einer Schlacht, obgleich keine Partei die Entscheidung herbeizuführen wagte.

Beide Heere standen sich bei Curupaity gegenüber. Die Paraguayer kämpften wie die Löwen, ihr gutgeleitetes Artillerief Feuer riß blutige Furchen in die Reihen der argentinischen Lanceroregimenter, die Kugeln der paraguayischen Zündnadelgewehre wüteten unter den argentinischen Infanteristen, die größtenteils noch mit alten Vorderladern aller möglichen Systeme bewaffnet waren und schon schwerste Verluste erlitten, bevor ihre eignen Geschosse den Feind auch nur erreichen konnten. Am Abend bedeckten Tausende von Argentinern die Pampa, aber auch Lopez' Truppen waren zu Tod erschöpft und zogen in der Nacht ab. Die eigentlich geschlagenen **[146]** Argentinier behaupteten auf diese Weise, wenn auch unter furchtbaren Verlusten, das blutige Schlachtfeld von Curupaity.

Für Lopez war der Krieg damit schon verloren, aber er war zu dickköpfig, um diese Tatsache einzusehen. Vielleicht glaubte er auch noch an eine ja immerhin mögliche überraschende Wendung des Kriegsglücks. Er hatte die Festung Humaita an einer Biegung des Paraguayflusses zu einer starken Stellung ausgebaut. In diese Festung, die auch noch durch Ketten im Fluß gegen Schiffsangriffe gesichert war, warf sich Lopez mit dem Rest seiner Armee, im ganzen noch zehn- bis zwölftausend Mann.

Dort widerstand der Rest des paraguayischen Heeres über ein Jahr den Angriffen der Verbündeten, die ihre Kräfte von Monat zu Monat verstärken konnten und schließlich auch eine Kanonenbootflottille ausrüsteten. Die Granaten der gezogenen Schiffsgeschütze räumten furchtbar auf unter den Lopez'schen Truppen, die hinter ihren Erdwerken kaum Deckung gegen Kleingewehrfeuer finden konnten. Auch die Lebensmittel begannen knapp zu werden. Zuerst behalf man sich durch Schlachten der Artilleriepferde, aber auch diese ‚Vorräte‘ konnten nicht lange vorhalten. Hunger, Krankheiten und die Geschosse der Brasilianer wüteten furchtbar unter der tapferen Besatzung.

Lopez war alles andere als ein Held. Die Unglücksschläge zermürbten ihn und machten ihn noch mißtrauischer, als er es bisher schon immer gewesen. Überall witterte er Verrat. Erschießungen Unschuldiger waren an der Tagesordnung. Dort aber, wo der wirkliche Verräter saß, war er blind.

[147] Die starke Festung Humaita ist, wie einwandfrei feststeht, durch Verrat in feindliche Hände gekommen.

Über die Persönlichkeit des ‚Judas von Jumaita‘ gibt es verschiedene Lesarten. Welche die richtige ist, wird heute nur schwer festzustellen sein. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat jene Ansicht, daß ein paraguayischer Offizier, ein Ausländer übrigens, den Lopez von Paris mitgebracht hatte und dem der sonst so mißtrauische Supremo vertraute, seinen Herrn und Freund gegen eine Summe von 5000 Patacons verriet. Die Brasilianer machten einen Angriff zu Wasser, landeten aber auch, ungesehen von der Festung aus, 1600 Infanteristen mit einem Dutzend Kanonen und überrumpelten Humaita von der Landseite her. Die stark befestigte Hazienda Santa Anna soll ihnen durch Verrat überliefert worden sein. Sie fiel am 5. April 1868 in die Hände der Verbündeten, und damit war Lopez' Schicksal endgültig besiegelt. Er rettete nur Trümmer aus Humaita, die sich aber am Tepicuaryfluß bei Lomar Valentinas und Angostura nochmals erbittert schlugen. Die hohläugigen, ausgemergelten Gestalten in zerfetzten Waffenröcken fragten nicht, ob ihre Sache gut und gerecht sei, sie ließen sich für ihren Supremo niedermetzeln, und mit nur wenigen hundert Mann marschierte Lopez dem Chacogebiet entgegen. Langsam, aber sicher folgte der Feind. Am Neujahrstag des Jahres 1869 zog der Kommandant der Verbündeten, der brasilianische Marschall [Luís Alves de Lima e Silva, Herzog von] Caxias, in Asuncion, der Lopez'schen Hauptstadt, ein. Lopez gab immer noch nicht klein bei, und jetzt hatte sein Widerstand, trotz oder gerade ob seiner Aussichtslosigkeit, etwas Heroisches. Selbst seine Geliebte, die Lynch, soll **[148]** ihn jetzt verlassen haben. Lopez kämpfte weiter, immer verfolgt von feindlicher Kavallerie. Er entfesselte einen Kleinkrieg, der fast den letzten männlichen Bewohner Paraguays bis zum 14., ja bis zum 12. Jahr herab unter die Waffen rief. Das heldenhafte Volk schlug sich mit einer Erbitterung und einem Mut der Verzweiflung, der in der Weltgeschichte fast ohne Beispiel dasteht und

nur nicht allgemein bekannt wurde, weil die Teilnahme für Paraguay in Europa, aber auch in andern Erdteilen, ja selbst in den Vereinigten Staaten, nur recht gering sein konnte.

Erst der Tod des Supremo machte dieser Schlachtereier ein Ende. Lopez wurde am 1. März 1870 am Aquidabanflusse in der Nähe der Ansiedlung Cerro Cora von brasilianischen Lanceros aufgespürt und durch einen Lanzenstich getötet. Damit war der mörderische, langjährige Krieg zu Ende, aber auch der kurze Traum eines Phantasten, der gerne den Napoleon der Neuen Welt gespielt hätte, wozu ihm jedoch so ziemlich alles fehlte.

Als im Jahre 1872 der Friede endlich zustande kam, waren drei Viertel der paraguayischen Bevölkerung tot, sämtliche waffenfähige Männer waren dem Ehrgeiz eines einzigen Mannes geopfert worden, und nachträglich muß man die Frage aufwerfen, warum Europa von dem Heldenkampf dieses kleinen tapferen Volkes kaum Kenntnis nahm. Gewiß sah man, ganz vereinzelt, in deutschen, französischen und spanischen Zeitungen Berichte über die Ereignisse in Paraguay, aber die vorliegende klare und gewollt nüchterne Schilderung des Martyriums der Paraguayer dürfte die erste zusammenhängende Schilderung überhaupt sein. Die mangelnde Teilnahme **[149]** in Europa ist freilich an sich durchaus verständlich. Europa hatte damals mehr zu tun, als sich um einen langjährigen und dadurch auch langweiligen Kampf eines kaum dem Namen nach bekannten südamerikanischen Ländchens zu kümmern. Die Jahre 1864, 1866 und vor allem 1870 waren in Europa selbst sehr bewegt, und im Jahre 1864 begann der Heldenkampf in Paraguay, und er endete im Jahre 1870.

Aus all diesen Gründen dürfte auch Karl May herzlich wenig Unterlagen über Lopez und seine Helden besessen haben, und deshalb mag er an dem südamerikanischen Napoleon achtlos vorübergegangen sein, obwohl Old Shatterhand der Zeit nach, 1864 bis 1870, sehr gut einen Abstecher nach Paraguay hätte unternehmen können.

In Reisewerken, die um die Jahrhundertwende geschrieben wurden, liest man gelegentlich von einer südamerikanischen Frauenrepublik. Gemeint ist Paraguay. Der mörderische Krieg hatte auf Jahrzehnte hinaus die männliche Bevölkerung geradezu vernichtet, und alle Arbeit wurde von Frauen verrichtet. Die wenigen Männer fielen nicht ins Gewicht, und es herrschten in Paraguay auf sittlichem Gebiet seltsame Zustände. Ein Mann lebte damals in Paraguay wie im Paradiese. Es gehörte nicht zu den Seltenheiten, daß man einen männlichen Reisenden im Innern des Landes einfach festhielt, daß ihn die Frauen nicht weiterließen, ihm das Pferd versteckten, ihn hegten und pflegten und ihm den Himmel auf Erden zu bereiten suchten, soweit hierzu in Paraguay überhaupt Möglichkeiten gegeben waren.

[150] So wuchs denn im Laufe des 20. Jahrhunderts ein neues Geschlecht heran, und aus dem ehemaligen Indianerstaat wurde ein ausgesprochener Mischlingsstaat, mit einer nicht sehr zahlreichen weißen Bevölkerung. Es waren begreiflicherweise moralisch nicht die besten Elemente, die Paraguay wieder bevölkerten, aber es waren, wenn auch häufig rohe, so doch stramme, kräftige Burschen, und von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet hat der Supremo, der Napoleon von Paraguay, der Diktator Don Francisco Solano Lopez, vielleicht doch mehr für sein Land getan, als er im Jahre 1870 gewußt und geahnt hat.

Die Handlungszeit des ‚Winnetou‘

Von Fritz Maschke¹⁹



¹⁹ Die Zeitenfolge beschäftigt viele May-Leser und Mitarbeiter. Um auch eine andre Auffassung zu Wort kommen zu lassen, haben wir Herrn *can. ethn.* Fritz Jäger, Leipzig, Gelegenheit zu kritischen und ergänzenden Anmerkungen gegeben. Die Herausgeber.

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

[[191]]

Karl May und Gabriel Ferry

Von Franz K andolf

Am 5. Januar 1852 bereitete der Untergang eines Schiffes, das auf der Fahrt nach Kalifornien in Brand geriet, einem jungen, hoffnungsvollen Schriftstellerdasein ein jähes Ende. Gabriel Ferry, mit dem wirklichen Namen [Eugene] Louis [Gabriel Ferry] de Bellemare, darf als der französische Cooper bezeichnet werden. Von seinen wenigen Werken – er war ja erst 42 Jahre alt, als ihn der Tod ereilte – gehören nur vier zur Gattung des Indianerromans: *Costal l'Indien*, *Les Gambusinos*, *Les Squatters* und *Le Coureur des Bois*. Und von diesen vier Werken ist es eigentlich auch nur ein einziges, das letzte, durch das er Weltberühmtheit erlangt hat.

Bereits im Jahr 1851 erschien in Halle eine deutsche Übersetzung des *Coureur des Bois* unter dem Namen ‚Der Waldläufer‘. Auch in [Anton Philipp] Reclams Universalbibliothek fand er Eingang. Weniger bekannt indes dürfte sein, daß sich auch Karl May ausgiebig mit dem ‚Waldläufer‘ befaßte. Im Jahre 1879 brachte der Verlag Neugebauer-Stuttgart eine deutsche Umarbeitung des ungemein beliebten Romans für die Jugend heraus. Der Verfasser dieser Umarbeitung war Karl May.

Diese Arbeit Karl Mays ist längst vollständig vergriffen. Denn die schlecht gekürzte Ausgabe, die später der Verlag Bardenschlager-Reutlingen besorgte, ist kaum noch als ein ‚Karl May‘ zu bezeichnen. Sie ist zu werten wie viele andere Ausgaben, [192] durch die [James Fenimore] Cooper, [Daniel] Defoe, [Jonathan] Swift usw. für die Jugend genießbar oder vielmehr ungenießbar gemacht wurden. Wer sich wirklich an Ferry ergötzen will, der forsche in einer der großen Bibliotheken nach der alten Bearbeitung von Karl May, und er wird seine Freude erleben. Nicht bloß an Ferry, sondern vielleicht noch mehr an Karl May.

Um es gleich zu sagen: durch Karl May hat der ‚Waldläufer‘ wesentlich gewonnen. Die ermüdenden langschweifigen Zwiesgespräche sind verschwunden, das fad Sentimentale im Verkehr des Waldläufers mit seinem Pflegesohn tritt bedeutend zurück, der junge, unbedeutende Tiburcio Arellanos erfährt in den Händen Karl Mays die Umwandlung in einen berühmten Rastreador, und außerdem finden sich so viele Zutaten aus der Feder Karl Mays, daß der Leser, der mit den Werken des Radebeuler Erzählers vertraut ist, bald Ferry vergißt und sich in die Vorstellung hineinliest, er habe einen echten ‚Karl May‘ vor sich. Denn diese Bearbeitung ist so weitgehend, daß man fast gezwungen ist zu sagen: der ‚Waldläufer‘ hat zwei Verfasser gehabt: Gabriel Ferry und Karl May.

Auf Schritt und Tritt begegnen wir da Mays Eigenart. Der im übrigen anziehend geschilderte Indianer weist bei Ferry einen schweren sittlichen Mangel auf, der ihn um einen großen Teil unserer Hochachtung bringt. Das kann Karl May nicht dulden. Der Bruch im Charakter verschwindet, und der Indianer steht jetzt ohne sittlichen Fehl da. Das muß so sein, denn während Karl May an Rayon Brülant arbeitet, steigt vor seinem Auge das Bild Winnetous auf, dem er in den nächsten Erzählungen die Züge [193] und die Eigenschaften seines Vorbildes geben will, und da muß sich natürlich auch das Vorbild möglichst fehlerfrei zeigen.

Reizvoll ist es, zu erfahren, daß im ‚Waldläufer‘ zum erstenmal die Silberbüchse erscheint. Ich meine den ‚Waldläufer‘ Karl Mays, nicht den Ferrys. Denn dieser weiß von einem solchen Gewehr nichts. Und erst aus den Händen des Komantschen wandert es später in die Hände Winnetous.

Die Bearbeitung Karl Mays bestand ferner darin, daß er ganze Teile des ‚Waldläufers‘ unter den Tisch fallen ließ, während er Dinge, die Ferry nur andeutet, zum Inhalt von neuen, spannenden Kapiteln machte. So tut Ferry die Herzensangelegenheit des Indianers mit ein paar Worten ab, Karl May dagegen ersinnt eine ganz neue Liebesgeschichte. Er führt uns ins Lager der Komantschen und ins Wigwam der schönen Mo-la, der heimlich Angebeteten. Der ‚Kluge Fuchs‘, der Häuptling der Komantschen und Vater des Mädchens, erscheint vor uns und stellt dem jungen Krieger eine schwere Aufgabe, durch deren Erfüllung er sich die Squaw erringen soll; der Komantsche zieht aus, wie einst die Ritter der ‚Tafelrunde‘, um sich den Gegenstand seiner Minne zu erkämpfen. Das ist alles nicht mehr Ferry, sondern Karl May, echter, urwüchsiger Karl May.

Doch mit der Bearbeitung des ‚Waldläufers‘ ist die Beziehung Karl Mays zu Ferry noch nicht erschöpft. So gut wie unbekannt dürfte es sein, daß der ‚Waldläufer‘ für ihn in vieler Beziehung anregend und richtunggebend gewesen ist in bezug auf sein eigenes dichterisches Schaffen.

[194] Ich kenne nicht die gesamte Indianerliteratur, aber soweit mir wenigstens Cooper, [Friedrich] Gerstäcker, [Charles] Sealsfield, [John] Retcliffe und [Balduin] Möllhausen bekannt sind, ergibt sich nirgends Abhängigkeit Mays von diesen Schriftstellern. Anders bei Ferry. In meinem Aufsatz ‚Winnetou und Rayon Brülant‘⁴² habe ich zu beweisen versucht, daß der Ur-Winnetou Karl Mays nichts anderes ist als der indianische Held des ‚Waldläufers‘, wenn auch in verbesserter Auflage.

Aber nicht nur für seinen Winnetou hat Karl May aus dem ‚Waldläufer‘ geschöpft. Während er sich mit dieser Arbeit beschäftigte und sie liebte, schuf seine Phantasie selbsttätig weiter. Dabei entstand der Gedanke und der Plan zu seiner Erzählung *Deadly dust*⁴³. Das läßt sich leicht beweisen. Auf Seite 288 seiner Bearbeitung gebraucht Karl May, nicht Ferry, zum erstenmal den Ausdruck *deadly dust*. Tatsächlich dreht sich ja um den tödlichen Staub der ganze Roman Ferrys. Und hätte er ihn nicht ‚Waldläufer‘ getauft, so hätte er ihm keinen treffenderen Titel als ‚Tödlicher Staub‘ geben können.

Ein spanischer Graf sammelt da eine Schar Abenteurer, um einen ungeheuern Goldschatz am Ufer des Rio Gila zu heben. Doch ein Fluch ruht auf dem Unternehmen. Alle, aber auch alle, die nach dem Besitz des Goldes trachten, gehn zugrunde. Nur der wirkliche Eigentümer des Goldes samt seinen Freunden kommt mit dem Leben davon, vielleicht allein deswegen, weil sie nicht nach dem ‚tödlichen Staub‘ verlangen, und weil dem jungen Tiburcio ein freundlicher [195] Blick aus den Augen seiner Rosarita lieber ist als das ganze Goldtal.

Was ist natürlicher, als daß Karl May während der Arbeit der Gedanke kam, den Fluch des Goldes und die Pest des Goldfiebers zum Gegenstand einer neuen Erzählung zu machen? Dieser Gedanke lag sehr nahe, wenigstens für einen so phantasiebegabten Schriftsteller wie Karl May.

Auch in Mays späteren Werken lassen sich Spuren des ‚Waldläufers‘ nachweisen.

Bei Ferry spielt ein spleeniger Engländer eine Nebenrolle. Er reist mit einem amerikanischen Jäger durch den Wilden Westen, um den flüchtigen ‚Schimmel der Prärie‘ zu fangen, und hat mit seinem Begleiter einen Vertrag geschlossen, wonach ihm jener alle Gefahren aus dem Weg räumen soll. Sicherlich ist diese Gestalt Pate gewesen bei dem Lord Castlepool im ‚Schatz im Silbersee‘. Auch dieser wirbt sich Begleiter, erprobte Westmänner, freilich nicht dazu, daß sie ihm den Weg durch die Savannen ebnen, sondern daß sie ihm möglichst viele Abenteuer verschaffen sollen.

Und dann der furchtbare Mischling El Mestizo, französisch Sang-Mêlé genannt! Diese Gestalt ist vom künstlerischen Standpunkt eine der prächtigsten, die Ferry gezeichnet hat. Auch durch sie ist Karl May angeregt worden, und die Erzählung ‚Halblut‘ wäre wahrscheinlich ohne den ‚Waldläufer‘ nie geschrieben worden.

Ja, ich stehe nicht an zu behaupten, daß auch in der ersten größeren Winnetou-Erzählung, in ‚Old Firehand‘⁴⁴, Spuren des ‚Waldläufers‘ zu finden sind. [196] Diese Erzählung war zwar schon von Karl May geschrieben worden, bevor er sich an die Bearbeitung des ‚Waldläufers‘ machte. Aber es besteht kein Zweifel, daß er dieses Werk lange zuvor bereits kannte. Und klingt nicht die Herzengeschichte Winnetous, in einem Ton wenigstens, an die Rayon Brülants an, wie sie von Ferry, nicht von Karl May, dargestellt wird? Beiden wird das geliebte Mädchen genommen, dem einen vom eignen Stammeshäuptling, dem andern von – Old Firehand. Freilich ist das die einzige Ähnlichkeit. Der übrige Teil der Geschichte wird von beiden Dichtern verschieden ausgesponnen.

Und Old Firehand selber? Erinnert dieser berühmte Westmann mit der nie fehlenden Büchse nicht an den alten Waldläufer, den Großen Adler, der mit seinem geliebten Schießgewehr förmlich zu einem einzigen Wesen zusammengewachsen ist? Selbst Old Shatterhand, der in der Urfassung des ‚Old Firehand‘ unter dem Schutz Winnetous und des alten Trappers wandelt, könnte man mit einigem guten Willen wiederfinden bei Ferry, und zwar in der Gestalt des jungen Tiburcio, der unter die Fittiche des Waldläufers genommen und von ihm zum brauchbaren Westmann erzogen wird.

Am Ende seiner Bearbeitung wirft Karl May eine Reihe von Fragen auf, die sich um das spätere Lebensschicksal der Personen des Buches drehen. Und seine letzten Zeilen lauten:

⁴² Karl-May-Jahrbuch 1932.

⁴³ Deutscher Hausschatz 1879, jetzt ‚Winnetou‘ III.

⁴⁴ Siehe ‚Winnetou‘ II.

Heut müssen diese Fragen unbeantwortet bleiben, denn der ‚Waldläufer‘ hat noch gar manches Abenteuer erlebt, von dem der freundliche Leser später hören wird.

Was soll das bedeuten?

[197] Karl May wußte doch ganz genau, daß Ferry keine Fortsetzung des ‚Waldläufers‘ geschrieben hat. Also konnte er dem Leser auch keine Versprechungen machen. Oder er selber hatte im Sinn, eine Fortsetzung zu schaffen. So und nicht anders müssen diese Schlußworte gedeutet werden. Und wahrlich, Gabriel Ferry hätte keinen finden können, der würdiger und berufener gewesen wäre, sein Werk fortzusetzen, als Karl May. Der Vorläufer hätte sich nicht des Fortsetzers, und dieser nicht seines Vorläufers zu schämen brauchen.

Hat nun aber Karl May tatsächlich eine Fortsetzung zum ‚Waldläufer‘ geschrieben?

Ja und nein!

Es ist möglich, daß er damals, als er jenes Schlußwort schrieb, ein solches Werk plante. Zur Ausführung ist es niemals gekommen. Oder vielleicht doch? Ist nicht Rayon Brûlant in Winnetou wiedergekommen, der Mestize Sang-Mêlè im ‚Halbblut‘ und Sir Frederic im Lord Castlepool? Und sind nicht in verschiedenen andern Westmannsgeschichten Karl Mays die übrigen Männer Ferrys irgendwie wieder auferstanden? Der Indianertöter Pedro Diaz in Sans-ear, der Verräter Cuchillo im Mörder Santer, der Schurke Baraja in Thomas Melton, dem Brudermörder, Tiburcio Arellanos in Old Shatterhand und schließlich der Waldläufer selber in Old Firehand? Sie alle sind wiedergekommen, in anderer Gestalt zwar und unter andern Namen, aber wie die Gestalten Karl Mays selbständige Kinder seines Geistes sind, so sind sie doch auch ein wenig Geist vom Geiste Ferrys.

Das ist kein Nachteil für die Werke unsers Dichters. Im Gegenteil: das muß so sein! Denn jeder **[198]** Mensch steht auf der Schulter eines oder mehrerer Vorgänger, und sein Schaffen kann nur dann ganz verstanden werden, wenn die Wurzeln bekannt sind, aus denen es herausgewachsen ist.

So steht Karl May auf den Schultern Gabriel Ferrys. Am ‚Waldläufer‘ hat er seine junge Kunst geübt, und wenn wir uns heute mit ungeteilter Freude dem Genuß seiner späteren Winnetou-Erzählungen hingeben dürfen, so verdanken wir das nicht nur der Kunst unsers Dichters, sondern zum Teil auch dem, der Jahrzehnte vorher auf der Fahrt nach Kalifornien in den Wassern des Ozeans ein allzu frühes Grab gefunden hat.

Halef wider Kandolf

El Kuds, den 1. April 1346.

Sewgülü Effendim! Freund meines Sihdi, Büchermacher und Beschützer seines Harems!⁴⁵

Ich bin in Jerusalem, in Fasts Hotel, in dem auch manchmal mein lieber Sihdi weilte. Wir sind herübergekommen von den Weideplätzen der Haddediñ, ich und Kara Ben Halef, mein Sohn. Wir haben einen Engländer hierhergebracht, weißt Du, so einen graukarierten, der nach Fowling bulls gräbt, wie unser David Lindsay. Unsere Pferde sind bei uns. Sie fressen ihre Datteln noch genau so gern wie damals, als unser Sihdi auf ihnen ritt. Ich bin alt geworden, aber noch lebe ich und lerne. Siehst Du, daß ich die Monate der Nemsawi in ihrer Sprache schreibe?

Effendi, ich habe hier das Kitab für 1345 gelesen, das Ihr Nemsawi das Jahrbuch 1926 nennt. Da **[200]** stand etwas geschrieben über mich, von einem bösen Mann, der will mich totschiagen. O Allah, weiß er nicht, daß dies gegen die Lehre der Nasrani ist? O warum habe ich meine Kurbatsch Deinem Museum geschenkt? Hätte ich sie hier, wüßte ich, was ich täte! Ich bin sehr zornig und fließe über vor Ärger, wie das Wasser im Topf, das zu lange kocht. Früher haben finstere Feinde versucht, meinen guten Sihdi abzuschlachten. Jetzt will man im eignen Lager mit mir dasselbe tun. O Jammer, o Traurigkeit, o Verworfenheit! Wie kann man es wagen, sich an mir zu vergreifen, dem mächtigsten Scheik vom großen Stamm der Schammar! Ich bin doch gar nicht totzukriegen! Das hat auch mein Sihdi stets gesagt. Frag Hanneh, die Rose, die lieblichste aller Frauen, die mir immer noch die besten Fleischgerichte kocht; sie wird Dir mit dem Kochlöffel Bescheid geben.

Sag mal, hat der böse Mann dort in Germanistan nicht einst so lebendig die Reise niedergeschrieben, die ich mit meinem Sihdi nach Mekka⁴⁶ gemacht habe? Und jetzt will er mich umbringen, weil auch der rote Scheik in Amiriki gestorben ist! Was hat dieser denn mit mir zu tun? Ich kannte ihn nicht, und er kannte mich nicht. O Allah, das Gehirn des Bösen ist wie ein Leuchter voll ranzigem Öl, dessen Flamme trüb flackert und in die Irre führt. Nein, Effendi, ich lebe, und ich denke auch gar nicht daran, zu sterben. Ich muß ja den Haddediñ und den Dschamikun noch so viele Abenteuer erzählen. Hab ich nicht recht, Effendi? Ich habe gehört, daß der böse Mann ein Mueddin ist. Möge er in seiner Überheblichkeit und **[201]** Verblendung nicht vom Minarett seiner Moschijah stürzen, wenn er die Mittagsgebete spricht; und möge er seine große Sünde bald bereuen, damit nicht später der Scheitan seine schwarze Seele im Feuer der Dschehennah brate!

Ed'dem, b'ed dem, Blut um Blut, sagt der Kuran. Oh, wenn der schwarze Mann doch hier wäre! Aber so blutigierig wie er will ich gar nicht sein. Ich werde ihm nur alle Tage ein wenig von seinen langen Mueddinbarthaaren ausreißen, acht rechts, neun links, bis er gar keine mehr hat. Da darf er sich dann unter den Nasrani nicht mehr sehen lassen, nicht wahr? Effendi, ich habe gehört, er soll sogar Bier trinken! O Schande! Welcher wahre Gläubige tut das? Und dann soll er in Munichia wohnen, das im Sultanat Bavarijeh liegt, aus dem die schlimmsten Leute des Abendlandes kommen. Dort setzt er sich nachts in einen tiefen Keller und trinkt das, was der Prophet verboten hat; und damit er nicht so gesehen wird bei seinem frevelnden Tun, macht er mit seinem Tschibuk mächtig Rauch, daß er ihn einhülle und verberge. Ist es wahr, daß in Munichia noch mehr Nasrani leben, die sich nachts in den Keller setzen, und daß diese sündigen Eingeborenen dann den durchreisenden Fremden gezeigt werden zum Abscheu und zur Warnung?

Effendi, meine Seele ist betrübt und zornig wie der Gast in der Karawanserei, den des Nachts die Wanzen beißen. Sag dem Schwarzen, daß er nicht nach meinem Leben trachten darf, denn das ist verboten. Laß ihn durch einige handfeste Khawassen einsperren! Und wenn Du das nächste Kitab hinten in Deinem Zelt druckst, ehe Du es dann an die in großer **[202]** Geduld wartenden Käufer abgibst, so füge doch ein Blatt ein, worin Du allen Nasrani befiehlst, daß sie mich, den besten und treusten Freund meines Sihdi, beschützen

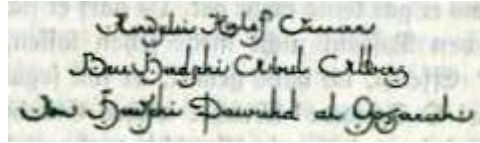
⁴⁵ Anmerkung des Verlags: Dieses launige Geplänkel stammt von unserem Freund und Mitarbeiter Johannes Nixdorf-Breslau und lief schon 1928 hier ein, nachdem nämlich Kandolfs Äußerungen im Jahrbuch 1926 („Von Hassan el Kebir bis Hadschi Halef Omar“) gedruckt waren. Wegen des bekannten Raummangels mußte der Abdruck immer wieder verschoben werden. Da aber nunmehr auch Otto Eicke (in „Des Baues Vollendung“, Jahrbuch 1931) sich der Meinung Kandolfs anschloß, lassen wir Nixdorf jetzt endlich zu Wort kommen, zugleich mit einer Antwort dessen, an den sich Hadschi Halef Omar gewandt hatte. Die Herausgeber.

⁴⁶ Vgl. Ges. Werke, Bd. 50, May-Kandolf: In Mekka.

sollen. Möge so der Kleister, mit dem du das Blatt einklebst, uns alle miteinander einträchtig verbinden!
Meide allen Zank und Hader und vor allem die Trunkenheit!

Voller Liebe und aufrichtiger Teilnahme
Dein Beschützer und Mahner und väterlicher Freund

[Hadschi Halef Omar
Ben Hadschi Abul Abbas
Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah]



*

Radebeul, im Sommer 1931.

An Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah,
den obersten Scheik der Haddediyn vom Stamm der Schammar!

Gruß und Ehrerbietung zuvor, o Hadschi Halef Omar, und Dank für Deinen langen Brief aus El Kuds! Ich habe ihn aufmerksam gelesen und ihn dann meinem Freund vorgelegt, dem Mueddin der Nasrani aus Minichia, als er letzthin bei mir zu Besuch war. Er hat lange nachgedacht über die Angelegenheit, die Deinen Zorn so heftig erregt, und hat mich schließlich gebeten, Dir zu schreiben, Dich zu beruhigen und Dich herzlich von ihm zu grüßen. Zunächst läßt er Dir sagen, er habe Dich nicht weniger in sein Herz geschlossen als einst der Sihdi **[203]** in das seinige. Er dächte nicht daran, Dich umzubringen, denn er sei ein sehr friedliebender und gemüthlicher Mann. Du hättest ihn nur falsch verstanden.

Sieh, lieber Halef, alles muß doch einmal ein Ende, einen Abschluß haben. Das wirst Du bei der Länge Deines Verstandes einsehen. Ewig ist nur Allah. Nun will der Mueddin bekanntlich die Erzählungen Deines Sihdi zu Ende bringen. Dabei wird er in einem Kitab auch berichten, wie er sich einmal den Heldentod des berühmten Hadschi Halef Omar denkt. Weiter nichts! Da werden alle Leser dieses Buches ein Loblied singen auf Dich und Deine Tugenden. Du aber kannst schmunzelnd vor Deinem Zelt sitzen und lächelnd zu Hanneh, der lieblichsten Blume, und Kara Ben Halef, dem jungen Helden, sagen: „Hamdulillah, ich lebe noch!“

Ich hoffe, daß diese Nachricht Dich beruhigt, ja erfreut; denn du sollst ja nicht nur leben bleiben in Wahrheit, sondern sollst sogar unsterblich sein für alle Zeiten! Und ich hoffe weiter, daß Du von dem Mueddin aus Minichia nun nicht mehr so schlimm denkst wie bisher.

Der besseren Verständigung wegen macht er Dir den Vorschlag, ihn doch einmal in Munichia zu besuchen. Gewiß, die Reise ist weit. Aber was hat das für einen Mann wie Hadschi Halef Omar zu bedeuten, der mit seinem Sihdi durch die Wüsten Nordafrikas und durch Ägypten geritten ist, der die Länder der Gläubigen von Basra bis Stambul bereiste, der in den Schluchten des Balkan mit den Skipetaren und im Reiche des silbernen Löwen mit den Sillan gekämpft hat! Und sollte Dich die Last **[204]** der Jahre hindern, so könntest Du ja Kara Ben Halef nach Minichia senden; er würde dann an Deiner Statt Frieden schließen mit dem bösen Mueddin. Hanneh, die lieblichste unter den Frauen, kann ihn unbesorgt ziehen lassen, denn es gibt in Minichia auch allerlei Getränke, die der Prophet nicht verboten hat, und in den Kellern, von denen Du gehört hast, ist es nicht weniger behaglich als bei jenem Wirt in Amadijah, der den köstlichen roten Wein verschänkte. Du erinnerst Dich wohl noch? ...

Also, lieber Halef, laß Deinen Groll schwinden! Der Mann, der Dich angeblich umbringen wollte, ist Dein Freund ebenso wie der Verfasser dieser Zeilen, der Dich und die Deinen herzlich grüßt als

Dein



Des Baues Kuppel

Von Otto Eicke⁴⁷

Gedanken über die endgültige Abfassung von ‚Winnetous Testament‘

Die Bausteine sind gesammelt. Die Gestaltung der Kuppel kann beginnen, das Letzte, was zur Vollendung und Krönung des Werkes zu geschehen hat, das unvollendet blieb, durch das, wie wir gesehen haben, mitten hindurch der Bruch geht. Nicht bildlich gesprochen; wir wollen versuchen, für ‚Winnetous Testament‘ den Verlauf der Handlung aufzuzeichnen. Dabei werden wir – vgl. die Bausteinsammlung der vorangehenden Abhandlung – zu scheiden haben zwischen der Formung des eigentlichen Testaments und der Rahmenerzählung; eine solche war, wie ich gezeigt habe, in Karl Mays Plänen ganz gewiß nicht vorgesehen, scheint aber für uns eine Notwendigkeit zu sein, um das Testament nicht als trockene Sammlung von Betrachtungen, Rückblicken und Ausblicken **[206]** religiöser, völkerkundlicher, allgemein ethischer, ja, auch politischer Art wesensfremd an das große Lebenswerk des Dichters anzuhängen.

Und nun die erste, vor allem wichtige Frage: Soll die in ‚Winnetous Testament‘ sich anspinnende Handlung unmittelbar an die von ‚Winnetous Erben‘ anschließen? Selbstverständlich! Das scheint die gegebene Antwort. Darauf weist doch alles am Schluß von ‚Winnetous Erben‘ deutlich hin. Und das würde sich doch auch prächtig machen. Wozu denn erst wieder neuen Anlauf nehmen? Wir sind doch dort, wo uns der Meister verließ, prächtig im Schwung! ‚Morgen wird ein neues Komitee gebildet ... und übermorgen reiten sämtliche Häuptlinge und Unterhäuptlinge nach dem Berg der Königsgräber‘, sagt der Bewahrer der Medizin. – Gewiß, gewiß! Das weiß ich wohl, und es ist auf den ersten Blick verlockend genug, hier anzuknüpfen. Aber ich fürchte, wir werden uns die Freude versagen müssen, der Gründung des Komitees beizuwohnen, und werden die Häuptlinge allein reiten lassen. Denn was jene im Komitee beschließen, würde schwerlich ausreichen, den Leser des neuen Bandes zu fesseln, und was diese oben auf dem Berge schatzgraben wollen, nämlich die Berichte über die Vergangenheit der roten Nation, das sollen wir ja (vgl. die Bausteinsammlung) im Testament aus Winnetous Mund erfahren, dürften es also vorher gar nicht verraten; denn ‚doppelt hält besser‘ gehört nicht zu den Grundsätzen, die man in der Schriftstellerei befolgen darf. Dazu kommen außerdem noch ganz andere, viel zwingendere Gründe. Erstens! Es ist hier ähnlich wie am Schluß von **[207]** ‚Ardistan und Dschinnistan‘. Der Aufstieg aus den Niederungen (dort der Dschesireh, hier der Prärien) ist erfolgt. Das Ziel, das der Führer Karl May dem willig folgenden Leser verhieß, ist erreicht (dort der Dschebel Allah, hier der Mount Winnetou). Und nun? Nein, nein, ich brauche nicht zu wiederholen, was ich in ‚Des Baues Vollendung‘ darüber gesagt habe, warum alle richtigen, braven Romane dann schließen, wenn er und sie sich kriegen. Beharren in Ruhe, Ausbau und Festigung und – das Genießen mühsam erworbenen Glückes ist nichts für den Fernstehenden. Eine Romanhandlung kann davon nicht leben. Also weist auch diese Betrachtung auf die Notwendigkeit, mit der Rahmenerzählung zum ‚Testament‘ wirklich ein neues Buch aufzuschlagen. Und nun die Hauptsache! Am Schluß von ‚Winnetous Erben‘ befindet sich Old Shatterhand nicht allein am Mount Winnetou. Er hat das Herzle mit auf diese abenteuerliche Fahrt genommen. Für Karl May entsprach das insofern den Tatsachen, als ihn auf der hier gemeinten Amerikareise (1908) tatsächlich seine Gattin, Frau Klara May, begleitete. Für Karl May war die Rolle, die er das Herzle in ‚Winnetous Erben‘ spielen ließ – ich sprach schon davon – eine Art Huldigung, die er der Lebensgefährtin darbrachte. Wir aber dürfen hier auf keinen Fall in seine Fußtapfen treten; denn eines schickt sich nicht für alle. Aber es ist ja ohne weiteres klar, was ich meine. Was des Dichters gutes Recht war, was ihm zum Schmuck gereichte, daß er seine Gattin handelnd auftreten läßt, um ihr auf solche Art einen Ehrenkranz zu flechten, das wäre, wollten wir ein Gleiches wagen, eine grobe Taktlosigkeit, **[208]** einfach eine Unmöglichkeit. Das Herzle muß in ‚Winnetous Testament‘ bestimmt unsichtbar bleiben. Wohin aber sollte es so plötzlich verschwunden sein, wenn wir die Handlung unmittelbar an ‚Winnetous Erben‘ anknüpfen? Ja, gälte es einen Ritt Old Shatterhands von dem werdenden Winntou-City weiter hinauf

⁴⁷ Die obigen Ausführungen bilden den zweiten, abschließenden Teil zur Abhandlung ‚Des Baues Krönung‘ im vorigen Jahrbuch. Beide Teile gehören zu der Aufsatzreihe, die Otto Eicke über die symbolischen Schriften Karl Mays verfaßte und die im Jahrgang 1929 mit dem Beitrag ‚Wenn sie geschwiegen hätten‘ begann. Man vergleiche ferner ‚Der verschüttete Quell‘ und ‚Der Bruch im Bau‘ (beide 1930), ‚Des Baues Vollendung‘ (1931). Der letzte Teil der gesamten Aufsatzreihe ‚Ausklang‘ ist für den Jahrgang 1934 [KMMV, 2008], S. 111-120] vorgesehen.
Die Herausgeber.

in die Berge, so könnte man andeuten, sie sei bei Tatellah-Satah in der Burg zurückgeblieben. Nun aber wird es doch unvermeidlich sein, einen Teil auch des ‚Testaments‘ am Mount Winnetou spielen zu lassen (vgl. die Bausteinsammlung). Darum ist dieser Ausweg ungangbar. Ebenso wie es unmöglich ist, etwa vorzugeben, Old Shatterhand hätte das Herzle nach der Heimat zurückgeschickt. Durch die immerhin nicht gefahrlosen Einöden auch des gemilderten Wild-West? Und warum, da sie nun doch einmal die Reise mit ihm unternommen und bis zum Mount Winnetou durchgeführt hat? Nein! So oder so, es geht nicht!

Es findet sich keine andere Lösung, hier vor allem nicht, als daß wir mit der Rahmenerzählung zum ‚Testament‘ eine völlig neue Handlung beginnen. Das würde dann außerdem noch einen Vorteil haben. Wir können so das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und können – hier folge ich einer Anregung, die mir vom Leiter des Karl May-Verlags Dr. E. A. Schmid gegeben wurde – im ‚Testament‘ Pappermann stillschweigend verschwinden lassen. Kaum ein Karl May-Leser wird dem matt und farblos gezeichneten Trapper eine Träne nachweinen, und wenn wir ihn als Begleiter des Helden lieber durch das Freundespaar Dick Hammerdull und Pitt Holbers ersetzen, so wird uns im **[209]** Gegenteil mancher, der gern noch etwas über die weiteren Schicksale der drolligen beiden erfahren hätte, Dank dafür wissen. Eine Verbesserung, die uns gleichfalls nur durch ein völliges Von-Frischem-Anfangen ermöglichen würde⁴⁸.

Nehmen wir darum einmal an, Karl May-Old Shatterhand ist, das endlich gefundene Testament seines roten Bruders im Reisekoffer oder in der Tasche, mit dem Herzle in die deutsche Heimat zurückgekehrt. Dort hat er einen Winter dazu benützt, sich liebevoll in die geistige Hinterlassenschaft seines Winnetou zu versenken und das Manuskript druckfertig zu machen; denn er soll ja Testamentsvollstrecker sein, soll diese Botschaft des Edelmenschentums unter der Menschheit verbreiten. Nun ist es wieder Frühling geworden. Der Mann in der Villa Shatterhand fühlt das Verlangen, ja fühlt die Notwendigkeit, sich noch einmal mit Tatellah-Satah zu beraten, ehe er Winnetous Wort hinausgehen läßt in alle Welt. Briefe schreiben hinüber und herüber? Ach, das ist nicht der lebendige Wechsel der Rede von Mund zu Mund. Und für den Vielgereisten bedeutet eine Fahrt in die Neue Welt ja keine so ungeheuerliche Reise. Er faßt also kurz den nötigen Entschluß und – sitzt eines Tages wieder in Trinidad, in dem Gasthaus, das früher einmal dem einstigen Westläufer **[210]** Pappermann gehörte. Erinnerungen umspinnen ihn, während er sich in dem kleinen Hinterzimmer, das für die ‚vornehmen Gäste‘ bestimmt ist, die Mittagsmahlzeit schmecken läßt. Er ist hier wieder Mr. Burton. Unter diesem Namen kennt ihn der neue Wirt nun einmal von damals her. Von Pappermann ist nichts zu erfahren. Aber etwas anderes weiß ihm der Wirt, der sich nun einmal verpflichtet fühlt, den Gast zu unterhalten, als Neuigkeit aufzutischen. Da liegt die Zeitung. Er solle nur nachlesen. So etwas gäbe es gewiß drüben im alten Germany nicht. Diese Dreistigkeit der Verbrecherbanden! Jetzt hätten sie am helllichten Tage sämtliche Wertstücke einer weltberühmten Sammlung in Boston ausgeräumt. Das sei nun schon der zweite solche Streich. Alle Inhaber von Kunstsammlungen und alle Museumsleiter, soweit sie Wertstücke von Gold und Edelsteinen besäßen oder verwalteten, seien voll Sorge und Bangen usw. usw. – Old Shatterhand liest die betreffenden Zeitungsnachrichten und findet da allerdings Banditenstrieche verzeichnet., wie wir sie heut etwa aus Chicago hören. Eine weitverzweigte Bande, denkt er, die da am Werk ist! Das wäre etwas für den Old Shatterhand früherer Jahre gewesen! Eine Lust, die Kerle aufzuspüren und ihnen das Handwerk zu legen! In seinen Gedanken unterbricht ihn der Wirt. Ein Gentleman sei soeben angekommen und habe nach Mr. Burton gefragt. Ob Mr. Burton schon hier Wohnung genommen habe. Gewiß! sei ihm der Bescheid geworden. Vor einigen Stunden! Aber woher er denn wisse, daß Mr. Burton – –? – ‚Oh‘, hatte der Fremde abgewehrt. ‚Ich habe Mr. Burton erwartet, und er **[211]** erwartet mich. Melden Sie mich – einen Freund – er weiß schon Bescheid. Ich bitte, ihn stören zu dürfen.‘ – Old Shatterhand ist verblüfft; denn er weiß von nichts, hat sich hierher mit niemand verabredet. Aber er ahnt etwas. Der häufige Name Burton! Es muß sich hier um eine Verwechslung handeln. Das sagt er dem Wirt auch, nimmt aber den Fremden an; denn es regt sich in ihm der Fährtenucher. Vielleicht bahnt sich ein Abenteuer an! Hier muß

⁴⁸ Hier ist zu bemerken, daß in der Neubearbeitung von ‚Winnetous Erben‘ diese bedeutsame Änderung bereits durchgeführt ist. An Pappermanns Stelle tritt schon in diesem Band das Freundespaar Dick Hammerdull – Pitt Holbers. Damit lösten die Bearbeiter das Versprechen ein, das Karl May am Schluß von ‚Old Surehand‘ dem Leser gab, nämlich weiteres von den Schicksalen dieser beiden Trapper zu erzählen. Die Herausgeber.

[Das Karl-May-Jahrbuch 1933 erschien erst nach der 1935 herausgegebenen bearbeiteten 11. Auflage von ‚Winnetous Erben‘! Die Aufsätze von Otto Eicke wurden wahrscheinlich vor dieser Bearbeitung geschrieben und für das KMJb 1932 (‚Des Baues Krönung‘, erschienen 1934) überarbeitet (siehe oben, hier S. 102). Der obige Aufsatz wurde offenbar nicht überarbeitet, so dass hier der ursprüngliche Vorschlag, den Austausch ‚Pappermann‘ → ‚Holbers/Hammerdull‘ erst für das neu zu schreibende „Testament“ vorzunehmen, stehen blieb.]

man abwarten, ohne natürlich unbefugt in fremder Leute Geheimnisse eindringen zu wollen.

Zurück zu ‚Winnetous Erben‘!

Woher – so wird man mit Recht fragen – nehme ich gerade diesen Anfang? Könnte die Rahmenerzählung zum ‚Testament‘ nicht auch ganz anders einsetzen? – Gewiß, das könnte sie! sage ich. Aber auf irgendeine Lösung der Frage müssen wir uns schließlich doch festlegen, und die von mir vorgeschlagene hat das eine für sich: es ist eine Lösung im Sinne Karl Mays. Das Technische dabei, der Trick, das erregende Motiv ist dem Meister abgelauscht. Man vergegenwärtige sich die Ereignisse, die Karl May seinen Lesern zu Beginn der Reiseerzählung ‚Am Rio de la Plata‘ vor Augen führt. Als ein gänzlich Fremder im Lande betritt da der Held in Montevideo zum erstenmal den Boden Südamerikas. Er steigt im Hotel ab. Ein Besucher wird ihm gemeldet, den er auch empfängt. Es ist ein gänzlich Unbekannter, der aber gleichwohl sehr vertraulich tut, und Karl May, ob dieser zuhören will oder nicht, zum Mitwisser von Dingen macht, die in die Politik des Landes hineinspielen und, da sie **[212]** das Bestehen einer Verschwörung erkennen lassen, eigentlich recht geheimer Art sind. Was weiter dort geschieht, kümmert uns hier nicht. Für uns ist allein das eine maßgebend: die Szene, die ich für den Beginn von ‚Winnetous Testament‘ hier vorschlage, ist nach dem Vorbild der eben angedeuteten Einleitung jener zweibändigen südamerikanischen Reiseerzählung gebildet, ist also im Sinne Karl Mays geformt. Mehr glaube ich zur Rechtfertigung meiner Handlungsführung nicht sagen zu müssen.

Zurück also nach Trinidad, ins ‚Hotel Pappermann‘, ins Hinterstübchen für vornehme Gäste! Old Shatterhand empfängt hier einen Besucher. Ein Blick genügt: ja, es stimmt, der Mann ist ihm völlig fremd. Aber noch mehr gibt dieser eine Blick dem Menschenkenner kund. Der, den er da vor sich hat und der sich ihm mit einem beziehungsreichen Lächeln nähert, ist ein Fuchs. Also Vorsicht! – Das Gespräch entwickelt sich etwa folgendermaßen. Der Besucher nimmt das erste Wort. ‚Mr. Burton?‘ – ‚Der bin ich allerdings. Aber warum fragen Sie? Aus Ihrer Anmeldung schien doch hervorzugehen, daß Sie mich kennen wollen.‘ – ‚Nicht das, Mr. Burton! Nicht von Angesicht! Wenn ich mir erlaubte, das Wort Freund zu gebrauchen, so sollte das nur andeuten, daß ein Gemeinsames uns verbindet.‘ – ‚Und das wäre?‘ – ‚Das große Ziel! Das große Geheimnis.‘ – ‚Mein Herr‘, wehrt Old Shatterhand jetzt ab, ‚Sie verkennen mich.‘ – Doch der andere lächelt. ‚Sie sind vorsichtig, und das verstehe ich. Aber ich weiß, woran ich bin. Old ... nun, bitte?‘ – ‚Shatterhand!‘ – ‚Sehen Sie, es stimmt.‘ – ‚Ah, Sie wissen, daß man mich so genannt **[213]** hat?‘ – Da lacht der Fremde wie über einen guten Witz. ‚Sie sind sehr schlagfertig, Mr. Burton. Aber ich weiß nun, daß ich mich nicht täusche. Sie haben das Lösungswort richtig gegeben: Old – Shatterhand! Ja geistesgegenwärtig sind Sie. Ein Mann, der das nicht wäre, hätte unsere Vereinigung auch nicht so von Sieg zu Sieg führen können und –‘ – ‚Ich muß aber doch ernstlich bitten‘, macht Old Shatterhand noch einmal den Versuch, dem anderen den Mund zu verschließen. Jener aber kehrt sich nicht daran. – ‚Keine falsche Bescheidenheit, Mr. Burton! Ehre, wem Ehre gebührt! Ihre Verdienste sind gewaltig. Jeder Streich glückt uns. Wir werden auch den geheimnisvollen ‚Schatz der Königsgräber‘ erbeuten, den jener alte Tatellah-Satah in der halb verschütteten Höhle am Mount Winnetou hütet. Und wir werden damit unermeßliche Reichtümer gewinnen.‘

Schatz der Königsgräber (vgl. Winnetous Erben)! Tatellah-Satah! Mount Winnetou! Hier erst liegt für mich die eigentliche Verknüpfung der Handlungen von Mays letzter Reiseerzählung und unserem Ergänzungsband. In der Luft hängt also das Geschehen der Rahmenerzählung zum ‚Testament‘, wie ich sie mir denke, keineswegs, wenn ich auch aus den eingangs angeführten Gründen die unmittelbare Verknüpfung beider Bände ablehne. Die mittelbare Verknüpfung – ich glaube, das wird hier schon fühlbar – soll um so fester und lückenlos sein.

Wege, die weiterführen

War Old Shatterhand bisher fest entschlossen, den Fremden nötigenfalls mit allem Nachdruck auf seinen Irrtum, auf die ganz offenbar vorliegende **[214]** Personenverwechslung aufmerksam zu machen, den Fluß seiner Rede zu dämmen und sich um die hier vorliegenden Geheimnisse nicht zu kümmern, mochten sie vielleicht an sich noch so reizvoll sein – für den Fährtsucher, so wirken die oben zusammengestellten drei Stichworte auf ihn ganz plötzlich in anderer Richtung bestimmend. Was er da hört, hat er nach dem Willen einer höheren Macht hören sollen. Seine Freunde am Mount Winnetou und ihr kostbarer Besitz sind in Gefahr. Jetzt weiß er darum. Und er scheint dazu bestimmt, diese Gefahr abzuwenden. Also muß er noch mehr zu wissen trachten, muß die Rolle weiter spielen, die ihm ohne sein Zutun aufgedrängt worden ist. Das

mag als Maßgabe für die Weiterführung dieser Szene genügen. Old Shatterhand stellt sich sofort um. Er spielt die Rolle des anderen Burton, dessen, den der Fremde hier in Trinidad zu treffen erwartet hat. Dank seiner Gewandtheit und seiner Erfahrung in solchen Lagen gelingt ihm das auch, ohne daß der andere Verdacht schöpft. Er erfährt, daß jener Burton das Oberhaupt einer weit verzweigten Verbrecherbande ist, nicht gemeiner Tramp, sondern sogenannter Gentleman-Verbrecher. Diese Bande hat unter Burtons Fernleitung (er ist den Seinen zumeist nicht persönlich bekannt) offenbar auch die Museumsdiebstähle verübt, von denen Old Shatterhand soeben in der Zeitung gelesen hat. Und da es Burton eben besonders auf solche Plätze abgesehen hat, an denen Kostbarkeiten in Menge beisammenliegen – damit sich das Geschäft lohnt – ist er auch auf die Plünderung der Höhle verfallen, in der Tatellah-Satah und die in Winnetou City versammelten **[215]** Häuptlinge den ‚Schatz der Königsgräber‘ untergebracht haben, von dessen geplanter Bergung am Schluß von ‚Winnetous Erben‘ die Rede ist. Es ist dieselbe Höhle, in die das unselige Winnetou-Monument von Young Surehand und Young Apanatschka hinabgebrochen ist, in der dann Pida mit all seinen Kriegern gefangen und zum Frieden gezwungen wurde.

Wie aber – so fragt sich Old Shatterhand – haben die Verbrecher vom Vorhandensein der Höhle und ihrer Schätze erfahren? Die Beantwortung dieser Frage läßt mich wieder zu den in ‚Das Baues Krönung‘ gesammelten Bausteinen greifen. Der Fremde – er nennt sich meinetwegen Swift – erzählt, was sein Mr. Burton doch eigentlich wissen sollte, und erst recht, was er noch nicht wissen kann. Sind da zwei von den sauberen Herren in New Orleans eines Tages zufällig mit zwei seltsamen Käuzen zusammengetroffen, zwei Westmännern noch vom alten Schlag. Old Shatterhand merkt, daß von seinen alten Gefährten Dick Hammerdull und Pitt Holbers die Rede ist. Das Gespräch ist auf Gold und Edelsteine gekommen, und die beiden Unvorsichtigen haben geprahlt, solch ein Reichtum wie in der jungen Winnetou-City sei nirgends in der Welt beisammen zu sehen. Näheres wußten sie nicht. Sie hatten das auch nur vom Hörensagen. Indianer, die dort gewesen seien, hätten davon gesprochen. Ob man diese Herrlichkeiten nicht auch einmal bewundern dürfe? Das wußten sie nicht. Aber ein gewisser Sam Hawkens ein alter, alter Westläufer, könne vielleicht Auskunft geben. Er stehe mit Winnetou City in Verbindung. **[216]** Er habe sich auf einem Berge – es kommt auf den Nugget Tsil hinaus – in der Nähe von zwei Indianergräbern ein Blockhaus gebaut, vor kurzem erst, um dort in Einsamkeit seine Tage zu beschließen. Den Berg, das Blockhaus und den Trapper hatten die beiden Verbrecher auch richtig aufgespürt und aufgesucht. Und nun hat sich gezeigt, daß Winnetous Wort (Winnetou II. Kap. 7) die Wahrheit enthielt: ‚Sam Hawkens wird alt, wie du heut gesehen hast.‘ Womit der Apatsche schon damals sagen wollte, der Alte ließe in seinen Fähigkeiten nach, man könne sich auf ihn nicht mehr verlassen. Das gilt natürlich erst recht jetzt, da Sam die 80 überschritten hat (vgl. die Bausteinsammlung). Er hat ohne Bedenken geschwätzt von den Schätzen Tatellah-Satahs, von Winnetou City und von der Höhle. Das alles Mr. Burton zu berichten, ist Swift hierhergekommen. Burton hat bisher nur das Nötigste gewußt. Und daß Old Shatterhand auch das noch aus Swift herausfragen kann, ohne sich verdächtig zu machen, darf nicht als unglaublich bezeichnet werden. Solche Fälle schildert Karl May häufig. Zum Vergleich verweise ich nur auf eine Stelle im Silberlöwen II Kap. 1. Kara Ben Nemsis holt da einen Sill – es ist im Khan Iskenderijeh – der ihn für einen Anführer des Geheimbundes hält, so geschickt aus, daß er unter fast gleichen Umständen wie hier seine Rolle ohne Schaden durchführen kann und alles Nötige erfährt. Und da ich einmal bei der Rechtfertigung meiner Handlungsführung bin, gleich noch ein anderes: Die große Unvorsichtigkeit der beiden Trapper Dick Hammerdull und Pitt Holbers! Sollte so erfahrenen Westmännern wirklich so **[217]** etwas zuzutrauen sein? Gewiß! Das haben sie ja nach Karl May zur Genüge bewiesen. Old Surehand II, Kap. 1 wird erzählt, wie sie durch ihre Arglosigkeit dem ‚General‘ den Diebstahl der Bankanweisungen aus ihren schönen, neu gekauften Taschen eigentlich recht leicht machen und wie sie dann, als das Unglück geschehen ist, auch noch wunder wie sehr erstaunt sind, daß das vermeintlich so wohl verwahrte Geld verschwinden konnte. Gerade diesen beiden ist also eine Fahrlässigkeit wohl zuzutrauen.

Es läßt sich denken, wie gespannt Old Shatterhand den Berichten Swifts lauscht. Da taucht auch sein alter Sam Hawkens wieder auf. Am ‚Nugget Tsil‘ also haust er. Ja freilich, der Alte hat damals grenzenlos an der ‚schönen, jungen, roten Miß‘ gehangen. So nahe ging ihm ihr Tod, daß er wie blind den Kiowas immer wieder in die Hände lief. Nun hat er sich dicht bei ihrem und ihres Vaters Grab eine Hütte errichtet, um da das eigene Ende zu erwarten. Doch es ist jetzt nicht die Zeit für Old Shatterhand, Erinnerungen nachzuhängen. Er schüttelt die Rührung ab und sieht den Tatsachen ins Auge. Swift will von seinem

„Anführer“ Bescheid haben. Er hat schon einen Teil der Bande auf die Beine gebracht. Die anderen können in wenigen Tagen bereit sein. Er muß zu diesem Zweck nur noch hierhin und dahin fahren. Nun soll Burton verfügen, was zu geschehen hat, wie er sich den Überfall auf die Schatzhöhle denkt. Old Shatterhand ist es natürlich vor allem darum zu tun, Zeit zu gewinnen. Er erklärt also, er müsse hier ganz sicher gehen. Darum wolle er vorerst selbst mit dem alten Trapper Sam Hawkens reden. Inzwischen soll **[218]** Swift die Leute zusammentrommeln und bereitstellen. Dann soll er nach Sam Hawkens Blockhütte kommen zur entscheidenden Besprechung. Nur er allein! Das sagt Old Shatterhand, damit nicht andere mitkommen, die vielleicht den richtigen Burton kennen. Der Tag des Eintreffens wird vereinbart, und Swift wird dann eiligst wieder fortgeschickt. Eiligst, weil womöglich jeden Augenblick der richtige Burton kommen kann. Nach seinem Verschwinden wird der Wirt soweit ins Vertrauen gezogen, daß er auf die Ankunft des zweiten Burton vorbereitet ist und von ihm keine Dummheiten zu befürchten sind. Und nun grübelt Old Shatterhand im Hinterstübchen einsam über dem, was da zu tun ist. Zunächst muß er den anderen Burton hier erwarten und abfangen. Hoffentlich kommt er bald. Old Shatterhand muß ja rechtzeitig bei Sam Hawkens sein, noch vor Swift, um mit dem Alten erst noch unter vier Augen sprechen zu können. Was er dann, wenn er Burton erwischt hat, mit ihm machen soll, ist ihm freilich ein Rätsel. Der Polizei übergeben? Nein, er will keine Einmischung der Behörden. Laufen lassen darf er ihn um keinen Preis. Also als Gefangenen mitschleppen? Geht nicht! Man lebt nicht mehr in den Zeiten, da Old Shatterhand jung war. Ein solcher nichtamtlicher Gefangenentransport wäre jetzt – zumal hier in Trinidad – undenkbar. Aber was tun? Was tun?

Während er noch so sitzt und sinnt – Old Shatterhand in Schwierigkeiten, aus denen er, der Findige, einmal keinen Ausweg weiß – hört er, da die Tür zum Nebenzimmer nur angelehnt ist, daß neue Gäste gekommen sind. Er belauscht ein belangloses **[219]** Gespräch. Aber die Stimmen kennt er. Und dann fällt die Redensart: ‚Was meinst du, Pitt Holbers, altes Coon?‘ Sie geben ihre Absicht kund, nach dem Nugget Tsil zu Sam Hawkens zu reiten. Da geht er kurz entschlossen hinüber, und es gibt ein Wiedersehen mit Hallo und Hurra. Allerdings gießt Old Shatterhand Wasser in den Wein der Freude, indem er den beiden ihre Schwatzhaftigkeit vorhält. Sie lassen sogleich die Ohren hängen und gestehen reumütig, sie hätten sich auch schon Gedanken gemacht. Nur reichlich spät sind ihnen Bedenken gekommen, als sie nämlich von den Diebstählen in Schatzsammlungen hörten. Nun wollten sie für alle Fälle vorsorgen und Sam Hawkens warnen. In diesen letzten Ausführungen liegt eine Rechtfertigung für mich gegen den Vorwurf, ich ließe den Zufall zu gefällig sein, indem ich die beiden gerade in dieser Stunde nach Trinidad führe. Sie sind also nicht zufällig hier. Ihr Erscheinen ist vielmehr im großen Ablauf der Handlung begründet.

Jedenfalls kommt Old Shatterhand das Erscheinen der beiden recht gelegen. ‚Ich will euch Gelegenheit geben, eure Fehler wieder gutzumachen‘, sagt er. ‚Ich muß eilends zu Sam Hawkens reiten. Ihr aber sollt mir den Mr. Burton fangen und nach dem Nugget Tsil bringen.‘ – Sie sind zu allem bereit und so begeistert, daß sie versprechen, ihn in Fesseln und Banden mit sich zu schleppen, und wenn er sich auch noch so sträuben sollte. Doch Old Shatterhand wehrt hastig ab. – ‚Wo denkt ihr hin? Ihr sollt ihm gar nichts tun. Ganz in Frieden und Freundschaft sollt ihr mit ihm reiten.‘ – Sie sehen einander verdutzt an. – ‚Ja, dann wird er **[220]** aber vielleicht nicht mittun.‘ – ‚O, er wird nur zu gern! Ihr müßt es nur pfiffig anfangen.‘ – Wieder stummes Mienenspiel der beiden. Einer fordert vom andern den nötigen pfiffigen Einfall, und da keiner etwas weiß, geraten sie in den üblichen spaßhaften Streit. In diesen Szenen hier kommt der Humor zu seinem Recht, der nun einmal in einem May-Band, soll er echt erscheinen, nicht fehlen darf (vgl. die Bausteinsammlung). Bis Old Shatterhand dem ein Ende macht. Er erklärt den beiden, wie er sich die Sache denkt. Die beiden sollen Burton vermeintlich die nötigen Botschaften bringen, ihm aber dann erklären, es sei unumgänglich notwendig, daß sie alle drei gemeinsam den alten Sam Hawkens noch einmal aufsuchten. Da sei noch so mancherlei zu erfragen, ehe man den entscheidenden Schritt einleiten könne. Sie beide solle er mitnehmen, um sich ihrer dann gegebenenfalls als Boten dahin oder dorthin bedienen zu können. Der Plan ist zweifellos gut. Old Shatterhand trägt einzig Sorge, ob er sich auf die beiden auch verlassen kann. Im Notfall, d. h. wenn Burton auf diese Vorschläge nicht eingehen sollte, müsse freilich Gewalt angewendet werden; denn Burton dürfe nicht weiter freie Hand behalten. Aber nur im äußersten Notfall! Die beiden reden jetzt sehr vernünftig, und Old Shatterhand sieht auch keine andre Möglichkeit, die bestehenden Schwierigkeiten zu lösen. Mit Handschlag scheiden die drei, nachdem der Wirt nochmals von der neuen Sachlage verständigt worden ist. Old Shatterhand, der mit Hilfe des Wirts ein leidliches Pferd mit allem Zubehör erworben hat, bricht nach dem Nugget Tsil auf.

Daß ich hier auf einen Besuch Old Shatterhands bei Sam Hawkens in der Blockhütte abziele, daß ich es so eingerichtet habe, daß Old Shatterhand dort voraussichtlich zwei oder drei Tage untätig verweilen muß – er muß ja auf Swift und auf das Erscheinen der beiden Trapper mit Burton warten – geschieht in Verfolgung einer Anregung, die mir wieder von Dr. E. A. Schmid kam. Seinen Gedankengängen entsprang die Vorstellung, das Testament des Apatschen könne dem Leser am besten etwa so vermittelt werden, daß Old Shatterhand es dem alten Freund in der Hütte vorliest. Ich folge dieser Anregung und möchte, ehe ich in den eigentlichen Ausführungen fortfahre, nur noch folgendes im voraus bemerken. Die Bausteinsammlung läßt uns bereits erkennen, wie wir das Testament etwa zu formen haben. Da ist der bedeutsame Aufsatz von Frau Klara May, der uns des Dichters eigenste Pläne vermittelt⁴⁹. Da sind die Angaben, die sich in ‚Winnetous Erben‘ finden. Da habe ich den Vorschlag erwogen und begründet, Winnetou im Testament die Geschichte seines Lebens erzählen zu lassen – immer in Gleichsetzung mit der Geschichte der roten Nation – und habe ferner gezeigt, welche Hauptpunkte etwa diese Lebensgeschichte berühren muß. Habe endlich die großen Ziele beleuchtet, die Karl May mit der Widergabe dieses Testaments anzustreben gedachte. Und habe somit schon alles vorbereitet bis auf die Einzelheiten der Darstellung. Ich meine: mir ist klar geworden, **[222]** daß man einen Indianer, den maßgebenden Vertreter seiner Rasse nämlich, doch nicht so aufs Geratewohl erzählen lassen kann von der Kinderstube bei den Indianern, vom Liebesleben seiner Rasse, von der Einschleppung der Trunksucht bei den Roten, von den Einwirkungen des Pelzhandels, von den Barbareien der Weißen, von der Indianerpolitik der Franzosen, Engländer und vor allem der Vereinigten Staaten. Soll dieser Schlußband wirklich des Baues Krönung werden, so muß er ein *Memento* werden, eine Mahnung an das Menschheitsgewissen.

Winnetou muß sprechen als einer, dessen Wort unanfechtbar auch vor der strengen Kritik besteht. Darum habe ich aus Werken der Wissenschaft zusammengetragen, was mir erreichbar war, und was nötig schien, die Schicksalsbeichte und die Rassenklage und –anklage des Apatschen zu einer Rede von Tatsachen zu stempeln. Ich führe hier meine Quellen an, um dort, wo ich Belege gebe, jeweils nur den Namen dessen nennen zu brauchen, auf den ich mich stütze.

[Charles Étienne] B r a s s e u r d e B o u r b o u r g : Hist. du Canada, de son église et de ses missions. Paris 1852.

[Johann Karl Eduard] B u s c h m a n n : Abh. d. Acad. d. Wiss. zu Berlin 1852/59.

[Cadwallader] C o l d e n : Hist. of the five [Indian] nations. 3^d ed. London 1755.

[Albert] G a l l a t i n : Synopsis of the Indian tribes.

[John Gottlieb Ernestus Heckewelder] H e c k e n s e l d e r : Nachr. v. d. Gesch., d. Sitten u. Gebräuchen d. indian. Völkerschaften. Gött. 1821.

[Paul] L e J e u n e : Rel. de la Nouv. France 1633

[William Hypolitus] K e a t i n g : Narr. of an exped. to the source of S. Peters River 1823.

[Samuel Kercheval] K e r c h e r a l : Hist. of the valley of Virginia. Winchester 1833.

[Isaac] M c ' C o y : Hist. of Baptist Indian Missions. Washington 1840.

[223] [Lewis Henry] M o r g a n : The league of the Iroquois. Rochester 1854.

[Jedidiah] M o r s e : Report to the Secretary of war on Indian affairs. New Haven 1822.

[Henry Rowe] S c h o o l c r a f t : Information resp. the History, condition and prospects of the Indian tribes. Philad. 1851 ff.

[John] T a n n e r : Mémoires. Paris 1835.

[John Lewis] T h o m s o n : Hist. of the wars of the United States. Philad. 1854.

[Theodor] W a i t z : Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1862.

[John] W e s t : Substance of a journal during a resid. at the Red River colony. London 1824.

[George] W h i t e : Hist. Collections of Georgia. New York 1854.

Wieder überfallen Old Shatterhand gewaltig die Erinnerungen an ferne Tage, voll von buntem Erleben, da er die Schlucht am Nugget Tsil emporreitet. In seiner Tasche trägt er ja das Testament, das zum guten Teil hier bei den Gräbern Intschu tschunas und Nscho-tschis geschrieben wurde. Da tauchen auch schon die Gräber vor ihm auf, und zwischen den Stämmen schimmert ein Etwas hindurch, das früher nicht da war: die Blockhütte ‚Sam Hawkens‘. Es ist nur ein kleiner, dürrtiger Bau, aber wohl genügend, dem Alten auch im

⁴⁹ Vgl. Jahrbuch 1920: Klara May ‚Winnetous Testament‘.

Winter Obdach zu bieten. Daneben, von einer niedrigen Fenz umspannt, ein Schuppen und ein Auslauf für das Pferd. Die Mary ist ja längst tot (vgl. Bausteinsammlung). Die Tür der Hütte ist geschlossen, von dem Trapper nichts zu sehen. Sollte er etwa abwesend sein? Das würde Old Shatterhand einen dummen Strich durch die Rechnung machen. Er pocht, schlägt Lärm, und da wird ihm geöffnet. Sam Hawkens steht vor ihm, wie er leibt und lebt. Schneeweiß ist er geworden, und seine Haltung ist gebeugt. Sonst scheint er ganz der Alte. Er sperrt den Mund weit auf, keines Wortes fähig. – ‚Sam [224] Hawkens, klappt den Mund zu, sonst fliegt Euch am Ende noch eine gebratene Turkey-Henne hinein!‘ – Da klappt die Öffnung unter der Sonnenuhrzeiger-Nase zu, öffnet sich jedoch rasch wieder. ‚Das Greenhorn! ... Old Shatterhand!‘ – Die Wiedersehensfreude ist riesengroß. Das letzte Stück geräucherten Bärenschinken holt der Alte herbei, es dem Gaste vorzusetzen. Die Aufregung macht ihn quicklebendig. Dann aber klappt er zusammen. Sein Gesicht verfällt, wird grau. Die sonst so listig blitzenden Äuglein verlieren ihr Licht. Schwer ringt er nach Atem. Old Shatterhand ist betroffen. ‚Sam, was ist Euch?‘ – ‚Nichts! Laßt nur! Das überkommt mich oft. Es sticht da drinnen, und der Atem pfeift.‘ – ‚Ihr seid krank?‘ – ‚Ja, es geht zu Ende mit dem alten Sam, wenn ich mich nicht irre.‘ – Sam Hawkens ist ein Todeskandidat. Das erkennt Old Shatterhand. Die Lunge ist schwer angegriffen und das Herz bedenklich schwach. Old Shatterhand nötigt ihn aufs Lager, und der Alte läßt es auch geschehen. Langsam erholt er sich. Old Shatterhand kann erzählen von dem, was ihn hierher führt. Sam nickt dazu. ‚Wirst alt, Sam Hawkens, und nicht gescheiter dabei. Ist ein rechter Greenhornstreich, was du da begangen hast, wenn ich mich nicht irre. Hetzt der Mann seinen Freunden das Diebesgesindel auf den Hals. Hihihhi! Was sagt Ihr dazu, Mr. Shatterhand?‘ – Old Shatterhand schont ihn natürlich und tröstet ihn mit dem Hinweis, daß er ja noch rechtzeitig gekommen sei, Unglück zu verhüten. Dann spricht er vom eigentlichen Zweck seiner Reise und erwähnt dabei Winnetous Testament. Da werden Sams Äuglein wieder hell und lebhaft. Von dem [225] Testament hat er gehört. ‚Der junge Adler‘, der ihn regelmäßig besucht, sich bisweilen hier mit seinem neu gewonnenen Freunde Pida trifft, hat ihm davon erzählt. Hastig ergreift er Old Shatterhands Rechte. ‚Ihr habt das Testament bei Euch, Sir? Und Ihr habt Zeit, weil Ihr hier auf die Halunken warten wollt? Sir, wenn Ihr dem alten Sam Hawkens eine letzte Freude machen wollt, dann lest mir vor, was Winnetou da geschrieben hat.‘ – So kommt es zur Verlesung des Testaments.

Old Shatterhand beginnt mit den Worten, die uns Karl May selbst als Einleitung des Testaments in ‚Winnetous Erben‘ aufgezeichnet hat.

„Ich bin Winnetou. Man nennt mich den Häuptling der Apatschen. Ich schreibe für mein Volk. Und ich schreibe für alle, die da Menschen sind auf Erden. Manitou, der Große, der Allgütige, breite seine Hände aus über dies mein Volk und über alle, die es ehrlich mit ihm meinen!“

Ich verweise hier auf die Bausteinsammlung. Dort ist alles zu finden, was uns als Maßstab und Richtlinie für die Abfassung des Testaments, seinen Stil und seinen Inhalt dienen kann. Für den Stil, den Karl May als voll, inhaltsreich und wuchtig bezeichnet, finden sich zwei gute Musterbeispiele in der eingangs erwähnten Literatur. Das eine überliefert Schoolcraft (IV, 619ff.). Es ist die Rede, die Logan, dem Sohn des Cayuga-Häuptlings Schikellimus, zugeschrieben wird, gerichtet an [John Murray] Lord Dunmore im Jahre 1774. Das andere findet sich bei Colden (II, 61), und zwar die Rede eines gewissen Canassatecgo an den Gouverneur von Maryland. Beide Reden gelten als Muster des von Karl May hier erwähnten knappen indianischen Stils.

[226]

Die Jugend des Apatschen

Winnetou gibt zunächst eine Art Übersicht über das, was er hier schriftlich niederlegen will. Er will von seinen Schicksalen und von denen seines Volkes erzählen. Das Ganze, sagt er, soll eine Mahnung sein an seine roten Brüder zur Einigkeit, an die Weißen, begangenes Unrecht wieder gutzumachen, an alle Menschen, den Haß zu überwinden, der Liebe zu vertrauen und aufzusteigen zum Edelmenschentum. Er spricht dann davon, daß über seine früheste Kindheit der Schleier gebreitet sei, den die Erinnerung nicht zu durchdringen vermöge. So gehe es wohl allen Menschen, und so gehe es auch allen Völkern. Seine eigene Nation besitze Sagen, die davon erzählen, daß der rote Mann über eine weite Inselbrücke von Westen eingewandert sei (was allerdings von Waitz angefochten wird). Das Volk der Apatschen, das zu der großen Nation der Athabasken zu zählen sei, müsse den Sagen nach, von Norden kommend, am weitesten von allen Athabasken nach Süden vorgedrungen sein (vgl. Schoolcraft), wobei die Mescaleros von den Ländereien im Osten des Rio del Norte Besitz ergriffen hätten (vgl. Buschmann). Nur dunkle Kunde lebe davon in den Liedern seines Volkes. ‚So klinget‘, sagt er etwa, ‚auch aus den Tagen der eigenen Kindheit

noch ein fernes Lied in der Seele des Häuptlings der Apatschen. Es ist die Weise, die mir die Mutter sang, wenn die Sonne hinter den Wäldern am Rio Pecos hinabgesunken war, wenn die Sommernacht heraufzog, in der die Leuchtkäfer schwirrten. Dann sollte der Knabe [227] schlafen und die Mutter sang an seinem Lager (vgl. Waitz III, 232):

Feuerfliege, Feuerfliege, leuchte mir zu Bett. [firefly = Glühwürmchen]

Komm, komm, kleiner Leuchtwurm.

Du bist mein Licht, leuchte mir auf meinen Weg!

Das ist, wie gesagt, keine stimmungsvolle Erfindung, keine Verzeichnung des echten Indianerlebens. Das Lied ist als indianisches Kinderlied an oben bezeichneter Stelle so überliefert. Wir werden auch noch an anderer Stelle sehen, daß die Volksseele der Roten ihre Romantik und ihre Gefühlsseligkeit kannte, wie die jeder anderen Rasse. Wer den Indianer nur als Krieger und Jäger sieht, nur mit dem Bogen und dem Skalpmesser in der Hand, der sieht ihn falsch. Wenn natürlich auch der heranwachsende Mann dieser Rasse, von den harten Lebensbedingungen in einen ständigen Kampf um sein und der Seinen Leben gedrängt, wollend oder nicht, alle Gefühlsseligkeit in sich zum Schweigen zu bringen lernte. So kommt Winnetou auf die Mutter zu sprechen. Er gibt von ihr ein Bild voll Liebe und Verehrung und füllt damit die Lücke, die hier bei Karl May klafft (vgl. Bausteinsammlung). Weiter erzählt er etwa von kleinen Streichen, die er im Verein mit anderen Knaben oder auch seiner jüngeren Schwester Nscho-ttschi verübte. Wurde er dann ertappt, so strafte ihn die Mutter, indem sie ihm das Gesicht mit Ruß schwärzte. So als Bösewicht vor allen gezeichnet mußte er im Pueblo umherlaufen und bekam obendrein ein strenges Fasten auferlegt. (Über diese Art, die Kinder zu strafen, berichtet Keating I, 93. Prügelstrafen für unfolgsame Kinder kannten die Indianer nicht. [228] Vermutlich wollten sie in den Kleinen das Ehrgefühl nicht totschiagen.) Auch abgehärtet wurde der Knabe frühzeitig, mußte zu diesem Zweck lernen, Hunger und Durst ohne Seufzen und Murren zu ertragen, mußte auch im Winter im Rio Pecos sein regelmäßiges Bad nehmen und mußte vor allem früh aufstehen. Streckte er sich einmal ungebührlich lange auf dem Lager, so wurde er unbarmherzig mit kaltem Wasser übergossen (dazu vgl. Waitz III). Dann greift der Vater in die Erziehung des Knaben ein. Er lehrt ihn, Pfeil und Bogen gebrauchen zur Jagd, auf kleine Tiere zunächst, später auch auf wirkliches Wild. Er gibt ihm Messer und Schlachtbeil in die Hand und endlich auch ein Gewehr. Er zeigt ihm, wie man eine Fährte aufspürt und die eigene verbirgt oder verwischt, wie man den Lasso wirft und vor allem, wie man ein Pferd regiert. Mit Lust und Liebe ist Winnetou dabei. Er wird zum Krieger ausgebildet und lernt in dieser Zeit den Feindeshaß, den Haß gegen die roten Feinde der Apatschen, den Haß namentlich aber gegen den weißen Mann, den unerbittlichen Bedränger der Roten.

Sam Hawkens hat sich auf seinem Lager nicht gerührt. In größter Spannung, mehr noch in rührender Andacht folgt er der Vorlesung. Jetzt macht Old Shatterhand eine Pause. Die beiden verlieren sich in Erinnerungen an den herrlichen Menschen Winnetou, dessen Bild in ihnen wieder ganz lebendig geworden ist. Dann geht Old Shatterhand hinaus, um einmal nach den Pferden zu sehen. Als er die Hütte wieder betritt, legt er einige frische Scheite aufs Herdfeuer und fragt Sam Hawkens, ob er einen [229] Wunsch habe. ‚Nein, nein‘, wehrt der Alte ab, ‚nur weiter hören möchte ich, was Winnetou schreibt. Ich seh ja, meine Tage sind gezählt, vielleicht sogar meine Stunden, und ich möchte doch so gern noch alles, alles wissen, was in diesem Testament steht. Also, wenn’s Euch recht ist, lest weiter, Sir!‘ Und Old Shatterhand erfüllt ihm den Wunsch. Ich möchte hier gleich bemerken, daß es geraten scheint, die Vorlesung immer wieder einmal durch solche Zwischenspiele zu unterbrechen. Das wirkt lebendig. Ganz abgesehen davon, daß Old Shatterhand ja auch in Wirklichkeit nicht imstande gewesen wäre, das ganze Testament, das doch den größten Teil des Buches ausmacht, in einem Zug, ja nicht einmal an einem Tage vorzulesen. Denn was ich hier vom Testament geben kann, sind doch immer nur die großen Linien. Alles, was ich vorzeichne – z. B. oben der Unterricht, den Winnetou bei seinem Vater genießt – muß nun bei der wirklichen Niederschrift hundertfach ausgeschmückt werden.

‚Das war meine Knabenzeit, die Jugend, die der allerfrühesten Kindheit folgt. Was ich von ihr gesagt habe, gilt auch von der Zeit, in der sich mein Volk im gleichen Alter befand. Es lernte und übte den Haß Stamm gegen Stamm. Es lernte und übte später auch den Haß gegen die weißen Eindringlinge, nachdem sie ihr wahres Gesicht gezeigt hatten.‘ Winnetou erzählt nun von der großen Vergangenheit der Indianer. Wobei ich ihn freilich von den am höchsten kultivierten Völkern seiner Rasse in Mexiko und in Peru nicht reden lassen

möchte. Es kommt mir zu ungewiß vor, daß der Apatschen-Häuptling davon Kunde haben sollte. **[230]** Dagegen kann er recht wohl von der Vergangenheit des mächtigsten nordamerikanischen Indianervolkes, der Irokesen, unterrichtet sein und davon berichten. Ihr Stammland erstreckte sich von Montreal hinauf an den Hudson und von diesem nach Osten bis an den Eriesee. Durch erfolgreiche Kriege gewann ihr Machtbereich rasch an Ausdehnung und spannte sich endlich von den genannten Gebieten bis nach Carolina und an den Tennessee (vgl. Morgan). Eine ruhmreiche, kriegerische Geschichte kann Winnetou hier erzählen. Von 13 Königen der Irokesen (13 Atotarhos) wissen wir, denen dieser Stamm seine Erfolge verdankt (vgl. Schoolcraft). ‚Dann‘, so fährt Winnetou fort, ‚kam der Weiße, kam wie eine höhere Macht über die roten Völker. Er wurde von ihnen empfangen und geehrt, als sei Manitou selbst zur Erde niedergestiegen. Aber er lohnte die Verehrung mit Verrat, die gastliche Aufnahme mit schnödem, rücksichtslosem Eigennutz. Die roten Männer erschrakten vor der Rohheit, Grausamkeit, Hinterlist und Feindseligkeit, vor der Ländergier und Goldgier, die sich da vor ihnen offenbarte. Den sie für einen Gott gehalten hatten, lernten sie als einen Teufel kennen und lernten ihn hassen. Nicht einmal ihre Liebe für den offenen, männlichen Kampf ließ er ihnen, sondern zwang sie, sich schleichend, voll Verschlagenheit und Tücke mit ihm zu messen. Denn seine Kampfweise war List, Tücke, Verschlagenheit. Und wehe den Besiegten! Der weiße Mann kannte keine Gnade.‘ Es wird hier im Testament von der Ankunft der Franzosen in Kanada im Jahre 1603 die Rede sein. Sie griffen in die Kämpfe der Algonkins und Huronen gegen die übrigen Irokesenvölker **[231]** ein (vgl. Colden). Nach dem Grundsatz: *Divide et impera!* nützten sie den unseligen Zwiespalt der Roten untereinander und brachten so die Gewalt an sich. Das stolze Reich der Irokesen ging in Trümmer. ‚Und so‘, sagt Winnetou, ‚oder doch ähnlich war es überall. Wohin der weiße Mann seinen Fuß setzte, da war das Schicksal des roten Mannes besiegelt.‘

Anklage gegen den Weißen

Hier wird nun die große, gewaltige Anklage des roten Mannes gegen den weißen einsetzen, eines der wichtigsten Kapitel im ganzen Testament. Winnetou, die Seele der roten Nation, klagt die Weißen an des Brudermordes, und zwar nicht des einfachen Totschlags, sondern der barbarischen Folterung bis zum Verbluten des Opfers. Dabei denke ich an eine wirkungsvolle Steigerung. Mit den Pelzjägern fängt er an. Als Pelzaufkäufer kam der Weiße und hieß den Roten für ihn auf die Jagd gehen. Er bot ihm Bezahlung, in Waren natürlich. Das sah aus, als sollte es ein ehrliches Geschäft gelten. Und wie gestalteten sich die Dinge in Wirklichkeit? Früher hatte der Rote gejagt, nur um die eigenen Bedürfnisse an Fleisch, Fett, Fellen usw. zu befriedigen. Dabei war der Wildbestand geschont worden, so daß niemals über Mangel und Not zu klagen war. Jetzt kommt der Anreiz von den Fremden, und es gibt ein ganz anderes Jagen. Das Wild wird nur wegen der Felle getötet, wird in Mengen niedergestreckt und ausgerottet. Hinterher folgt das Elend. Ganz abgesehen davon, daß das berufsmäßige Jagen die Roten daran hindert, sich als Ackerbauer **[232]** selbsthaft zu machen. Höchste Zeit dazu wäre es gewesen, wollten sie sich vor dem Untergang retten. Und man sage nicht, sie hätten das nie gelernt. Tatsachen, von denen noch erzählt werden soll, beweisen das Gegenteil. Jetzt erst einmal ein Wort über die Preise, die der weiße Mann für die erbeuteten Felle zahlte. Noch 1807 wurden ungefähr 120 Biberfelle für weniger als 15 Dollar in Waren von den Indianern verkauft. Diese Waren bestanden in zwei wollenen Decken, acht Quart Rum und einem Taschenspiegel. Die Pelzhandelsgesellschaft zahlte dem Aufkäufer dafür 30 Dollars und verkaufte selbst die Ware in Montreal für mehr als 400 Dollars. Das sind nicht etwa willkürlich erfundene Zahlen, sondern Tatsachen, die wir bei Keating belegt finden. Daß die Angebote der Pelzaufkäufer die Roten am Ackerbau hinderten, beweist folgendes Beispiel: An der Mündung des Red River (Winnipeg-See) hatten die Indianer angefangen, das Land zu bestellen. Da kamen die Pelzhändler und lockten sie durch ihre Versprechungen wieder vom Pflug hinweg und verleiteten sie, das alte Jägerleben wieder aufzunehmen. So lesen wir bei West. ‚Man sage also nicht‘, folgert Winnetou, ‚der rote Mann müsse zugrunde gehen, weil er sich sträubte, selbsthaft zu werden. Der Weiße selbst, der ihn dessen beschuldigt, hat dafür gesorgt, daß der Rote nicht die Ruhe fand, den Ackerbau zu lernen und das zu werden, was die Bleichgesichter einen friedlichen, nützlichen Bürger des Staates nennen. Er wollte gar nicht, daß sein roter Bruder das Land bebaute, das seit Urzeiten sein Eigentum war, sondern er selber wollte dieses Land mit all seinen Schätzen an **[233]** sich bringen. Das bezeugt das Wort, das die weißen Männer geprägt haben. Nach dem sie handeln, wenn sie Jagd machen auf den Redman wie auf ein vierfüßiges Stück Wild: Der beste Indianer ist der tote Indianer.‘

Winnetou hat erwähnt, daß die Agenten der Pelzhandels-gesellschaft u. a. auch mit Rum bezahlten. Das bringt ihn zu dem zweiten Punkt seiner Anklage: Die Weißen haben dem Roten die Trunksucht gebracht. Früher haben die Indianer den Rausch und die Sucht nach dem Rausche nicht gekannt. Auch das ist Tatsache. Sogar der ‚offizielle‘ Geschichtsschreiber der Indianer, Schoolcraft, der im Auftrag der Vereinigten Staaten-Regierung schrieb und gewiß nicht dazu neigt, die Indianer allzusehr in Schutz zu nehmen, gibt zu (IV, 24), daß z. B. die Navajos nicht dem Trunke ergeben waren (dasselbe finden wir anderorts für andre Stämme bezeugt), ja, daß sie den Branntwein ablehnten. Winnetou flicht hier einen Dank an die *patres* von den Missionen ein. Sie haben wirklich ein Herz für die Leiden des roten Mannes. Sie vereinigten ihre Stimme mit der seinen und erhoben Widerspruch gegen den verderblichen Branntweinhandel unter den Indianern. Das war bereits im Jahre 1661. Aber der dafür zuständige französische Gouverneur hielt ihn aufrecht (vgl. Brasseur de Bourbourg). Um 1670 baten die Indianer am Delaware dringend, den Branntweinhandel einzustellen. Auch viele Völker in Neu-England erhoben häufig die gleiche Bitte. Aber es war vergebens. Der Handel blieb; denn er war für den weißen Mann zu gewinnbringend (vgl. Gordon). Erst viel später erschien ein [234] Verbot, den Roten Branntwein zu verabreichen. Aber da war es schon zu spät. Da war die Volkskraft der roten Stämme schon gebrochen. ‚Ich weiß von einem meiner roten Brüder‘, schließt Winnetou diesen Teil seiner Anklage, ‚der verhandelte mit einem Sendboten des weißen Vaters in Washington. Der weiße Mann beklagte sich über das vielfache Unglück, das von den Roten angerichtet würde. Da antwortete ihm der Vertreter unseres Volkes: Schickt euern Wein und Branntwein ins Gefängnis! Diese, nicht wir, richten das Unglück an, das geschieht.‘ – Auch dieses Wort ist echt. Es findet sich bezeugt bei Le Jeune.

Steigerung der Anklage! habe ich gesagt. Sie strebt jetzt ihrem Gipfelpunkt zu, da Winnetou von der Indianerpolitik der weißen Väter in Washington zu sprechen beginnt. Zwei Männer nennt er als rühmliche Ausnahmen: [John] Adams und [Thomas] Jefferson. Sie waren ernsthaft um die Rettung der roten Nation besorgt. Sonst verhielt man sich in Washington gleichgültig. Gewiß, es ist viel davon geredet worden, daß die Regierung den Indianern Ackerbaugeräte lieferte, daß sie Handwerker, Lehrer aller Art zu ihnen schickte, um sie in den Fertigkeiten des weißen Mannes zu unterrichten, daß sie Musterfarmen zu Lehrzwecken für die Indianer aufbaute. Aber das alles wurde so kraftlos, so lässig betrieben, daß eine Wirkung in die Breite nicht eintreten konnte. Eine Million Dollar wurde jährlich zu ‚Kultivierungszwecken für Indianer‘ angesetzt. Aber niemand kann sagen, wie das Geld verausgabt wurde. Jedenfalls zerrann es nutzlos, weil der ehrliche Wille, den Roten zu helfen, nicht dahinterstand. Aber das war noch [235] nicht das Schlimmste. ‚Nicht nur verdrängt werden sollte der rote Mann‘, sagt Winnetou, ‚sondern verschwinden. Das hat einer von den weißen Vätern in Washington ganz offen mit Worten und mit der Tat bestätigt. Sein Name ist [Andrew] Jackson.‘ Dieser Präsident Jackson, um 1788 selbst noch Ansiedler in Tennessee, war ein grimmiger Indianerfeind. Als er gegen die Creek Krieg führte, bekannte er in einer offiziellen Depesche vom 27. März 1814, er sei entschlossen, die Creek im Kriege zu vertilgen (*to exterminate*) und keinen entkommen zu lassen. Das hat er auch buchstäblich wahr gemacht. Auch noch die Versprengten, die sich in Bergschluchten und Wäldern versteckten, ließ er aufsuchen, niedermachen und in die Sümpfe treiben (vgl. Waitz III, 276). ‚Und woher dieser Haß?‘ heißt es im Testament. ‚Weil Jackson einst als Siedler Besitz von Grund und Boden ergriffen hatte, ohne die roten Herren des Landes zu fragen, so daß sie ihm natürlich durch fortgesetzte Feinseligkeiten das Leben schwer machten. Und da spricht der weiße Mann von Gerechtigkeit, von Völkerrecht oder gar von Nächstenliebe. Er sollte wenigstens nicht heucheln. Aber Heuchelei war ja seine ganze Politik gegen den Indianer.‘ Dafür der große Beweis: In früheren Zeiten wurden die Indianer als Untertanen des Königs von England angesehen, d. h. kam es zum Krieg gegen die Weißen, so galten die Roten als Rebellen, und beim Friedensschluß sicherte sich der Weiße so im voraus den Standpunkt des Moralpredigers, der die Aufsässigen mahnen konnte und ihnen ein offizielles Treuegelöbniß abnahm. Dabei wurde anfangs wenigstens noch der Rechtsanspruch [236] der Indianer auf ihr Land, ihr Eigentumsrecht, geachtet. Aber die Rechte der Engländer gingen an die Regierung der Vereinigten Staaten über. Diese hat nun, so folgerte man, stets das Vorkaufsrecht auf Land. Verkauft ein Roter einem Weißen Land, so ist das ungültig. Damit war der Indianer in Wirklichkeit entrechtet, und wo die Regierung ihm einmal ein Recht zugestand, war das ein Akt der Großzügigkeit, der Humanität, mit dem man sich brüstete. (Das alles ist belegt bei Waitz III.)

‚Das war die Politik der weißen Väter‘, schließt Winnetous Anklage. ‚Ist es da ein Wunder, wenn der einzelne Weiße den Roten als vogelfrei betrachtete? Das Blut meiner Brüder schreit zum Himmel. Der

große, gute Manitou sei denen gnädig, die es vergossen haben; denn es ist Furchtbares geschehen in diesem Brudermorden.' Er führt noch einige Beispiele an. Der Rote mußte verschwinden. Um einen Schein des Rechts gegen ihn zu haben, verkleideten sich vielfach Weiße als Indianer, verübten allerlei Schandtaten und schoben dann die Schuld den Roten zu (vgl. Kercheval). Im 2. Seminolenkrieg hetzte man – wie es die Spanier in alten Zeiten getan hatten – Bluthunde auf die Roten. Das war in den Jahren 1835-42 (vgl. Thomson). Im Jahre 1830 wurde unter den Pani absichtlich das Blatterngift verbreitet, und die Opfer fielen zu Tausenden (vgl. McCoy). Ja, es kam sogar so weit, daß der Regierung der Vereinigten Staaten ein förmliches Projekt zur Vertilgung der Indianer unterbreitet werden konnte. Ich meine, daß man das w a g t e ! (vgl. Morse). All diese Einzelheiten, alle von Männern der Wissenschaft bezeugt, führe ich **[237]** an, um zu zeigen, wie ich mir die große Anklage des roten Mannes gegen seinen weißen Bruder gestaltet denke. Winnetou schließt damit den Abschnitt seines Testaments, der von seiner frühesten Jugend und von der Vorgeschichte seines Volkes handelt.

*

Es ist über dem langen Vorlesen Abend geworden. Old Shatterhand bricht ab. Er bereitet am Herd eine Abendmahlzeit für Sam Hawkens und sich; sie sprechen dabei über das, was das Testament in ihnen wachgerufen hat. Dann richtet Old Shatterhand für sich ein Lager aus Fellen her. Sie schlafen. Die Nacht vergeht ohne Störung. Nur daß Old Shatterhand viel wacht und darüber nachsinnt, wie er den Anschlag der Verbrecher auf die Schätze in der Höhle vereiteln könne. Ein Plan taucht auf in ihm und gewinnt immer deutlicher Gestalt. Am Morgen ist er mit sich im klaren. Und nun, kaum daß das erste Frühstück beendet ist, drängt auch schon Sam Hawkens, dem es recht schlecht geht: ‚Lest weiter, Sir, lest weiter!‘ Also greift Old Shatterhand wieder zum Testament.

Zeiten des Kampfes

Winnetou zeigt nun, wie aus den Ereignissen, die er bisher geschildert hat, den Bruderkämpfen der Indianer untereinander und den Kämpfen der Roten gegen die Weißen, klar hervorgehe, daß durch Krieg und Haß der Mensch nicht vorwärtskomme, sondern nur Leid und Jammer über sich bringe. Allein die Liebe könne ihn emporführen zum Glück. Und der Begriff Liebe wird ihm zum Stichwort, an das er **[238]** anknüpft. ‚In doppelter Gestalt kam sie in mein Leben‘, sagt er. ‚Zwei Namen leuchten auf in meiner Erinnerung, zwei Menschen, von denen ich nun erzählen will: Ribanna und Klekih-petra.‘ Bevor ich daran gehe, etwas darüber zu sagen, wie ich mir etwa den Verlauf der Liebesgeschichte des Apatschenhäuptlings denke, verweise ich noch einmal auf das, was ich in der Bausteinsammlung über die Stellung der Frau bei den Indianern und über die Art Karl Mays, die Indianersquaw zu zeichnen, gesagt habe. Das alles setze ich hier als bekannt voraus, nehme also auch das Recht, in diesem Punkte zu idealisieren, als begründet vorweg. Sollte dennoch hier oder da der Vorwurf laut werden, eine so romantische Liebe wie die Winnetous zu Ribanna sei in Wahrheit unter Indianern undenkbar, so verweise ich zu meiner – und auch zu Karl Mays – Rechtfertigung auf folgendes: Auch die rote Rasse kannte eine romantische, ja sogar eine sentimentale Liebe. Im Lande Muskogee gibt es einen Lovers Leap, einen Felsen, der seinen Namen daher trägt, daß sich einst zwei unglücklich Liebende, und zwar Indianer, von ihm herabstürzten in den Fluß (siehe Näheres bei White). Auch der Mississippi hat seinen Maidensrock, an den sich eine ähnliche Sage knüpft (so bei Keating). Selbstmorde von Mädchen und selbst auch Männern wegen unglücklicher Liebe finden sich, soweit Indianer in Frage kommen, bezeugt bei Heckewelder und bei Tanner. Das mag genügen, um die romantische Liebe Winnetous zu Ribanna, seinen schweigenden Verzicht und sein Gelübde, nie eine andere als Squaw heimzuführen, nicht unwahrscheinlich oder wahrheitswidrig erscheinen zu lassen. Im übrigen **[239]** ist ja schon bei Karl May ‚Winnetou II‘ in der Hauptsache festgelegt, was Winnetou hier etwa zu berichten hat. Die Fabel bedarf nur der Ausschmückung. Winnetou bricht auf nach dem oberen Mississippi, nach den heiligen Steinbrüchen, um den Pfeifenton für die Calumets seines Stammes zu holen. Er ist noch sehr jung, fast noch ein Knabe. Am Quicourt trifft er auf die Stämme der Assineboins, wird Gast des Häuptlings Tah-scha-tunga. So findet er Ribanna. Natürlich muß diese erste Begegnung klar herausgearbeitet werden. Sie ist ja in gewissem Sinne entscheidend für Winnetous ganzes Leben. Er flammt auf in Liebe. Er glüht vor Sehnsucht, der Geliebten irgendwie durch Einsatz seiner Person sein Heldentum zu beweisen, ihr einen großen Dienst leisten zu können. Hier muß ein Abenteuer Winnetous frei erfunden werden, eine wilde Flucht vor dem Steppenbrand, ein Todesritt über einen in Brand geratenen Petroleumsee oder etwas Ähnliches. Winnetou

tritt als Sieger hin vor Ribanna und erwartet als ersten Lohn ein Lächeln, einen Blick, ein Wort wenigstens zu ernten. Das Lächeln wird ihm. Das Wort des Dankes und der Bewunderung kommt von ihren Lippen. Aber an ihrer Seite steht der andre, der weiße Jäger, den Winnetou hier zum erstenmal erblickt. Der Apatsche erkennt, daß da, wo er zu siegen hoffte, Old Firehand schon gesiegt hat. Ein Funke des Hasses springt in ihm auf und will zünden. Aber er sieht, wie Ribanna den Weißen liebt, und denkt an ihr Glück. Er ringt mit sich und bleibt Sieger auch in diesem schwersten Kampf. Ribannas Glück stellt er über das eigene und verzichtet. Dann folgt – nur ausführlicher – was **[240]** wir Winnetou II, Kap. 6 in der Erzählung Harrys schon angedeutet finden, Winnetous Aussprache mit Old Firehand, der offen bekannte Verzicht, der Abschied. Hierauf die Rückkehr zu den Assineboins im nächsten Frühjahr. Winnetou trägt den kleinen Harry auf seinen Armen und gelobt, über ihn zu wachen. Später dann bei den nächsten Besuchen nimmt er den heranwachsenden Knaben mit auf die Jagd, unterrichtet ihn, wie er selbst einst von Intschu tschuna unterrichtet wurde. Bis das Verhängnis hereinbricht. Eines Tages erreicht er das Lager der Freunde nicht. Er trifft vielmehr unterwegs auf Old Firehand, Harry und die anderen Verfolger und hört von ihnen, daß Tim Finnetey die Assineboins überfallen und unter den Gefangenen auch Ribanna mit fortgeschleppt hat. Karl May erzählt hier, Tim Finnetey habe sich mit den Schwarzfüßen zu seinem Rachezug verbündet. Auch das dürfen wir so übernehmen. Wir finden bei Gallatin bezeugt, daß die Schwarzfüße wirklich die Nachbarn der Assineboins waren, und zwar deren südliche Nachbarn an den oberen Zweigen des Saskatschewan und von da bis in das Quellgebiet des Missouri. Was Winnetou sonst noch über diese Tragödie zu sagen hat, finden wir gleichfalls in Harrys Erzählung ‚Winnetou‘ II. Die Verfolger unterliegen. Winnetou und Old Firehand entkommen schwer verwundet. Sie finden dann Harry am Kampfplatz zwar noch lebend, Ribanna aber und ihr Töchterchen tot, gemordet von dem weißen Schurken.

„Da ihm die Liebe von der Hand eines Weißen gemordet worden war, der sich zur Ausübung seiner Schandtat mit verräterischen roten Männern verbündet **[241]** hatte, lebte in Winnetous Herzen der Gedanke der Rache“, fährt der Häuptling der Apatschen fort. „Aber die Rache konnte nicht wachsen. Ihr entgegen keimte der Trieb der Liebe und Versöhnung, dessen Samen von der Hand eines andern [andern] Weißen in Winnetous Seele gepflanzt wurde. Dieser Weiße kam zu den Söhnen der Apatschen und blieb bei ihnen. Er war nicht wie die anderen Männer seines Volkes. Er kam nicht, um zu nehmen, sondern um zu geben. Sein Wort war nicht so und seine Tat wieder so. Wort und Tat waren eins bei ihm, und beide waren erfüllt vom Gedanken der Liebe, der Brüderlichkeit, des Friedens. Obwohl er jünger war als die älteren Krieger der Apatschen, war er doch wie ein Vater zu ihnen. Darum nannten ihn die Mescaleros Klekih-petra.“ Hier nun sind all die Bausteine zu verwenden, die ich unter dem Gesichtspunkt der inneren Entwicklung Winnetous zusammengetragen habe. Winnetou erzählt, wie schon der rote Prediger I-kwetsi'pa, von dem Karl May im zweiten Band des ‚Old Surehand‘ ausführlich berichtet, auf seinen Vater Intschu-tschuna einwirkte, wie von diesen Lehren doch manches in der Seele des obersten Kriegshäuptlings der Apatschen wurzelte, und wie diese Gedanken – vorerst natürlich nur einzelne, lose Anregungen – auf ihn selbst übergingen. Auf diesen Acker nun, der doch schon ein wenig gelockert war, streute Klekih-petra, ‚der Schulmeister der Apatschen‘, den Samen der christlichen Lehre aus. Den Gedanken, Ribanna an Tim Finnetey blutig zu rächen, konnte er freilich in Winnetou nicht töten. Aber er milderte doch schon die rauhe, aus Kriegslust und Feindeshaß gewobene Grundanschauung des jungen Mannes. **[242]** Er lehrte ihn lesen und schreiben. Er machte ihn vertraut mit der weiten Welt westeuropäischer Geisteskultur, natürlich langsam und vorsichtig aufbauend, und formte so in Winnetou die ersten Ansätze zum Edelmenschen. In dieser Zeit gerät Winnetou auch einmal hinauf in die Berge, zu denen der spätere Mount Winnetou zu rechnen ist. Er findet gastliche Aufnahme bei Tatellah-Satah in der Burg, und der Bewahrer der Medizinen, der bereits ein Freund und Berater Intschu tschunas ist, erkennt die reichen Anlagen des jungen Apatschen, nimmt ihn in seinen väterlichen Schutz und ist fortan eifrig bemüht, die Entwicklung, die hier begonnen hat, nach Kräften zu fördern. Winnetou wird ständiger Gast in der Burg, findet hier eine zweite Heimat und wird so Zug um Zug innerlich gefördert. Darum findet ihn dann Old Shatterhand so ganz anders als alle übrigen Söhne seines Volkes, gerecht, zur Versöhnung bereit, großmütig, verhältnismäßig wissend, ja gebildet. (Ich verweise nur darauf, daß er ja damals schon Hiawatha von Longfellow liest.) Es ist – alles in allem – ein schönes, ehrendes Denkmal, das Winnetou hier seinem Lehrer Klekih-petra errichtet. Er zieht auch wieder den Vergleich zur Lebensgeschichte seines Volkes. ‚Winnetou erfuhr‘, so heißt es etwa, ‚daß nicht alle weißen Männer schlecht, nicht alle unerbittliche Feinde der Roten waren. Dasselbe erfuhr der rote Mann im

allgemeinen. Überall tauchten Lehrer der Liebe auf. Sie bauten Häuser, in denen sie zu ihrem Gott beteten, und Schulen. Das nannten sie Missionen. Sie erzählten von dem Gottessohn, geboren von der Jungfrau Maria, der am Kreuz für die [243] Menschen starb. Sie lehrten, daß alle Brüder seien, alle Kinder des einen Gottes, alle umfaßt von der einen Liebe. Sie lehrten, daß man sogar den Feind lieben, daß man Haß durch Liebe überwinden solle. Sie speisten den Hungernden und halfen dem Bedrängten, wo sie nur konnten. Und es war mancher, der sich diese Worte zu Herzen nahm. Wären dann nicht wieder andre weiße Männer gekommen und hätten den Roten mit der Büchse in der Hand weiter abgedrängt in die Wildnis, die Lehre vom Heiland hätte gewiß schnell Wurzel gefaßt in den Herzen aller Indianer, und es wäre Frieden gewesen auf den Prärien und im Felsengebirge, und der rote Mann hätte leben dürfen als Bruder neben seinen weißen Brüdern.'

„Die wahre Liebe aber kam zu mir“, fährt Winnetou in seiner Lebensbeschreibung fort, „als mein Bruder Old Shatterhand in unseren Jagdgründen erschien.“ Von äußeren Ereignissen wird hier wenig die Rede sein. Wir können ja unmöglich all die Erlebnisse wiederholen, die in ‚Winnetou‘ I – III und in vielen anderen Karl-May-Bänden, soweit sie von Winnetou handeln, erzählt sind. Aber die Vorgänge in Winnetous Seele, wie sie sich unter dem ersten Eindruck der Persönlichkeit Old Shatterhands und unter dessen wachsendem Einfluß gestalteten, müssen gezeichnet werden. Wir sehen dann hier die Dinge gleichsam von der anderen Seite. Auch von Klekih-petras Tod und von der Erschütterung, die er in dem jungen Apatschen auslöste, muß gesprochen werden. Den Höhepunkt aber dieses Abschnittes im Testament muß jener dunkle Tag am Nugget-Tsil bilden, der Intschu tschuna und Nscho-tschi das Leben kostete. Winnetou gibt ein klares Bild des furchtbaren [244] Kampfes, der damals in seinem Innern tobte. Er wiederholt die Worte, die ihm der erste wilde Schmerz über die Lippen drängte: ‚Ich soll sie rächen, und, ja, ich werde sie rächen, wie noch nie ein Mord gerächt worden ist ... Ich schwöre beim großen Geist und bei allen meinen tapferen Vorfahren, die in den ewigen Jagdgründen versammelt sind, daß ich von heute an jeden Weißen, jeden, jeden Weißen, der mir begegnet, mit dem Gewehr, das der toten Hand meines Vaters entfallen ist, erschießen oder – – –‘ Da ist ihm Old Shatterhand ins Wort gefallen, und Winnetou gesteht, daß er ihn in diesem Augenblick beinahe gehaßt hat, weil er ihm den Racheschwur von den Lippen nahm. ‚Sollen die alten Weiber mich ansucken ...?‘ fährt er den Freund an. Aber Old Shatterhand siegt, siegt mit dem Hinweis auf Nscho-tschis Liebe. Winnetou gesteht, damals den Plan, alle Indianer zusammenzuraffen, erwogen zu haben. Einen furchtbaren Rachekrieg aller Roten gegen die Weißen wollte er beginnen. Aber drei Stimmen, die er im stillen befragt, raten ihm ab, Old Shatterhand, Nscho-tschi und Klekih-petra. So entschließt sich Winnetou endlich, sogar die Kiowas laufen zu lassen, die sich SanTERS angenommen haben. Nur den Mörder will er fassen. Aus diesem Sieg über sich selbst erwächst ihm dann, genährt durch jahrelange Läuterung, die Kraft, auch auf die übrigen Häuptlinge der Apatschen einzuwirken, so daß unter seinen Völkern der Gedanke des Krieges und des Hasses immer mehr schwindet und einer geläuterten Friedensbereitschaft Platz macht. Das sind die Vorgänge, von denen Tatellah-Satah im letzten Kapitel [245] von ‚Winnetous Erben‘ spricht (vgl. auch die Bausteinsammlung): ‚Die Beschreibung deines (Old Shatterhands) Sieges über ihn und dann seines Sieges über die sämtlichen Häuptlinge der Apatschen.‘

Gegenwart und Zukunft

Über der Vorlesung dieser Abschnitte ist der Vormittag fast vergangen. Old Shatterhand sieht sich in der Hütte um und findet, daß es um Sam Hawkens Vorräte dürftig bestellt ist. Das rührt daher, daß der Alte schon lange kränkelt und kaum noch auf die Jagd gegangen ist. Darum nimmt der Gast die Büchse und geht fort, ein Wild zu schießen. Auch das weckt natürlich Erinnerungen in ihm, besonders an jenen Unglückstag, da er hier am Nugget Tsil in SanTERS bzw. in Pidas Hände fiel. Er erbeutet rasch, was er braucht, kehrt heim und bereitet die Mahlzeit. Kaum haben sie gegessen, so gibt es eine Störung. Zwei Reiter erscheinen, Indianer, wie Old Shatterhand durch einen Blick zur Tür hinaus feststellt. Er erschrickt, aber freudig. Die beiden sind Pida und der Junge Adler. Sie haben bei ihrem letzten Zusammentreffen Tag und Stunde dieser Begegnung schon vereinbart. Der Besuch gilt Sam Hawkens, den sie auf diese Art betreuen. Ist er doch ein guter Bekannter Pidas aus alter Zeit und ein besonderer Freund Old Shatterhands, den die beiden so sehr verehren, an den sie oft denken, von dem sie oft sprechen. Beide tragen den zwölfstrahligen Stern des Clan

Winnetou auf der Brust⁵⁰. Groß ist ihre [246] Überraschung, noch größer ihre Freude, da sie Old Shatterhand hier finden. Als sie von dem geplanten Anschlag auf den ‚Schatz der Königsgräber‘ hören, lächeln sie überlegen. ‚Wenn die weißen Räuber es wagen, bei uns einzudringen‘, sagt Pida, ‚werden sie es teuer bezahlen.‘ Das Gesicht des jungen Adlers wird schnell wieder ernst. ‚Der weiße Mann kann es nicht lassen, Unfrieden in die Stätten des Friedens zu tragen. Er schilt den roten Mann und beschimpft ihn als einen unbelehrbaren Raufbold und einen unverbesserlichen Räuber. Er komme in unsere junge Stadt und zu all den übrigen roten Männern, die im Hause des Clan Winnetou ein- und ausgehen, und er wird nur lernen können von uns. Old Shatterhand sage, ob er schon einen Plan hat, den Räubern entgegenzutreten!‘ Darauf erzählt Old Shatterhand, was er sich in der vergangenen Nacht zurechtgelegt hat. Zur Ausführung seiner Pläne kommt ihm nun das Erscheinen der beiden roten Freunde sehr gelegen. Sie sollen mit ihm warten, bis Dick Hammerdull und Pitt Holbers mit Burton eintreffen. Old Shatterhand will sich für einen Verbündeten Burtons ausgeben und ihm heimlich mitteilen, er habe zwar aus Sam Hawkens noch nicht alles herausfragen können, die Roten seien ihm störend dazwischen gekommen. Dafür aber habe er von dem jungen Adler schon die Erlaubnis zu einer Besichtigung der Schatzhöhle für sich und eine angebliche Reisegesellschaft erwirkt. Burton solle mit dem jungen Adler und seinen beiden bisherigen Begleitern getrost nach Winnetou City vorausreiten. Er selbst werden dann die Bande, die angebliche Reisegesellschaft, in Autobussen nachholen. [247] Eine Aufgabe, die er in Wahrheit Swift zgedacht hat. Es würde leicht sein, an Ort und Stelle die Führer und die Wächter der Schätze zu überwältigen, wenn nur erst alle Mann zur Stelle seien. Die großen Autos könne man dann gleich zum Wegschaffen der Schätze benützen. In Wahrheit soll Burton in Winnetou City festgenommen werden. Old Shatterhand will nachkommen, sobald er Swift fortgeschickt hat, die Bande zu holen und in die Falle zu führen. Pida soll eiligst zu den Kiowas reiten und ein größeres Aufgebot seiner Leute heimlich nach Winnetou City führen, wo sie die dort ansässigen Roten, namentlich Apatschen verstärken sollen. Natürlich aber müssen sich die Kiowas bis zum entscheidenden Augenblick verborgen halten, damit die Verbrecher nicht stutzig werden und etwa in letzter Minute vor der Übermacht zurückschrecken. All diese Pläne werden gutgeheißen. Noch eine kurze Rast gönnen die beiden Indianer sich und den Pferden. Pida erzählt von Tangua. Er sei inzwischen in die ewigen Jagdgründe eingegangen, versöhnt mit seinen Feinden. Er habe es sogar bedauert, nicht von Anfang an ein Freund Old Shatterhands und Winnetous gewesen zu sein und der Lehre der Liebe sein Herz erschlossen zu haben. Dann hätte sein Leben wohl einen andern Verlauf genommen. Seit dem Geschehen am Mount Winnetou habe er viel vom Sterben gesprochen und sei gerüstet gewesen zur großen Reise. Der Junge Adler erzählt von Aschta, seiner Squaw, von Tatellah-Satah, Old Surehand und Apanatschka. Unter Leitung dieser beiden sei der Bau von Winnetou City rasch fortgeschritten, [248] wenn auch noch nicht vollendet. Sie alle würden sich herzlich freuen, Old Shatterhand als Gast bei sich begrüßen zu können. Sam Hawkens spricht von Winnetous Testament. Pida kennt es noch gar nicht, der junge Adler nur die erste Hälfte (aus den Vorlesungen, die seinerzeit – siehe ‚Winnetous Erben‘ – in der Gebetskapelle Tatellah-Satahs veranstaltet worden sind). Da Old Shatterhand auf Sam Hawkens‘ Drängen weiterlesen soll, würde Pida gern zuhören. Aber ihn treibt die Pflicht fort zu seinem Stamm. Er soll ja für Winnetou City Hilfe holen und hat zu diesem Zweck eine beträchtliche Strecke zu reiten. Das Dorf der Kiowas liegt längst nicht mehr am Salt Fork des Red River (das ist schon in ‚Winnetous Erben‘ gesagt). Also nimmt er Abschied – für kurze Zeit nur. Vor Sam Hawkens‘ Lager freilich steht er eine Weile still. Pida wünscht von ganzem Herzen, daß er den alten Jäger gesund und frisch wiedersehen möge. Dabei ahnt er, daß ihm dieser Wunsch wohl kaum in Erfüllung gehen wird. Der Junge Adler aber bleibt. Er soll ja Burton in Empfang nehmen. So kann er der Vorlesung des zweiten Teils von Winnetous Testament vorläufig mit beiwohnen. Old Shatterhand beginnt von neuem.

Winnetou schaut in diesem zweiten Teil des Testaments gleichsam noch einmal zurück auf sein und seines Volkes Leben. Noch einmal zieht er den Schluß: Es tut dem einzelnen wie jedem Volke not, daß er den rohen, rauhen, triebhaften Gewaltmenschen in sich überwindet und, mag der Weg auch noch so mühselig sein, aufsteigt zum Edelmenschen. Die Vergangenheit hat gelehrt, daß die [249] bisher begangenen Wege nicht ans Ziel führten, wobei das vom einzelnen wie von den Völkern angestrebte Ziel eine möglichst vollkommene Glückseligkeit ist. Es müssen neue Wege gefunden werden (wir halten uns hier ganz eng an das, was Frau Klara May in ihrem in der Bausteinsammlung ausführlicher behandelten

⁵⁰ Über das Klanwesen der Indianer berichtet genauer der folgende Aufsatz unseres Mitarbeiters A. Stütz.

Die Herausgeber.

Jahrbuchaufsatz mitteilt), und Winnetou glaubt, gestützt auf die Erfahrungen seines Lebens und die Ergebnisse seiner Forschungen in der Geschichte der roten Nation, solche Wege weisen zu können. Mit dem einfachen Vorschlag, einen Völkerbund zu gründen, kann es nicht getan sein. Davon hätte Karl May im Jahre 1910 etwa, als er ‚Winnetous Erben‘ beendete und die Pläne zum ‚Testament‘ weiterspann, noch schwärmen können. Heut ist der Begriff Völkerbund bereits stark anrühlich geworden, weil das, was die Siegerstaaten des Weltkrieges unter diesem Namen ins Leben riefen, schon zu sehr enttäuscht hat. Es kann nicht mehr als leuchtendes Ideal gelten, von dessen Verwirklichung man eine bessere Zukunft für die gesamte Menschheit erwarten darf. Auf der anderen Seite aber haben gerade diese Enttäuschungen, ebenso wie die wachsenden Nöte an allen Enden der Welt die Sehnsucht aller nach einem tauglichen Wegweiser aufwärts in die Bereiche des Friedens und der Liebe, der wahren Verständigung und Versöhnung nur erhöht. Bei Frau May heißt es: ‚Ideengänge ähnlich denen [Edward] Bellamys in seinem ‚Rückblick aus dem Jahre 2000‘ waren durchgeführt. Ein Hauptgedanke war, daß jede Nation neben ihrer Muttersprache eine durch Wahl zu bestimmende Verständigungssprache haben müßte. In ihr hätte **[250]** das Völkergericht zu richten ...‘ Diese Gedanken können, da sie nun einmal tatsächlich Karl May beschäftigten, übernommen und als Vorschläge für die Vorbereitung des Weltfriedens dem immerhin unerfahrenen Idealisten Winnetou in den Mund gelegt werden. Dann aber möchte ich noch weitergehen. Karl May wäre hier gewiß auch weitergegangen, hätte er den Weltkrieg und seine bösen Folgezeiten noch erlebt. Winnetou muß ja, wenn er über das bisher in seinem Testament gesagte logisch nachdenkt, beinahe mit Notwendigkeit zu dem Schluß kommen: Vor allem brauchen wir eine sorgfältige Erziehung des einzelnen von frühester Kindheit an zur Friedensliebe. Winnetou und alle, die mit ihm aufwuchsen, wurden zum Haß, wurden für den Krieg erzogen. Darum wurden sie Sklaven des Hasses und ihr Leben war Krieg. Was Winnetou beschieden war, Edelmenschen zu finden, die seine Seele aus den Banden des Hasses befreien und der Liebe zukehrten, ist unter Tausenden sonst nicht einem bestimmt. Was Winnetou glückte, daß er den Gewaltmenschen in sich besiegte und sein Ich frei machte zum Aufstieg zu den Höhen des Edelmenschentums, glückt sonst unter Tausenden nicht einem. Darum muß von Jugend an für einen jeden die Bahn frei gemacht werden, daß er ohne übermenschliche Mühen den rechten Weg findet, den Weg der Liebe zu seinem Volk und zum Verständnis für die Daseinsberechtigung der anderen. Hat doch der Mann, der aufrecht sein Volkstum vertritt, von ihnen nicht mehr zu fordern, als daß sie ihm seinen Platz an der Sonne, seine Entwicklungsfreiheit, sein Recht auf Ehre und freie Lebensgestaltung genau so zugestehen, wie sie diese Dinge in seiner Auffassung vom Völkerrecht **[251]** der Allgemeinheit als Selbstverständlichkeiten fordern und voraussetzen. Winnetou sieht, was sein und seiner roten Brüder Leben anlangt, das letzte, das ursprüngliche Übel darin: Ich wurde als Apatsche erzogen und nur als Apatsche. Ich lernte, daß ich in erster Linie stets Apatsche sein müsse. Niemand lehrte den Knaben, es sei seine vornehmste Pflicht, vor allem Mensch seiner Rasse zu sein. Darum nistete sich in ihm das Gefühl ein, irgendwie weit geschieden zu sein von den Angehörigen aller anderen roten Stämme. So lernte er die Komantschen, die Kiowas, die Sioux hassen. Und bei jenen war es dasselbe. Aus diesem Haß aber, der den Gedanken, sie seien doch alle rote Brüder untereinander, gar nicht aufkommen ließ, wuchsen die unseligen Fehden zwischen den Stämmen, in denen sich die roten Männer gegenseitig zerfleischten. So erkennt Winnetou, daß die Quelle alles Unheils, das über seine Nation kam, aus der falschen Erziehung des einzelnen floß, aus einer Erziehung, die absichtlich Schranken aufrichtete zwischen Menschen einer Rasse, zum höheren Ruhm der eigenen, am Volksganzen gemessen eigentlich recht dürftigen Stammesherrlichkeit. Und mahnend erhebt er seine Stimme: ‚Wenn ihr ehrlich wollt, daß Haß und Krieg und alles ihnen entspringende Leid von der Menschheit weichen – und welcher denkende, fühlende Mensch sollte das nicht wollen? – so brecht vor allem mit der falschen Erziehung der Jugend! Lehrt sie, über die Grenzen des eigenen Stammesbereichs hinwegblicken! Lehrt sie, das letzte Ziel nicht in der Förderung des eigenen Stammes suchen, sondern in der Förderung der gesamten **[252]** Rasse! Lehrt sie, sich ertüchtigen in Opferbereitschaft und Selbstlosigkeit, die Knaben als künftige Träger ernster Mannespflichten, die Mädchen als einstige Mütter! Sagt ihnen, daß alle, die eines Blutes sind, naturnotwendig durch ein gemeinsames Schicksal zusammengeschweißt werden, und daß ein Widerstreben gegen solch ewige Gesetze zwangsläufig zur Selbstvernichtung führt! Die Geschichte des roten Mannes hat – so ungefähr mögen Winnetous Worte lauten – mit Schrecken gezeigt, wohin ein heldisches Volk geraten kann, wenn es nicht die Kraft besitzt, sich auf sich selbst, sein gemeinsames Daseinsrecht, seine gemeinsame Ehre und seine

gemeinsamen Pflichten zu besinnen. Schleichende Feinde, deren List einzig auf Spaltung derer ausgeht, die doch des Blutes Zwang aneinander bindet, neidisch schleichende Feinde triumphieren in leichtem Sieg über so Betörte und Verirrte.

Darum lehrt die Jugend die Heimat lieben, den Boden, dem sie entstammt, die Sitten und Gebräuche der Väter und alles Erbgut, das heilig ist! Aber bewahrt sie vor kleinlichem Haß der Stämme gegen die Stämme! Dann werden sie – nicht nur die Roten in ihren versprengten Resten, sondern alle Rassen der Erde, jede für sich – stark sein und gesund und unüberwindlich jedem Gegner. Und es wird auf der Erde ein Friede der gegenseitigen Achtung und Würdigung herrschen, der allein als wahrer Frieden unter den Völkern gelten kann.

Und so etwa mag Winnetou schließen: Das sagt einer, dessen Jugend erfüllt war von den Idealen des sinnlosen Krieges und Kampfes der Brüder gegen die Brüder, der sich dann zu höherer Erkenntnis begnadigt fand durch Klekih-petra, den väterlichen **[253]** Freund und Lehrer, dessen Geist aber erst ganz reif wurde für die Erkenntnis der ewigen Gegensätzlichkeiten und der ewigen Verbundenheiten unter den Völkern der Erde, als er seinen Freund Old Shatterhand gewann und seine Schwester Nscho-tschis um ihrer Liebe willen zu diesem Bruder der fremden Rasse sterben sah.

Ewige Versöhnung allen Völkern und Rassen dieser Erde in der starken Beharrung auf gesunder Eigenart!

Das Testament ist damit zu Ende gebracht. Bei der Ausarbeitung werden wir das Ganze in einzelne Abschnitte einzuteilen und diese Abschnitte mit entsprechenden Überschriften zu versehen haben, die Angaben über den Ort der Niederschrift und die jeweilige Zweckbestimmung des betreffenden Teiles enthalten (vgl. die Bausteinsammlung). So wird z. B: etwa der Abschnitt, der von Intschu tschunas und Nscho-tschis Tod handelt, gewiß den Vermerk tragen ‚Geschrieben am Nugget Tsil‘, so wird die Darstellung der großen Vergangenheit der Indianer überschrieben sein ‚Geschrieben für meine roten Brüder‘ usw. Um uns genau an die Angaben zu halten, die Karl May in ‚Winnetous Erben‘ über seine Pläne für das Testament macht, werden wir der Niederschrift am Schluß noch ein Inhaltsverzeichnis hinzufügen müssen. Damit wäre die Aufgabe, das Testament des Apatschen so weit wie möglich im Sinne des Meisters zu formen, gelöst. Eine Lösung, die natürlich nie ein vollwertiger Ersatz für das sein kann, was Karl May, hätte er länger gelebt, in eigenem Schaffen gestaltet hätte. Uns bleibt nun noch übrig, die Rahmenerzählung zu Ende zu bringen.

[254]

Der Schluß der Rahmenerzählung

Es geht auf den Abend. In der Hütte ist es still. Die Worte des Apatschen hallen in den Seelen der drei Menschen nach, die hier beisammen sind. Sam Hawkens scheint ermüdet vom Zuhören. Er hat die Augen geschlossen. Der Junge Adler sitzt still in einer Ecke und sinnt dem Gehörten nach. Als Old Shatterhand zur Tür tritt, winkt jener ihm schweigend zu, er könne sich getrost entfernen. So geht Old Shatterhand ein Stück hinein in den sinkenden Abend, ganz erfüllt von den Gedanken an seinen Winnetou. Da stört ihn ein Geräusch aus seinem Sinnen. Pferde stolpern die Schlucht herauf. Er späht vorsichtig aus und tritt dann aus den Büschen hervor. Da kommen Dick Hammerdull und Pitt Holbers und bringen einen Dritten, einen Unbekannten mit; das muß Burton sein. Die Begrüßung ist eine Komödie. Die drei Westmänner spielen die Rolle von Verbrechern, von Bundesgenossen Burtons. Old Shatterhand spricht leise, als müsse er sich vor denen in der Hütte in acht nehmen. ‚Gut, daß ich euch hier treffe. Wir müssen uns rasch ohne Zeugen verständigen. Ich konnte den Alten noch nicht völlig aushorchen. Ein Roter kam mir dazwischen.‘ – ‚Jagt ihn fort!‘ rät Burton. – Aber Old Shatterhand wehrt ab. ‚Dieser Rote soll uns große Dienste leisten. Er heißt der Junge Adler und ist einer der führenden Männer in Winnetou City.‘ Und nun unterbreitet er Burton seinen Plan. Burton lobt ihn wegen seiner Umsicht und ist auch bereit, mit seinen bisherigen Begleitern und dem **[255]** jungen Adler nach Winnetou City voranzureiten. Old Shatterhand soll inzwischen die Bande herbeiholen. ‚Wird der Rote mich aber auch wirklich mitnehmen?‘ vergewissert sich Burton noch. – ‚Nur zu gern. Er sagt, es sei eine Ehre für die junge Stadt, jetzt bereits Fremdenbesuch zu erhalten.‘ – ‚Dummes Gesindel! Die Ehre sollen sie teuer bezahlen. Und nun noch eins! Werden wir die Schätze auch fortschaffen können, ohne etwa von einer Übermacht der Stadtbewohner daran gehindert zu werden?‘ – ‚Die Stadt ist bisher nur schwach besiedelt, und die Bewohner haben, wie ich ausfragte, fast keine Feuerwaffen. Sie sind sehr friedliebend. Das bedingt ihre Zugehörigkeit zu einem Clan, der den Namen Winnetou trägt.‘ – ‚Ja, ja! Habe davon gehört und schon damit gerechnet. Uns kann es nur lieb sein, wenn sich diese Roten, die solche Schätze zu hüten haben, von Friedensgedanken die Köpfe vernebeln lassen. Und wie steht es mit

den Schätzen? Habt Ihr da etwas erfahren? Hoffentlich hat das Gerücht nicht übertrieben, so daß wir eine anständige Beute mit heimbringen.' – ‚Übertrieben, sagt Ihr, Mr. Burton? Im Gegenteil! Was mir dieser Junge Adler erzählte, übersteigt alle Erwartungen. In der Schatzhöhle müssen viele Millionen liegen. Es ist ja ein ganzes Gebäude im Bau, eine Art Museum, das allein der Aufstellung des Schatzes dienen soll.' – Auf diesen Köder beißt Burton an. Ihn packt das Goldfieber. ‚Dann kommt! Wollen uns beeilen! Wir müssen so rasch wie möglich dafür sorgen, daß die Roten der Mühe enthoben werden, dieses Gebäude in Gebrauch zu nehmen.' Aber Old Shatterhand zügelt seinen Eifer. Er kehrt vorerst einmal **[256]** allein zurück zur Hütte, angeblich, um bei dem Jungen Adler kein Mißtrauen aufkommen zu lassen. In Wahrheit will er dem Indianer noch einmal genaue Verhaltensmaßregeln geben. Burtons Goldgier soll noch weiter angestachelt werden, damit er dann im Übereifer möglichst blind in die Falle tappt. Im übrigen soll man ihn in Winnetou City vorläufig unbehelligt lassen, wenn auch immer scharf beobachten. Dann – nach Verlauf einer Viertelstunde etwa – erscheinen Burton und seine Begleiter in der Hütte. Es entwickelt sich alles, wie vorgesehen. Der junge Adler spielt die Komödie mit. Sam Hawkens nimmt wenig teil. Burton möchte am liebsten noch in der Nacht aufbrechen, muß sich aber bis zum Morgen gedulden. Als die Pferde dann endlich gesattelt stehen, fragt der junge Adler – seiner Rolle gemäß – Old Shatterhand: ‚Wird der weiße Mann nicht mit uns reiten, die Schätze der Höhle zu sehen?' – Der Gefragte aber redet sich scheinbar heraus, um Burton zu täuschen: ‚Ich komme nach. Ich erwarte noch andere Freunde, die ich mitbringen will.' – So reiten die vier. Burton nimmt an, Old Shatterhand werde nun noch einmal unter vier Augen mit Sam Hawkens sprechen und sich dann beeilen, die ganze Bande in großen Autos nach Winnetou City zu führen.

Old Shatterhand geht wieder auf die Jagd; denn er denkt daran, daß er Sam Hawkens für einige Tage mit Fleisch versorgen möchte. Die zunehmende Hilflosigkeit des Alten macht ihm ohnehin Sorge. So streift er, da er nicht gleich zum Schuß kommt, fast den ganzen Vormittag im Wald umher. Dann muß er wieder für die Mittagsmahlzeit sorgen, und während **[257]** sie noch beim Essen sind, kommt Swift. Old Shatterhand schafft, nachdem auch Swift gegessen hat, Gelegenheit, mit ihm vor der Hütte ungestört zu sprechen. Swift meldet, die Leute ständen bereit. Old Shatterhand gibt Anweisung, sie in Autos nach Winnetou City zu bringen. Er selbst würde allein dorthin reiten. Er habe hier in der Hütte die Bekanntschaft eines Indianers, eines Oberhauptes der Stadt, gemacht. Dieser habe ihn und die ‚Reisegesellschaft' sogar freundlichst zur Besichtigung der Schatzhöhle eingeladen. Es sei alles wohl vorbereitet. ‚Ich werde', schließt er etwa, ‚versuchen, die Höhle bereits allein in Augenschein zu nehmen. Kommt ihr an, so heißt es, schnell handeln. Erst alle Mann zur Besichtigung der Höhle! Dort überwältigen wir Führer und Wächter. Dann gebe ich die weiteren Weisungen. Es wird leicht sein, die wenigen Stadtbewohner mit der Waffe einzuschüchtern und die Schätze in die Autos zu verladen. Für uns gibt es dann wohl Pferde genug in der Stadt.' Es wird noch Tag und Stunde der Ankunft in Winnetou City vereinbart. Dann reitet Swift zurück. Old Shatterhand aber nimmt Abschied von Sam Hawkens. Er läßt den Alten nur ungern allein und verspricht, so rasch wie möglich zurückzukehren. Sam Hawkens aber entläßt ihn mit den besten Wünschen für das Gelingen seiner Pläne.

Es folgt nun Old Shatterhands Ankunft in Winnetou City, das Wiedersehen mit Tatellah Satah, Old Surehand, Apanatschka, Aschta usw. Auch To-kei-chun ist gerade mit einigen seiner Leute hier eingetroffen, um einer Sitzung des Clan Winnetou beizuwohnen. Später kommt Pida mit seinen **[258]** Kiowas dazu. Diese werden aber versteckt gehalten. Die Verbrecher dürfen überhaupt nur einen Teil der vielen hier versammelten wehrhaften Männer zu sehen bekommen. Es findet eine Beratung statt. Old Shatterhands Vorschlag, die Verbrecher in der Höhle einzuschließen, wird gebilligt, und zwar in einem Teil der Höhle, in dem gar keine Schätze liegen. Old Surehand ist für strenge Bestrafung der Schuldigen, Aschta mahnt zum Frieden, und Tatellah-Satah entscheidet: ‚Die Verbrecher sind dem staatlichen Richter zu übergeben!' Dann wird noch Burton festgenommen. Das gibt natürlich eine bewegte Szene. Ich kann das alles hier nur andeuten. Hierauf durchstreift Old Shatterhand die Stadt, besichtigt die Anlagen und die Bauten. Dabei begegnet er einem, der ihm bekannt vorkommt, dessen er sich aber doch nicht genau erinnern kann. Endlich wird ihm Klarheit. ‚Es ist lange her, Sir, daß wir uns nicht gesehen haben, und es hat sich inzwischen viel verändert hier im Lande. Ich will Eurer Erinnerung aufhelfen. Denkt an New Venango, denkt an Tim Finnetey und an die Festung...!' – ‚Harry!' ruft Old Shatterhand. Und der Mann nickt. ‚Ja, ich bin jener Harry, dem Ihr zweimal das Leben gerettet habt.' Natürlich haben die beiden einander viel zu erzählen. Harry hat ein bunt bewegtes Leben hinter sich. Den Stätten der Zivilisation ist er immer wieder entflohen, und von den Friedensgedanken des Clan Winnetou will er nichts wissen. ‚Mein Leben hat im Dienst der Rache

gestanden', sagt er, 'und es wird auch so zu Ende kommen.' Ich verweise für diese Szene und für das Folgende auf das, was ich in der Bausteinsammlung über Harry gesagt, [259] besser aus Karl Mays Äußerungen über diesen jungen Wildling abgelesen habe. Er erzählt noch, daß sein Vater Old Firehand längst tot ist, verschlungen von den Kämpfen in der Wildnis. Ein Grisly hat ihn überrascht und zerfleischt. Von der bevorstehenden Ankunft der Verbrecher hat Harry gehört. Er ist für ein blutiges Strafgericht. 'Solch weißes Gesindel', murt er, 'ist schlimmer noch als der tückischste Indianer, als der riesigste graue Bär. Es muß ausgerottet werden ohne Erbarmen.' Old Shatterhands Lehren von der Feindesliebe, von Verzeihung und christlicher Langmut mit dem Ebenbild Gottes prallen wirkungslos von ihm ab.

Schließlich kommt der Tag der Entscheidung heran. In drei großen Autos treffen die Verbrecher ein, geführt von Swift. Der Junge Adler begrüßt die 'Reisegesellschaft'. Mr. Burton sei gerade in der Schatzhöhle. Er wolle die Gentlemen hinführen. Alles drängt ihm nach. Keiner will zurückbleiben. So gehen sie in die Falle. Als sie dann eingeschlossen sind und sich ergeben sollen – dreihundert Hände sind bereit, sie einzeln in Empfang zu nehmen – weigern sie sich, drohen mit Gegenwehr bis zum letzten. Da macht sie der Junge Adler darauf aufmerksam, daß bei der Höhle eine große Sprengladung angebracht ist. Alles sei bereit. Es sollte hier – und das alles ist Tatsache – gesprengt werden. Aber auch das wirkt nicht. 'Tötet uns!' heißt es. 'Ergeben werden wir uns nicht.' Die Bande weiß eben, was ihrer wartet, wenn sie vor den Richter kommen. Die Sieger sind ein wenig ratlos, denn Blutvergießen ist nicht nach ihrem Sinn. 'Aushungern!' rät Old Surehand, und die andern [260] stimmen ihm zu. Nur Harry sagt: 'In die Luft sprengen!' Er wird aber energisch zurückgewiesen. Niemand ahnt das Unheil, das sich vorbereitet. In der Nacht werden die Bewohner der Stadt von einem donnerähnlichen Krachen geweckt. Alles stürzt auf die Straßen. Und man findet die Höhle, in der die Verbrecher eingesperrt waren, gesprengt. Der Täter war Harry. Er ist tot. Er hat sich nicht rasch genug in Sicherheit bringen können. Ein abgeschleudertes Felsstück hat ihm den Schädel zertrümmert, und er ist gestorben, wie er lebte, wie er's geahnt hat (Winnetou II), in Dienst der Rache. In ernster Stimmung wacht Old Shatterhand mit Tatellah-Satah bis zum Morgen. Sie sprechen von Haß und Liebe und von Winnetous Testament. Am Morgen dann will man Burton vornehmen und findet ihn erhängt. Er hat sich dem Gericht entzogen.

Einen Tag noch weilt Old Shatterhand bei den Freunden. Als er am andern Morgen von ihnen scheidet, weiß er, daß es ein Abschied fürs Leben ist. Der Junge Adler begleitet ihn zum Nugget Tsil. Sie finden Sam Hawkens Zustand sehr verschlechtert. Er hat eine böse Nacht. Dann schickt er sich an, in den Armen Old Shatterhands zu sterben. Und er scheidet mit einem Lächeln. 'Begrabt mich hier', ist seine letzte Bitte, 'und seid mein Erbe! Die alte Gun habt Ihr schon. Aber da ist noch etwas, was Ihr mitnehmen sollt: Die Perücke, den falschen Skalp. Hat mich zwei dicke Bündel Biberfelle gekostet damals in Tekama ... hihihii!' – Sie begraben ihn. Der Junge Adler nimmt sein Pferd mit sich. Er kehrt nach Winnetou City zurück. Old Shatterhand aber wendet sich dem Osten zu. Mit Tatellah-Satah ist [261] alles besprochen. In der Heimat will er das Testament des Apatschen der Öffentlichkeit übergeben. Noch einmal blickt er zurück zum Nugget-Tsil. Schwer wird ihm die Trennung. Und ein paar Tage später gleitet sein Dampfer aus dem New Yorker Hafen hinaus ins Meer. Die Freiheitsstatue grüßt herüber. Er winkt zurück: Leb wohl, du Land meiner Fahrten, leb wohl für immer, du Heimat meines Winnetou!

[[262]]

Von Klanwesen der Indianer

Von Adalbert Stütz

©

51
52
53

Karl May als Jugendschriftsteller im Wandel der Generationen

Von Univ.-Prof. Geheimrat Dr. Aloys Fischer

Wenn ich den folgenden Versuch, die Stellung der Bücher Karl Mays im Wandel der Jugendgenerationen seit ihrem ersten Erscheinen darzustellen, mit persönlichen Erinnerungen einleite, so bitte ich, darin nichts von Anmaßung erblicken zu wollen. Ich tue es lediglich, weil mir scheint, daß die verschiedene Haltung, die ich selbst im Laufe meines Lebens zur Karl-May-Lektüre eingenommen habe, durch die gleichen Faktoren bestimmt ist, die den jeweils jungen Geschlechtern im Wechsel der Gesamtlagen den Weg zu ihr erleichterten oder erschwerten.

Die erste Bekanntschaft mit Karl Mays Büchern machte ich natürlich als lesender Schuljunge; es war in den achtziger und neunziger Jahren. In dem klösterlichen Internat, dem ich während der humanistischen Gymnasialstudien angehörte, herrschte die Benediktinersitte der Tischlesung. Bei den gemeinsamen Mahlzeiten wurde von je zwei miteinander abwechselnden Schülern der oberen Klassen der ganzen, etwa 200 Köpfe zählenden Schülerschaft im Alter von 11 bis 19 Jahren vorgelesen. Zum festen Stamm dieser Tischlektüre gehörten die jeweils einschlägigen Abschnitte der Evangelien und größere zusammenhängende Werke, die sich in Fortsetzungen **[282]** oft über Monate hinstreckten; den beweglichen Teil bildeten kurze Berichte aus Zeitschriften geographischen, missionswissenschaftlichen, kirchenmusikalischen Inhalts, aus Zeitungen und aus bedeutsamen Kundgebungen der geistlichen und weltlichen Behörden. Ich habe so als junger Schüler bereits in der Praxis (und wie ich nachträglich dankbar anerkennen lernte: in mustergültiger Praxis) die Lösung von Fragen kennengelernt, die in der pädagogischen Reformliteratur unseres Jahrhunderts als Scheinneuheiten entdeckt und diskutiert worden sind, wie das Verhältnis der Jugend zur Presse oder die pädagogische Einführung zum periodischen Schrifttum. Es leuchtet ein, daß es keine leichte Aufgabe war und ist, einen Lesestoff ausfindig zu machen, der die Altersstufen vom Kind bis zum hochschulreifen Abiturienten zu fesseln und zu befriedigen vermag, und ich erinnere mich, daß bei mancher Tischstunde bald die jüngsten, bald die ältesten Kameraden sich uninteressiert gelangweilt haben, weil Stoff oder Darstellung an ihnen vorbei, über sie hinweg ging oder unter ihren Interessen blieb. Um so deutlicher wird die Erinnerung sprechen, von der ich gewiß bin, sie mit allen Altersgenossen, soweit sie noch leben, zu teilen: die Tatsache der allgemeinen Beliebtheit Karl Mays. Wenn ich bedenke, daß geistvolle biographische und autobiographische Werke, historische Romane und Erzählungen, Forschungsreiseberichte, Humoresken und selbst lebendige Satiren in dem Programm wechselten, daß [Peter] Rosegger, Maximilian Schmidt, Sebastian Brunner, Josef Spielmann, Alexander Baumgartner, Fr.[Franz] Hettinger, Alban Stolz, Adalbert Stifter als gewiß beliebte Autoren deutlich hinter **[283]** Karl May zurücktraten, so meine ich, damit etwas für die jugendpsychologischen Instinkte in seiner Erzählungskunst gesagt zu haben, wenn auch keineswegs über ihr literarisches Niveau.

Wenn wir Schüler selbst (gelegentlich) nach Wünschen für diese Tischlektüre gefragt wurden (wie klug es war, das nicht allzuoft zu tun, habe ich später einsehen gelernt), wurde sozusagen *per acclamationem* Karl May gewählt, von Schülern aller Schulstufen, von den jüngeren mit glühender Begeisterung und von den älteren trotz spöttelnder Reserve und parodistischer Einwände doch mit kaum geringerer Neugierde und Anteilnahme. Die Einzelheit der Stoffwelt, das Einzelwerk trat ganz in den Hintergrund (wie ja in der Tat die innere Welt und Form der Erzählungen Mays außerordentlich einförmig und gleichartig ist, trotz der Hunderte von Titeln, Schauplätzen, Abenteuern); unser Jungenenthusiasmus galt eben der Welt von Karl May, der Enthusiasmus der Jüngsten sogar nur der stehenden Figur in ihrem Mittelpunkt. Wie konzentriert unser Interesse auf diese allgemeine Art und auf ihren Urheber war, dafür ist mir ein kleiner Beleg in Erinnerung geblieben. Eines Tages hatte uns der vorlesende Mitschüler im Drang seiner eignen Spannung den Titel des Bandes, der gerade gelesen wurde, unterschlagen und seine Vorlesung eingeleitet mit dem Wort: „Karl May, Fortsetzung.“ Das zustimmende Lachen der ganzen Schülerschaft quittierte ihm dankbar die Richtigkeit seines abkürzenden Verfahrens, denn in der Tat: uns war nicht wichtig, ob der Buchtitel lautete: ‚Orangen und Datteln‘, ‚Im Land der Skipetaren‘, ‚Der blaurote Methusalem‘ **[284]** oder ‚Winnetou, der rote Gentleman‘, uns war wichtig, daß ein Karl May gelesen wurde, d. h. daß – einerlei in welchem Kostüm, auf welchem Schauplatz und Sittenhintergrund – jene typischen Figuren und typischen Spannungen uns unterhalten sollten, die der geistig und technisch überlegene Deutsche als Repräsentant des Europäertums

auf seinen abenteuernden Reisen erleben konnte.

Das war meine erste ausgiebige Bekanntschaft mit Karl May. Es mag sein, daß für seine Wahl als Tischlektüre in einem katholischen Internat auch der Moralismus und das Ansehen, dessen der Autor sich auf Katholikentagen erfreute, von Einfluß gewesen sind; es war die Periode, in der sich die katholische Bevölkerung Deutschlands (es ist heute noch ebenso unverständlich wie damals: warum?) gegen eine Art Minderwertigkeitsgefühl zu wehren begann und jede Persönlichkeit, die etwas für die eigene Kirche zu sagen hatte, hervorhob, förderte, nicht selten über Wert und Verdienst hinaus, wie einsichtige Katholiken selbst zugaben. Aber ganz ausschlaggebend war diese Faktorengruppe gewiß nicht, und vor allem in uns jungen Menschen haben diese Fragen keine Rolle gespielt, haben auch nicht etwaige Werbungsabsichten für das Weltwerk der katholischen Mission Echo gefunden. Dazu kannten wir aus den Tatsachenberichten die opfervolle und nüchterne Arbeit der Missionare zu genau, um etwa im Missionsdienst eine Gelegenheit für Abenteuer zu erblicken. Nicht ganz gläubig und nicht ganz skeptisch haben wir vielmehr die dem Alter entsprechende Welt des abenteuernden Heldentums, seine Spannungen, Listen, Intrigen, seine Schmerzen mit gutem Ausgang **[285]** genossen als Wort gewordene Erfüllung unklarer eigener Träumereien und als ein Gegengift gegen die furchtbarste Plage des Menschen – vielleicht nicht nur des jungen – gegen die Langeweile⁵⁴.

*

Von anderer Seite lernte ich die Karl-May-Lektüre vor 33 Jahren betrachten, als ich im Hause des Bildhauers Adolf Hildebrand meine erste pädagogische Verantwortung übernahm. Ich mußte mich nun als Lehrer und Erzieher mit dem Problem der Lektüre der Jugend vor und im Reifealter auseinandersetzen. In der eigentümlichen Scham über seine Jugend, ihre Eseleien und Unsicherheiten, die den Menschen überfällt, der ihr eben entwachsen ist, unter dem Einfluß noch sozusagen ofenwarmer psychologischer und pädagogischer Erkenntnis, habe ich die Lektüre, die mir selbst so viel Unterhaltung geboten hatte, gründlich für schlecht und ungeeignet gehalten, habe ihre literarischen Schwächen, ihre törichte Abenteuerlichkeit als Gefahr oder jedenfalls als Unwert angesehen. Wie viele junge Erzieher fing auch ich mit der Einstellung an, bei den mir anvertrauten Zöglingen es jedenfalls anders zu machen, als man seinerzeit mit mir verfahren war. Die Ablehnung nicht nur Karl Mays, sondern der gesamten Jugendlektüre seiner Art, d. h. des erfundenen **[286]** Reise- und Abenteuerromans, schien mir notwendig, und ich glaubte bei meinem Zögling selbst keinen Widerstand befürchten zu müssen, weil er, eigenartig frühreif, unter dem Einfluß der häuslichen Atmosphäre eine große Vorliebe für [William] Shakespeare, [Heinrich von] Kleist und die Dramatik des Klassizismus besaß. Die große Dichtung, überhaupt das in irgendeiner Hinsicht vorbildliche Schrifttum, das Klassische, schien mir als Bildungsmittel nicht nur legitimiert, sondern – natürlich mit vorsichtiger Leitung und Hilfe – auch möglich zu sein.

Jedenfalls glaubte ich für meine rigoros-puristischen Absichten auf Verständnis und Unterstützung bei den Eltern meines Zöglings rechnen zu dürfen. Um so überraschter war ich, in den mancherlei Streitgesprächen, die sich aus solchen Anlässen ergaben, in der Perspektive eines zugleich großen Künstlers und seltenen Menschen wesentlich andere Erfahrungen, Bekenntnisse und Beurteilungen anzutreffen. Adolf Hildebrand verteidigte mit Leidenschaft das Existenzrecht einer Literatur, die im sittenrichterlichen Urteil des Banausen und in der Geschmacksdiktatur des pädagogischen Bonzentums unbesehen als Schund gebrandmarkt wurde, verteidigte vor allem das Recht der Jugend auf solche Werke. Er selbst las damals – in der wohl konzentriertesten Periode seiner Produktion – nicht allzuviel, las im allgemeinen mit vorsichtigster Auswahl, zu der sein bedeutender internationaler Freundeskreis wissentlich oder unwissentlich Hilfe leistete bzw. ausgenutzt wurde; er las fast nichts Neues, Aktuelles. Neben den großen Dichtern Englands, Deutschlands, Italiens habe ich Memoirenwerke, spärlich Historiker **[287]** und Philosophen in seinen Händen gefunden und im kritischen oder fortspinnenden Gespräch darüber in seinem Geist lebendig werden sehen.

Nur für eine Art Lektüre war eine deutliche Schwäche vorhanden: für das Indianerbuch, den Schelmen-, Seeräuber-, Abenteuerroman. [Robert Louis] Stevensons ‚Schatzinsel‘ z. B. hat er mit Wärme gepriesen und oft verschenkt, sichtlich noch lieber gehabt als [Henry] Fieldings ‚Tom Jones‘ oder [Laurence] Sternes ‚Tristram

⁵⁴ Der Ausklang dieser Teilbetrachtung zeigt, wie unberechtigt der Vorwurf gewisser Gegner Mays war, die ihm nachsagten, er habe in seinen Werken als Protestant heuchlerisch katholisiert. Immer wieder ist es allein das allgemein Menschliche wie das allgemein Religiöse, das seinen Vorzug bedeutet und seinen Erfolg bedingt. Die Herausgeber.

Shandy' (die beide aus andern Gründen für ihn anziehend waren). Gewiß ist Stevenson ein Erzähler von reifer und überlegter Kunst, und die Vorliebe für ihn könnte auf die feinen Qualitäten seiner Darstellung basiert gewesen sein. Daß dies aber hier nicht ausschlaggebend der Fall war, daß vielmehr die Stoffwelt, das Geschehen, die bunte Fülle der Abenteuer und der – vielfach nichts weniger als lauterer – Charaktere ihre Anziehung ausübten, hat er freimütig zugegeben; sie war erkenntlich auch aus der Tatsache, daß er selbst die für Buben bestimmten Pfennighefte nicht verschmähte, wenn sie ihm in die Hände fielen, und daß er nach Indianerbüchern sozusagen auf der Suche war. Manche mit dieser Eigenheit Hildebrands vertrauten Freunde suchten sich ihren Reim darauf in der Form zu machen, daß sie solche leichte Lektüre als erholendes Gegengewicht gegen die höchste Konzentration in der künstlerischen Arbeit, als Entspannung und ‚Schlafmittel‘ betrachteten. Aber er selbst, reflektiert und selbstkritisch in kaum geringerem Maß als produktiv, hat eine solche Erklärung niemals gelten lassen und das ausgesprochene Vergnügen und Interesse an derartiger Lektüre immer zugestanden, ohne **[288]** Furcht, man möchte über den literarischen Geschmack des großen Bildners mitleidig die Achseln zucken.

In einer unserer Unterhaltungen im Zusammenhang mit solchen Fragen wurden wir uns darüber klar, daß in der bürgerlichen Ordnung und Polizierung des Lebens, in unserer Zivilisation eine ganze Anzahl menschlicher Triebe, Bedürfnisse, Kräfte kein legitimes Betätigungsfeld mehr haben und daß sie sich entweder in gefährlicher Form, im Verbrechen, oder in einer Spielform, in der Lektüre, ausleben müssen. In den meisten gesunden Jungen liegt der Drang, ihre körperlichen Kräfte im Kampf mit Menschen auszuleben, ihre List und ihren Erfindungsgeist spielen zu lassen, lebt die Sehnsucht, ohne die vielen Behelfe der zivilisatorischen Existenzsicherung sich zu behaupten, mit primitivsten Mitteln auszukommen, lebt der Wunsch nach Risiko und Gefahr, um sich in ihr des Genusses der eignen Kraft, Schlauheit, Ausdauer erfreuen zu können. In dem wohlbehüteten und dauernd pädagogisch geleiteten Leben namentlich bürgerlicher Jugend gab es wenig Gelegenheiten, derartige Ur-Instinkte der Gattung zu befriedigen und auszuleben, aber in der Phantasie kann die Jugend sie befriedigen und so – mehr oder minder harmlos – abreagieren. Ich glaube in der Tat, daß eine beachtliche Anzahl von Gründen für die Vorliebe der Jugend auch für das Karl-May-Buch auf die große Kluft zwischen dem wohlgeordneten, ganz verzweckten und geistigen Dasein in der Welt der Zivilisation und den Triebkräften einer ‚wilden‘ oder jedenfalls einmal wild gewesenen menschlichen Natur zurückgehen. Die fernen Länder und fremden Menschen sind **[289]** ein plausibler Vorwand für ein Leben nach diesen einfachen Trieben, nach dem Kampf Mann gegen Mann mit allen Mitteln der Kraft und List, nach dem Kampf mit einer noch nicht entgifteten und domestizierten Natur, nach den aufregenden Schauspielen und unreflektierten Äußerungen der Roheit, im ursprünglichen, nicht moralischen Sinn des Wortes.

*

Noch einmal anders lernte ich Karl May betrachten, als meine eignen Söhne in das Alter kamen, in dem die Lesewut zugleich schwer beherrschbar und doch verborgen wählerisch ist. Seltsamerweise gingen sie an Karl May vorbei. Sie haben ihn nicht gemieden, aber auch entschieden nicht bevorzugt. Die Neigungen gingen nach der Fabulierkunst und elementaren Dramatik [Franz] Poccis, der aus verblüffender sinnlicher Anschauung und Drastik des Wortes erstaunlich einmalig gemischten Buschiade, später nach den etwas lehrhaften, entwicklungsgeschichtlichen, naturphilosophischen Schriften von Karl Ewald, [Alois Theodor] Sonnleitner, [David Friedrich] Weinland, [Jean-Henri] Fabre, nach historischen Erzählungen und Dramen. Das alles natürlich gerade in dem Alter, in dem nach meiner eignen Erfahrung sonst große Empfänglichkeit für das Abenteuerbuch vorhanden zu sein pflegt. Es mag sein, daß die Karl-May-„Mode“ schon im Abflauen war⁵⁵. Vielleicht **[290]** liegt es daran, daß I e b e n d e Autoren mit gleicher Richtung wie Karl May, z. B. Maximilian Kern, nicht zu der Kost gehören, die meine Söhne ausgesprochen verachtet hätten. Aber Karl May war sozusagen bei den Jahrgängen, denen sie angehört haben, nicht mehr so aktuell. Daß etwaige Winke der Schule gegen seine Schriften eine Rolle gespielt haben, scheint mir durchaus zweifelhaft, bei der seltsamen Unbeirrbarkeit, die sie schulischen Beeinflussungsversuchen ihrer Liebhabereien

⁵⁵ Diese Meinung des Verfassers wird allerdings durch die Absatz-Statistik des Verlags widerlegt. Die Begeisterung für Karl May hat sich in den Kreisen der Jugendlichen und der Erwachsenen seit Gründung des Verlags (1913) laufend gesteigert. Dafür zeugt die Tatsache, daß Karl May bis zum heutigen Tag mehr nachgefragt wird in Buchhandlungen und Büchereien und mehr gelesen als zu seinen Lebzeiten.
Die Herausgeber.

entgegengesetzten, und bei dem verschwindend geringen Gebrauch, den sie von den Schülerbüchereien ihres Gymnasiums machten. Übrigens war in dieser Bücherei Karl May als älterer Besitz selbstverständlich noch gut vertreten.

Wenn ich nicht irre, hatte diese Ebbe des Karl-May-Interesses wesentlich allgemeine Gründe. Die Zeit, in der sie ihre Periode der Lesewut auslebten, fiel mit dem Weltkrieg, dem Staatsumsturz und den tumultuarischen Tagesereignissen der ersten Jahre nach dem Weltkrieg zusammen. Heldentum und Abenteuer, Primitivität des Lebens und der menschlichen Reaktion darauf waren alltägliche Wirklichkeit, und das diese Zeit auch der Jugend interpretierende, heute als reichlich zweckbefangen und selten tief fast vergessene Schrifttum bot einen aktuelleren und doch die gleichen Bedürfnisse sättigenden, die gleichen Interessen ansprechenden Ersatz der fremdländisch und ausnahmemäßig kostümierten ‚erfundenen‘ Geschichte. Die Geschichten von der Front, aus dem Luftkampf, dem Unterseebootkrieg, die Gefahren an den Randschauplätzen des Völkerringens, in Mesopotamien und Ägypten, boten gelebte Karl-**[291]** Mayaden, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, und machten die erfundenen zweitweise weniger schmackhaft und entbehrlich.

Ich bitte, mich nicht mißzuverstehen; ich denke nicht daran, zu behaupten, daß etwa in den für die lesende Jugend bestimmten Kriegsbüchern Abenteuer und Personen zurechtgemacht worden seien, noch weniger, daß die Wirklichkeit des Krieges auf allen Fronten unter, auf und über der Erde und dem Meer von der Mehrzahl der erlebenden und tätigen Teilnehmer als ein – je nachdem – unterhaltendes, spannendes oder mißglücktes Abenteuer erfahren, erlebt und gelebt worden ist. Eine solche Deutung wäre ebenso unrichtig wie frivol. Ich spreche lediglich von dem Bild des Krieges in Auffassung und Gefühl der gleichzeitigen Jugend, im Alter von 11 bis 15 oder 16 Jahren, von den Bildern, die man ihr ausdrücklich vermittelte. Wer z. B. in einem sehr bekannten Bilderwerk ‚Der Weltkrieg im Bild‘ heute blättert, stellt fest, daß auf sämtlichen Darstellungen kein einziger toter Soldat abgebildet ist, oder wer in den massenhaft verbreiteten billigen Büchern ausdrücklich für die Hand der Jugend nachliest, kann selten etwas von den tieferen Zusammenhängen der Ursachen des Krieges, von der Massigkeit seiner Leiden und Entbehrungen, den Wechselfällen seiner Entwicklung, von der allgegenwärtigen Unsicherheit der Dinge und Verhältnisse finden, die mit dem Appell an die Waffen immer verbunden ist. Die Anekdote, die Einzelhandlung oder die Einzelperson stehen im Mittelpunkt dieser Kriegsgeschichten für die zeitgenössische Jugend, dargestellt in einem Ton der Selbstverständlichkeit, mitunter **[292]** des überlegenen Humors, der im jungen Leser den Eindruck eines – trotz aller Gefahren – glücklich endigenden Abenteuers hinterlassen konnte, vielleicht (nach der Tendenz der Autoren, die meist selbst nicht Soldaten waren) hinterlassen sollte. Dieser Charakter der Auffassung, Auswahl und Gestaltung der Stoffwelt des Weltkriegs rückte die Jugendschriften über ihn selbst in unmittelbare Nähe der Bücher, die in Friedenszeiten das Reiseabenteuer aus fernen Ländern einnahm, ohne es freilich ganz zu verdrängen.

*

Mit zunehmendem Abstand vom Weltkrieg als einer alle Interessen besetzenden Gegenwart ist das Bedürfnis nach Spannungen wieder ein Faktor geworden, der auf die Auswahl der Lektüre Einfluß gewinnt. Man kann das deutlich an der Massenverbreitung der Kriminal- und Detektivgeschichten sehen, die – fast ohne Rücksicht auf ihr sprachliches Niveau, auf die ernsthaft kriminalistische oder die humoristische Note, die sie haben können – lediglich als Ablenkung und Sensation an sich verschlungen werden. Der Schund und Kitsch wird der – nicht fehlenden – fein aufgebauten und auch psychologisch motivierten Geschichte eines Verbrechens und seiner Aufdeckung unbedingt vorgezogen. Die Kriminalgeschichte wird auch in der Jugendlektüre ein Konkurrent für das Reise- und Abenteuerbuch. Gleichwohl läßt sich nicht verkennen, daß auch dieses seine vorübergehend schwankende Beliebtheit und Verbreitung zurückzuerobern beginnt.

Man kann deutlich zwei Phasen im Verhältnis der Nachkriegsjugend zur Lektüre von Karl May **[293]** unterscheiden: eine der unpolitischen und eine der politischen Jugendbewegung. Lager- und Zeltleben, Paddelfahrt und lange Wanderung mit geringsten Kosten in der Heimat, in auslandsdeutschen Gebieten, in den Nachbarländern haben das Abenteuer in seiner harmlosen Gestalt zu einer Wirklichkeit der unruhig suchenden Jugend selbst gemacht und so eine Voraussetzung geschaffen, das große Abenteuer in der Ferne und Fremde wieder als Fortsetzung eigener Erfahrungen in den Kreis der Freizeitausfüllung einzubeziehen.

Für Beliebtheit und Einfluß des Karl-May-Buches ist neben diesen Momenten aber vor allem die starke Zunahme nationalpolitischer Bewußtheit der jungen Generation wichtig geworden, weil hier sich seine Auffassung des Deutschen als Weltpioniers mit den eignen Absichten und Strebungen berührt. Die heute jungen Menschen wissen, daß sie einem sehr harten Leben entgegenreifen, die Aufgabe haben, wiederzuschaffen, was verlorengegangen ist, nicht zuletzt unsre Stellung und Geltung in der weiten Welt auf veränderten Grundlagen neu zu bauen – darum sind ihnen Bücher, in denen der erste Aufstieg Deutschlands zu weltwirtschaftlicher und weltpolitischer Geltung in der Vereinfachung für ein noch phantasieerfülltes Knabenherz exemplarisch wird – besonders zugänglich. Jedenfalls zeugen allein schon die großen Auflageziffern von einer neuen Welle der Begeisterung für Karl May. Gewiß ist er im Augenblick nicht mehr so einzig in seiner Art wie vor 40 Jahren, und ebenso gewiß ist, daß sich das Interesse der lesenden Jugend zwischen dem Schrifttum seines Typs und dem Roman der **[294]** technischen Phantastik und Utopistik teilt. Vor allem haben jetzt die lesenden Mädchen den Reiz Karl Mays entdeckt. Und auch für die männliche Jugend enthüllt er sich von neuen Seiten: er wird in die Nähe des Wander- und Kampflebens der Jugend gezogen, und seine Hauptfigur wird zum Sporthelden umstilisiert. Die Sehnsucht nach primitiver Existenz, die sportliche Auffassung des ganzen Lebens und die Bewunderung für elementare menschliche Tugend und Beziehung versprechen seinen Büchern auch bei unseren Enkeln eine gute Aufnahme.

Wenn ein Jugendschriftsteller so lange sich behauptet und trotz aller Angriffe, die von literarkritischer und pädagogischer Seite gegen ihn geführt worden sind, den Wandel der Generationen, der Zeitsituationen und Geschmacksrichtungen überdauert, wenn er soviel nachgeahmt wird und selbst in ein ängstlich enges, ganz didaktisiertes Jugendschrifttum Ableger treibt, so spricht das alles zusammen dafür, daß er bedeutsame und dauernde Interessen des Jugendalters in einer seltsam glücklichen Weise befriedigt und darum immer befriedigen wird. Zu dem gleichen Ergebnis dürfte auch eine rein literargeschichtliche Analyse seiner Voraussetzungen und heute zeitgeschichtlichen Stellung kommen. Ich wage nicht zu beanspruchen, diese auch nur in den Grundzügen zeichnen zu können. Aber ein paar Bemerkungen, die sich mir immer wieder aufdrängten, darf ich notieren.

Der Art Jugendschrift, für die Karl May in Deutschland der sichtbarste Exponent geworden ist, ist vor seiner Zeit in allerlei Ansätzen und Vorläufern **[295]** vorhanden gewesen. Sie steckte als ein der Verselbständigung fähiges Element auch in Literaturerzeugnissen, die im ganzen ein andres Genre repräsentierten und nicht einmal für jugendliche Leser in erster Linie bestimmt waren. Da war der Roman vom Kampf des weißen mit dem roten Mann, die (aus [Jean-Jacques] Rousseauschem Geist) konzipierte Legende von der edlen Rothaut, deren Anziehungskraft durch das Auswandererinteresse auch in Europa lebendig war. [James Fenimore] Cooper, [Gabriel] Ferry und ihre zahlreichen Nachahmer haben einen Welterfolg zunächst bei den erwachsenen Lesern erzielt und sind erst durch deren Vermittlung sozusagen auf die Stufe des Jugendbuches abgesunken.

Freilich, für den deutschen Leser waren die Probleme der Kolonisation Nordamerikas, des Kampfs zwischen französischen und englischen Truppen um die Vorherrschaft ohne nennenswertes nationales Interesse. Die affektive Beteiligung der Leser konnte über die Erregung und Spannung des dargestellten Konflikts selten hinausgehen. Auch die spätere Literatur über spezifisch amerikanische Probleme, den Unabhängigkeitskrieg, die Negerfrage und den Krieg der Nord- und Südstaaten hat auf die Alten und Jungen jener Geschlechter, die auf Amerika als die Erlösung von Europa, als das Land der freien Demokratie und der unbegrenzten Möglichkeiten blickten, einen andre Wirkung getan als auf ihre Kinder und Enkel, die in Amerika allmählich eine großindustrielle Macht entdeckten, poesieloser, weil geschichtsrmer als die europäische Heimat, nüchterner und härter, weil durch und durch rationalistisch. Die Rolle, die in der Blütezeit der exotischen Erzählung der Waldläufer, der Regulator, der **[296]** Trapper, der Pelzjäger spielen konnten, die Rolle des besseren Wilden, der sich erstarrten Konventionen entzieht und naturgemäß lebt, in jedem Sinn des Wortes die edle Natur repräsentiert, übernahm allmählich einerseits der ‚Pionier‘ (im Zusammenhang mit dem ‚Zug nach dem Westen‘, der Erschließung der Goldfelder Kaliforniens, der Wanderung nach dem Norden), andererseits der ‚Gesellschaftslose‘, der Seeräuber aus gekränktem Rechtsgefühl, der Einsiedler und Robinson einer neuen Welt- und Zivilisationsverdrossenheit, der weltfahrende Missionar einer allbeglückenden Brüderlichkeit.

England, Frankreich und Amerika haben an der Schöpfung der Abenteuerliteratur führenden Anteil gehabt, weil sie als seefahrende Nationen oder als Kolonialländer dauernd Menschen hervorbrachten, deren Tatendrang, Schicksale und Mißgeschicke reale Nahrung für die Phantasie ihrer Schriftsteller nach dieser

Richtung boten, und weil ein dauerndes Interesse bestand, den Geist des Wagemuts, der Freiheit und Selbstbestimmung auch in der nachwachsenden Jugend zu schüren. Von [Daniel] Defoe bis [Frederick] Marryat, von [Gabriel] Ferry bis Pierre Loti und [Claude] Farrère, von [James F.] Cooper bis Jack London wirken ganze Generationen der Romanciers des Exotismus, der Reisen und Abenteuer, prägen Sprache, Vorstellungswelt und Geist ihrer Nationen durch den Zug in die Weite, das Unerforschte, Unbekannte, durch das Spiel mit dem Kitzel der Gefahr – alles auf dem wirksamen Hintergrund zeitgenössischer, höchst aktueller Fragen der politischen und wirtschaftlichen Expansion ihrer Völker.

[297] Auch in Deutschland ist der exotische Roman mit abenteuerlichen Einschlägen nicht nur in Übersetzungen aus fremden Sprachen, sondern auch als originale Leistung bekannt und beliebt vor Karl May. Besonders die amerikanischen Fragen spielten eine große Rolle; [Ferdinand] Kürnberger, [Charles] Sealsfield, [Bret] Hart[e], in mancher Beziehung auch [Ferdinand] Freiligrath, waren Autoren, die ihr Ansehen mindestens ebenso sehr ihrer Stoffwelt wie ihrem Talent verdankten. Und der Orient ist – freilich in märchenhafter Auffassung oder in wesentlich gelehrter Erschließung – seit den westöstlichen Dichtungen des alternden Goethe mit dem Begriff Poesie geradezu bis zur Unlöslichkeit und oft genug zum ausgesprochenen Kitsch verbunden gewesen. Wesentliche Requisiten und Tendenzen seiner Produktion fand also Karl May schon vor, er gliedert sich in eine bald stärker und beliebter, bald verdrängter und einzeln, seit dem Zeitalter der großen geographischen Entdeckungen und kolonialen Erweiterung Europas immer vorhandenen literarischen Richtung ein, soweit er nicht an sozusagen ewige Motive anknüpft. Aber was er in einer massenhaften und darum auch zu Banalitäten und Geschmacklosigkeiten neigenden Fruchtbarkeit gestaltet, hat doch eigene Züge und besitzt vor allem durch feine und verborgene Beziehungen zu seiner Zeit die Gewähr für ein immer wieder neues Interesse.

Richtung und Wirkung der Schriftstellerei Karl Mays sind wesentlich bestimmt und begünstigt worden durch die Zeitlage, in die der Hauptteil seiner Produktion fällt. Das Deutsche Reich war – sozusagen über Nacht – in den Kreis der Weltvölker **[298]** getreten und hatte in stürmischer Entwicklung den Anschluß an die industrielle Expansionswirtschaft der weißen Rasse, an Kolonialpolitik und Welthandel gefunden. Das deutsche Volk, vor allem sein bürgerlicher Kern, streifte die binnenländische Enge ab, begann sich zu interessieren für alle Weiten und Zonen, wurde wohlhabend genug, um den Forschungs-, Reise-, Wanderdrang in starker Teilnahme an geographischen Entdeckungen, abenteuernden Weltbummeleien und gefährvollen Überseeunternehmungen verwirklichen zu können, den es vorher in viel bescheidenerem Rahmen befriedigte. Was England infolge seiner Lage und Geschichte Jahrhunderte vor uns beginnen und pflegen konnte, die Beziehungen einer politisch geschlossenen und innig geliebten Heimat zur ganzen Welt, wurde Deutschland erst nach seiner Einigung und dem Erwerb der ersten Kolonien möglich. Der Gedanke, daß der Deutsche überall sein und ‚dabei‘ sein müsse, wurde atmosphärisch, die Jugend der Menschen, die heute jenseits der Fünzig stehen, entwickelte sich unter dem Einfluß des Ausbaues unsrer Kriegsflotte und Handelsmarine, der Großindustrie mit ihrer Notwendigkeit des Exports über See, der leidenschaftlichen Diskussion um Wert und Zukunft unserer Kolonien, der Triumphe deutscher Forschungsreisender und Geographen über vorher weiße Flecken der Erdkarte von Afrika, Südamerika, Zentral- und Ostasien, in der Arktis.

Bei solcher Lage eines Volkes nehmen die Träume seiner Jugend von Heldentum und Abenteuer unwillkürlich die Details, die Farben, die Richtung aus dem Stoff der täglichen Gespräche und Sorgen **[299]** der Erwachsenen, aus der Zeitung, aus dem verworren zu ihr dringenden Lärm und Getöse des großen Lebens. Ich glaube, eine sorgfältige Chronologie der Produktion Mays würde ganz enge Verbindungen zwischen seinen Konzeptionen und den jeweils aktuellen Fragen, sei es der Handels- und Kolonialpolitik, sei es der geographischen Entdeckungen, zeigen, erklärt jedenfalls, daß er in seiner Stoffwahl von der traditionellen Indianerromantik, an die er zunächst anknüpfen konnte, in die Gebiete des Islams, des näheren und fernerer Orients, Chinas vordrang. Ganz besonders charakteristisch für diesen Zusammenhang mit dem Anbruch des weltwirtschaftlichen Zeitalters und mit Deutschlands Aufschwung innerhalb desselben sind – an sich mögliche – Stoffe und Gebiete, die er nicht behandelt hat, eben weil ein nennenswertes öffentliches Interesse in deutschen Kreisen für sie noch nicht bestand. Der Vergleich z. B. mit dem zeitgenössischen [Rudyard] Kipling oder dem etwas jüngeren Josef Conrad (beide freilich Künstler von überlegener Potenz, beide nicht spezifische Jugendschriftsteller) läßt diese zeitbedingten Grenzen sehr deutlich werden, läßt verstehen, welche Erweiterungen der Karl-May-Roman nach Karl May

dem deutschen Reise- und Abenteuerschriftsteller gelassen hat. Das Selbstgefühl der Jugend eines Volkes mit eben entdeckten weltweiten wirtschaftlichen, politischen, geistigen Möglichkeiten spiegelt sich in Mays Produktion, tobt sich in ihr aus, in der ganzen Naivität der Anmaßung, die das Volk selbst nach und nach in die Welthandel verstrickte, und doch zugleich in der ganzen Unschuld des guten Glaubens, die wie die Wirklichkeit der **[300]** deutschen Weltpolitik so auch Traum und Spiel seiner lesenden Jugend auszeichnen. Karl May hat für das ‚größere Deutschland‘ in der Jugend geworben und erzogen, ehe ^[Friedrich] Naumann und ^[Paul] Rohrbach seinen politischen Begriff prägten, ehe ^[Bernhard] Dernburg seinen Kreuzzug für die Kolonien begann, ehe die Flotte eine genügende Waffe seiner Verteidigung war; er hat in den Stadien des Keimens unsrer weltpolitischen Möglichkeiten in den nachwachsenden Geschlechtern die Phantasie auf die hier nach und nach sich erschließenden Aufgaben gelenkt, die spielende Beschäftigung mit den Räumen, in denen sie lagen, mit den Völkern, mit denen sie uns verbanden, geübt und den Kräften, die sie erforderten, Anregung gegeben. Gewiß, alles in der Form der abenteuerlichen Erzählung – aber wer will generell ausmachen, wieviel solche Nahrung des Geistes in der Jugendzeit teilhat an dem verantwortlichen Handeln der Menschen in den Jahren der Männlichkeit?

*

Karl Mays Lebenswerk hängt nicht nur mit der imperialistischen weltpolitischen Wendung der deutschen Geschichte seiner Zeit zusammen, sie ist auch in anderer Hinsicht durch die vorherrschenden geistigen Inhalte der Epoche mitbestimmt; durch die naturwissenschaftliche Volksaufklärung und die ausgezeichnete Stellung der Technik unter den geistigen Strömungen. Ursache und Wirkung verschlingen sich in der Bedingung von weltpolitischer Expansion der weißen Rasse und ihrer Spitzenstellung im Reiche der Technik und technisch bedingten Großbetriebsform **[301]** der Wirtschaft. Wenn die Weltgeschichte bis zum Weltkrieg mehr oder minder Geschichte Europas war, oder richtiger gesagt, wenn entscheidend handelndes Subjekt dieser Weltgeschichte die Völker Europas waren, während ‚die Welt‘ Objekt dieser Geschichte blieb (ebensogut in der Erforschung und Entdeckung wie in der Kolonisation, Ausbeutung und Erschließung, ja selbst in der geistigen Erweckung und – wenigstens teilweise – politischen Gestaltung), so beruht eine solche Lage (und wer von uns hat sie in seiner Jugend wesentlich anders gesehen?) weder auf der Bevölkerungsüberlegenheit noch dem geistig-sittlichen Übergewicht der Europäer über schlechthin alle andern Kontinente, Völker, Kulturen, sondern auf der konsequenten Energie der Nutzung seiner – im weitesten Sinne – technischen Mittel, auf seiner technisch gewendeten Intelligenz, auf seinem Rationalismus und damit seiner Begehrlichkeit. Die Überlegenheit seiner Feuerwaffen, seiner Feuerschiffe, seiner Arbeitsmaschinen ist in einer kaum noch zutreffend erkannten Weise die Erklärung für den Vorsprung, den Europa als Herrschaftsexponent vor den alten, weisen und großen Völkern der Menschenheimat Asien gewonnen hat, wie wir heute zu erkennen beginnen, da eine außerordentlich schnell fortschreitende technische Angleichung der Welt sich vollzieht und mit ihr die Emanzipation der ehemals von Europa aus beherrschten Kontinente sich ankündigt.

Karl Mays Bücher stecken voll von Illustrationen zu der in seiner Zeit noch blühenden Wahrheit von der technischen Überlegenheit des Europäers über jede andre Nation, ja von der Schlüsselstellung des **[302]** deutschen technischen Ingeniums in der damaligen Welt voll Aberglauben, Rückständigkeit, Dummheit. Der ‚Henrystutzen‘ ist geradezu das Symbol dieser Überlegenheit (freilich nur in Verbindung mit der exemplarischen Treffsicherheit der ‚Schmetterfaust‘, die ihn bedient), ebenso wie die dem Zeitalter der Universalinstrumente und Patentmaschinen angehörige Erfindung des *chair-and-umbrella-pipe*, das uns als Schuljungen trotz der gespürten Lächerlichkeit durch seine Pffiffigkeit imponierte und nicht nur möglich, sondern auch besonders nützlich erschien. Natürlich hat Karl May nicht entfernt die Möglichkeit des technischen Abenteuerromans ausgeschöpft, die sich inzwischen auftraten (oder die vor ihm und in starker wissenschaftlicher oder sportlicher Wendung Jules Verne kultiviert hat). Kraftwagen, Flugzeug, Raketenschuß, drahtlose Telegraphie und Telephonie, das Radio, die Entdeckungen der technischen Chemie liegen zum Teil hinter seiner Lebenszeit, mindestens ist ihre alltägliche Anwendung und ihre leichte Herstellbarkeit, damit ihre Popularität, erst später gekommen. Der heutige technische Abenteuerroman für die Jugend, später als der echte Roman der Technik, ist eine Variante der Karl-May-Erzählung, die ihr Schöpfer sich gewiß nicht hätte entgehen lassen, wenn zu seiner Zeit ein in die Phantasie der Jugend hinabreichendes Interesse bestanden hätte. Gemessen an den Inhalten des technischen Abenteuerromans,

an den Jugendutopien, die heute anziehen, ist die Welt Karl Mays kindlich, einfach, beinahe scherzhaft; es ist wahrscheinlich, daß eine gewisse Flaute in der Massenverbreitung seiner Bücher mit darauf beruht, daß der heutigen Jugend sein [303] ‚Tobak‘ nicht stark genug ist. Aber für die Zeit, in der noch Pferdedroschken liefen, war seine technische Welt doch schon erheblich fortgeschritten.

Selbst die moralisch-geistige Welt seiner Bücher ist genährt von Motiven, die um die Jahrhundertwende in Europa und wieder betont in Deutschland das Selbstbewußtsein des Europäertums konstituieren halfen. Der seichte und manchmal lächerliche Moralismus, mit dem die unerbittliche Notwendigkeit der wirtschaftlichen Eroberungs- und Ausbeutungspolitik verbrämt wurde, die Europa gegenüber den andern Erdteilen trieb, ist ins Knabenhafte verdünnt. Die gleiche Phrase der Auserwählung, des beglückenden Fortschritts, der christlichen Überlegenheit, mit der das erwachsene Geschlecht der politischen und kaufmännischen Führer der weißen Rasse ihre List und Brutalität in der Ausrottung unbequemer Stämme vor heimlichen Gewissensbissen oder öffentlichen Anklagen rechtfertigten, eine allmählich geradezu religiös sanktionierte Verachtung aller Spielarten des Menschen außer denen mit weißer Haut und ein mit technischen Triumphen begründetes Gefühl der vorbildlichen Überlegenheit ihrer Kultur, genauer ihrer Zivilisation, über allen anderen Kulturen gehörte zu den Imponderabilien, die den weißen Nationen den Mut zu ihrer Weltpolitik gaben. Selten erscheint der Mann einer fremden Rasse oder Kultur als in seiner Welt verständliche, ja bewunderungswürdige Darstellung des menschlichen Wesens; er wird als dumm, abergläubisch, boshaft, feig geschildert. Und selbst wenn Keime edler Natur in ihm vorhanden sind, bedürfen sie zu ihrer Vollendung der Berührung mit dem [304] Weißen, mit seiner Freundschaft, Güte, Religion. Wenn Karl May seine weißen Helden mit einer Fülle nicht nur des Geistes und Witzes, sondern auch der Vornehmheit und Güte ausstattet, vor der allmählich auch die erbitterte Feindschaft durch schlechte Erfahrungen gewitzter Farbiger zerschmilzt, so treibt er in gewiß vergrößert drastischer und auf Knabenhirne abgestimmter Weise Apologie – wie mit andern Mitteln und für ein anderes Publikum seine großen zeitgenössischen Vorkämpfer einer Weltpolitik und Weltwirtschaft *in majorem Europae gloriam*, speziell eine Apologie der jüngsten, mißtrauisch beobachteten und heimlich beneideten Groß- und Kolonialmacht Deutschland. Er wird so zum Dolmetscher der in der Tat vielfach humaneren Kolonisationsmethoden, auf denen das gute Gewissen Deutschlands bei seinem notgedrungenen Eintritt in die Rivalität mit den älteren Weltvölkern beruhte.

Auch die Produktivität des Menschen ist zeitgebunden – von den wenigen säkularen Genien abgesehen, die alle Menschheit nach sich in den Bann zu schlagen vermochten und die uns deshalb wie Träger göttlicher Offenbarung und des fleischgewordenen Logos selbst heilig sind. Die Jugendschriftstellerei teilt nicht nur die Verflechtung mit den Geisteslagen, in denen sie ausgeübt wird, sie ist gewissermaßen zweifach abhängig: von dem allgemeinen objektiven Geist ihrer Zeit und von dessen literarischer Auszeugung im ganzen und großen. Karl May ist der Schriftsteller der deutschen Jugend gewesen, die in der Zeit des gewaltigen Wirtschafts- und Machtaufstiegs Deutschlands nach seiner Einigung von einer welterlösenden Mission ihres Volkes, von einer [305] noch größeren Zukunft träumen konnte. Sie hat die Zukunft – genau wie ihre Väter – in der Richtung weiterer materieller Entfaltung geträumt, aber doch auch mit dem Bewußtsein, eine besondere Verpflichtung ‚für das Glück der anderen‘ und damit eine sittliche Mission zu haben. Daß niemand eine andere Verantwortung als die für sich selbst wirklich tragen kann, diese Einsicht war im Bewußtsein ganzer Generationen verdunkelt gewesen.

Bei einer sorgfältigen und umfassenden Analyse der Mayschen Erzählungen ergäbe sich Anlaß und Möglichkeit zur Auseinandersetzung mit fast allen Grundfragen der Psychologie und Pädagogik der Jugendschrift und der Jugendlektüre, die (vielfach im Anschluß an und im Kampf gegen ihn) seither mehr in die Breite entwickelt als in die Tiefe verfolgt worden sind. Es müßte den Pädagogen und Psychologen zu denken geben, daß ihre Ausstellungen an diesen Büchern ihrer Beliebtheit und Verbreitung kaum Eintrag getan haben, jedenfalls weniger abträglich waren, als die Stimmführer in diesem Kampf erhofften; es gibt in gleicher Richtung zu denken, wenn man beobachtet, daß höchstens der ‚originale‘ Karl May etwas zurückgedrängt wurde zugunsten von Geistern, die durchaus in seinen Bahnen wandeln, aber keineswegs zugunsten einer literarisch unzweifelhaft höherstehenden Erzählungskunst älterer und jüngerer Volksdichter, Epiker und Jugendschriftsteller, deren Werke man gern statt der Karl-May-Bände in den Händen der lesenden Jugend fände.

Ich bestreite gar nicht, daß erhebliche Vorwürfe gegen die Stoffwelt, die Ideenkreise, die Charaktere [306] und Konflikte, ja die sprachlich-stilistischen Ausdrucksmittel möglich sind, daß manche Seite seines

Witzes und seiner Sentimentalität, der fadenscheinige Moralismus, manche überphantastische Zuspitzung der Handlung und seine ganze unwirkliche Realistik das Lächeln der Siebengescheiten herausfordern, namentlich der phantasielosen Durchschnittsintelligenzen. Aber ich muß immer wieder fragen, ob nicht die allzu didaktische, lehrhafte, bewußt erzieherische Einstellung mancher Beurteiler die seelische Lage der Jugend und ihr Recht geradezu verkennt. Der junge Leser stellt an das Buch seiner freien Wahl, seiner Unterhaltung, seines Spannungsbedürfnisses und seines Zeitvertreibs wesentlich andere Anforderungen als der Lehrer und Erzieher möchten, daß er stellen soll, andere jedenfalls, als an das Lehrbuch, die Bildungslektüre tatsächlich gestellt werden müssen. Nur wenn man von der Voraussetzung ausgeht, daß alle Lektüre als Bildungsmittel gestaltet sein müsse und nur Bildung als ihren rechtfertigenden Zweck umspannt, ist das Beste gerade gut genug. Aber eben mit dieser Voraussetzung ist die Didaktisierung nicht nur der Lektüre, sondern des gesamten Jugendlebens vollendetes Programm geworden.

Der junge Mensch kämpft unablässig um kleine Spannen Zeit, die er als Freizeit, als Schonzeit vor der Erziehung empfinden und genießen kann, in denen er aber keineswegs nichts tun oder auch nur nichts lernen möchte. In solchen Stunden flüchtet die erwachende junge Seele ihren Dilettantismus und ihre Unausgeglichenheit gerade in eine freie Lektüre, um hier einmal ‚auf eigne Faust‘ [307] existieren, nach ihren Wünschen sich unterhalten, von ihrem künftigen Leben träumen zu können. Allen Imperativen der Pädagogik zum Trotz wird der Jugendschriftsteller populär, der für den Seelenzustand des vor den Toren der Welt noch träumenden jungen Menschen instinktive Witterung hat und der sich – selbst gewissermaßen noch ein Stück infantil und jedenfalls unkritisch geblieben – für andre als schulmäßige Wege zu ihr entscheidet.

Unzweifelhaft lernt man aus Karl Mays Büchern wenig über Land und Leute, über Lebensgewohnheiten und Sitten, über Verkehr und Wirtschaft, was nicht im knappen Bericht ethnographischer oder geographischer Leitfäden richtiger und geordneter zu lesen wäre – aber Karl May weiß, daß diese Wirklichkeit der fremden Länder und Völker den jungen Menschen um so weniger anzieht, als er seine eigne Heimat und nächste Umgebung noch im Zwielflicht von Dichtung und Wahrheit, von Märchen und Naturgeschichte sieht. Die Jugend wehrt sich noch gegen die Entzauberung der Welt und des Menschen, die durch eine rein wissenschaftliche Betrachtung ebenso bewirkt wird wie durch die Routine des alltäglichen Lebens. Sie zieht darum eine Lektüre vor, in der weniger pädagogischer Anspruch und Absicht spürbar sind als die Zwanglosigkeit des Einfalls. Selbst die saloppe Sprache stört sie nicht nur nicht, sondern ist ihr lieber als klassische Vollendung und Musterhaftigkeit, weil sie selbst holperig und gelegentlich ungehobelt redet. Als Lehrer mag man bedauern, daß damit nicht einwandfreie Muster aufgenommen werden, aber als psychologisch denkender Erzieher kann man vielleicht Verständnis dafür [308] aufbringen, daß der junge Mensch zu seinem Behagen gerade eine nicht auf den höchsten Anspruch der Feile gestellte Diktion vorzieht und liebt, eine Lektüre, in der nicht jede Zeile von schulmäßiger Musterhaftigkeit trieft und die nicht in jedem Kapitel Schwierigkeiten der Sinnerfassung enthält, die fortplätschert, so angenehm flüssig wie der Bach, an dessen Uferwiese der Junge mit aufgestütztem Kopf und fiebernder Spannung Seite um Seite verschlingt⁵⁶. Karl May versteht, die Elemente zu mischen, und gerade das, was den kritischen erwachsenen Leser aus formalen Gründen gegen ihn einnimmt, ist dem unkritischen Jungen mundgerecht: eine Ausdrucksweise, die nicht immer in der Feder überlegt ist, ein banaler, aber ohne große Strapaze des Gehirns sowohl entstehender wie verständlicher Witz, eine naive Lustigkeit oder eine an den Jungenstreich erinnernde Dummschlaueit. In der Stimmung der Ferien von seinen Erziehern liest der Schüler seine Geschichten, nicht in der Absicht zu lernen und ohne die Anstrengung, mit der die sofort gespürte Tiefe eines ernsteren Buches seine Seele in Bann schlägt.

Ich weiß wohl, welche Gefahren auf dem Boden einer solchen Lesegewohnheit lauern. Sie kann durch die Leichtigkeit, mit der sie dem jungen Menschen zeitfüllende und die Seele besetzende Aufregungen verschafft, von ernster Arbeit, Besinnung, Pflichterfüllung [309] weg verführen, wenn auch kaum auf die Dauer, weil ein gerade gewachsener Junge sich ebenso sehr nach der Berührung mit der Wirklichkeit seines

⁵⁶ Hier ist zu bemerken, daß die Überarbeitung der Werke Karl Mays, die zur Zeit geschieht, gerade dem sprachlichen Ausdruck und seinen Mängeln besondere Aufmerksamkeit schenkt. Zahlreiche Pressestimmen bestätigen den Erfolg dieser Maßnahme.

Alltags sehnt, wie er zeitweise sich in Träumereien verspinnt. Bei haltlosen, selbst phantastisch verwirrten und verirrten, gefühlssüchtigen Seelen wird die Gefahr des beschäftigten Müßiggangs noch größer, die Drohung eines Scheinlebens noch bedenklicher. Es ist verständlich, daß der Erzieher manche Karl-May-Leser unter seinen Zöglingen nie ganz aus dem Auge verlieren darf, weil selbst noch bedenklichere Folgen, Imitationen und Streiche beobachtet worden sind und auf dem Boden nervöser Unsicherheit, Entartung, Schwäche in der Tat Früchte reifen, die man aus relativ harmlosen Samen nicht ohne weiteres erwarten kann. Aber ich möchte meinen, daß die Gemeinschaft der Jungen selbst die kritischen Reserven entwickelt, daß eine Zeit der ü b e r m ä ß i g e n Karl-May-Lektüre immer nur kurz währt, etwa so lange, wie die innere Auseinandersetzung mit dem ins Abenteuerliche mißverstandenen Ideal des Heroismus dauert, und daß im übrigen Erfahrung, Unterricht und andere Lektüre Gegengewichte genug bieten, um den Durchschnitt der jungen Leser gegen solche Gefahren ausschweifender und passiver Phantastik zu sichern.

*

Das ganze Werk Mays ist zu umfangreich und zu ungleich, um in alle Zukunft lebendig zu bleiben. Aber die typischen Erzählungen scheinen mir heute schon den Beweis dafür erbracht zu haben, daß sie auch künftig zum eisernen Bestand der Lektüre deutscher **[310]** Jugend gehören werden. Wenn man (ohne Aufbau und Geist zu gefährden) mit vorsichtiger Hand ausgesprochen unnötige Längen kürzt, ungenügende oder falsche Angaben aus den geographischen, ethnologischen und klimatologischen Situationsschilderungen berichtigt, die (beim Lesen ohnehin oft übersprungenen) seichten Moralismen verringert, werden sie auch in den Augen gestrenger Schulmeister Gnade finden. Und wenn (was ich nicht beurteilen kann, aber für möglich halte) der Film sich ihrer annimmt, können sie sogar eine neue Massenanziehung gewinnen.

Ich halte das Werk Karl Mays für wesentlich besser als die Leistungen seiner Nachahmer und Nachfolger, wie Emilio Salgari und manche Autoren des ‚Guten Kameraden‘, für eine unvergleichlich gesündere Nahrung des Spannungsbedürfnisses und der Abenteuerphantasie als die heute grassierenden und auch von der Jugend verschlungenen Detektiv- und Kriminalgeschichten à la [Edgar] Wallace und [Joseph Smith] Fletcher und bin überzeugt, daß er als Gestalter des geographischen Interesses und der Reiselust noch leben wird, wenn die heutigen Moden sich totgelaufen haben.

[[311]]

Karl May und die Gegenwart

Von Lehrer und Schriftleiter Max B a u m a n n

©

Karl May in der Schule

Von Studienassessor Hans L ö w e

Wenn ich an meine eigne Schulzeit zurückdenke, so war der Lesestoff, der uns in den Unterklassen der höheren Schule geboten wurde, gewöhnlich für unsere Bedürfnisse zu anspruchslos. Deshalb war auch der Gewinn, den wir daraus zogen, verhältnismäßig gering. Die erste Bedingung für eine fruchtbare Betrachtung von Literaturwerken ist – wenigstens für Kinder – noch immer ein packender Inhalt. Was wir g e r n tun, weckt mehr Kräfte in uns und wirkt stärker nach, als wozu wir uns nur gezwungenermaßen anschicken. So war mir die Wahl des Lesestoffes für meine Quartaner und Untertertianer immer ein ernstes Problem. Nach den gegenwärtig gültigen Lehrplänen kann man bei guter Zeiteinteilung eine ganze Anzahl Stunden grade in diesen Klassen auf die Behandlung von Literaturwerken verwenden. An Hand geeigneter Beispiele könnte man in diesen Jahren bereits wertvolle Vorarbeit für die Literaturbetrachtung in den höheren Klassen leisten. Die durchschnittlichen Lesebücher scheinen mir aber s t o f f l i c h nicht geeignet. Sie enthalten meist nur kurze und allzu belehrende Aufsätze, die zwar das Wissen des Schülers in mannigfacher Hinsicht bereichern, ihm aber keine tiefere Erkenntnis darüber vermitteln, was eine Dichtung ist und warum ein Dichter dichtet. Klassische Werke der deutschen Erzählungskunst vor einen Quartaner zu bringen, verbietet sich bis auf wenige Ausnahmen von selbst. Es [338] wäre eine Verfrühung, die gerade das Gegenteil von dem erreichte, was man will: die von der Dichtung abschrecken, statt zu ihr hinzuleiten.

Ich habe mich deshalb gefragt: Was liest denn ein Quartaner? Und ich habe gemerkt, von hundert meiner Schüler lasen neunzig Karl May. Die Frage, ob man aus sogenannten m o r a l i s c h e n Gründen überhaupt Karl May in der Schule behandeln darf, ist wohl längst entschieden; man könnte eher befürchten, daß die oft übergroße Moralität der Mayschen Werke ihrer Wirkung nachteilig sei als umgekehrt. Kein Junge wird je Schaden an seiner Seele gelitten haben durch Karl May. Es wäre aber die Frage zu klären, ob in ä s t h e t i s c h e r Hinsicht eine Behandlung Karl Mays in der Schulstunde zu rechtfertigen sei. Sensationslektüre und Schundromane gehörten, selbst wenn sie die Jugend erwiesenermaßen verschlänge, in keine Unterrichtsstunde. Ist denn Karl May ein Dichter, oder besser: besitzen seine Werke dichterische Qualitäten? Diese Frage soll aber hier zunächst nicht t h e o r e t i s c h entschieden werden. Es wird besser sein, jetzt die P r a x i s sprechen zu lassen. Wenn man erkennt, daß aus der Behandlung eines Werkes mit einer bestimmten Altersstufe etwas herauspringt, so rechtfertigt diese Tatsache allein schon die Behandlung.

Ich habe Karl May nie allein behandelt, sondern ich habe ihn stets einem andern Schriftsteller gegenübergestellt, der sich ein ähnliches Stoffgebiet gewählt hat: Friedrich J. [Joachim] P a j e k e n . Es gibt in der Reclamschen Universal-Bibliothek eine gute Auswahl seiner Skizzen ‚Aus dem wilden Westen Nordamerikas‘. Da haben wir z. B. die Geschichte von der [339] ‚Haushälterin‘ gelesen. Zwei Fallensteller führen da schon seit Jahren ein beschwerliches Dasein in der Wildnis. Besonders sauer wird es dem einen, daß er die Besorgung aller hauswirtschaftlichen Angelegenheiten übernommen hat. Wenn auch sein Gefährte dafür täglich ein paar Fallen mehr stellt, so muß er doch früh zeitiger aufstehen und manche Arbeit verrichten, die einem Manne nicht zusagt. Da kommt eben dieser Gefährte auf eine glänzende Idee. Sie wollen sich von einem benachbarten Indianerstamm eine Squaw einhandeln, die künftig diese lästigen Arbeiten übernehmen soll. Sie machen sich auf den Weg zu dem Indianerdorf, und nach langem Feilschen gelingt es ihnen, die gewünschte Squaw zu bekommen. Auf dem Rückweg bemerkt der eine der Trapper mit Besorgnis, daß die angehende Haushälterin einigen Stellen ihres Körpers eine recht eingehende Betrachtung widmet. Zu Hause angekommen, sind sie bereits einig, daß die Squaw in dem Zustand von Schmutz, in dem sie sich befindet, ihnen keine Speise zubereiten darf. Da sie aber von sich aus keinen Trieb zur Reinlichkeit zeigt, so wird sie von den beiden Männern gewaltsam zwischen zwei Bäume gebunden und mit einer scharfen Seife behandelt und gewaschen. Sie bekommt darauf neue Kleidungsstücke, aber sie spricht kein Wort mehr. Offenbar ist ihr das Waschen die schlimmste Strafe, die es gibt. Als die beiden Trapper dann von ihrer täglichen Arbeit heimkehren, brennt ihre Hütte, und die Indianerin ist verschwunden. Von dem erbitterten Stamm können sie sich nur durch neue Gaben den Frieden erkaufen. Ihr Essen aber müssen sie sich auch künftig wieder selbst bereiten. – Friedrich [340] J. Pajeken hat die Geschichte

unmittelbar von den Trappern erfahren, die sie erlebt haben.

Oder er schildert uns eine Fahrt mit der Postkutsche von einem Fort zum andern, wie er sie selber gemacht hat. Man kann sich kaum eine größere Strapaze vorstellen, als auf dem Bock dieses wackligen Kastens, der auch noch aller nasenlang umschlägt, durchgeschüttelt zu werden.

Mit gespanntester Aufmerksamkeit sind die Jungens diesen Erzählungen gefolgt. Durch ein paar Fragen vergewissere ich mich, daß das Wesentliche von ihnen erfaßt worden ist. Ich lasse mir von ihnen noch einmal die Indianer schildern, wie Pajeken sie darstellt: schmutzig, verschlagen, diebisch, feilschend, auf ihren Vorteil bedacht.

Und dann kommt der große Augenblick, wo das Karl-May-Buch einmal nicht heimlich unter der Bank und mit ständiger geheimer Furcht verschlungen wird, sondern wo der Lehrer es in aller Öffentlichkeit auf dem Katheder aufschlägt und von Old Shatterhand und Winnetou zu lesen beginnt. Es ist ziemlich gleichgültig, welche Stelle aus dem Werk Karl Mays er dazu wählt. Am geeignetsten scheinen mir freilich die Bücher, die Karl May vor allem für die Jugend geschrieben hat, eine Stelle etwa aus ‚Unter Geiern‘, dem ‚Schatz im Silbersee‘ oder dem ‚Ölprinzen‘. Wir sehen hier den Westmann, dem keine Spur entgeht, der das kleinste Anzeichen zu deuten vermag, der der schnellste Läufer, der sicherste Schütze, der stärkste Kämpfer ist, der dabei nie unüberlegt, sondern stets mit List und klügster Berechnung handelt. Er kämpft nicht gern, sondern nur, wenn er dazu gezwungen ist, wenn es gilt einen unschuldig Gefangenen zu **[341]** befreien, einen boshaften Schurken zu strafen, eine verruchte Tat zu rächen. Und selbst dann vergießt er nicht das Blut seines Gegners, er streckt ihn nur mit seinem berühmten Jagdhieb zu Boden, und höchstens in alleräußerster Notwehr greift er zur Waffe. Stets kämpft er fair, auch dem überlisteten Gegner bietet er noch eine Möglichkeit zur Rettung durch einen Zweikampf; dem besiegten Feinde verzeiht er immer wieder. Und ihm zur Seite steht sein roter Bruder und Kampfgenosse, der weder an Edelmüt, noch an Tapferkeit, noch an kriegerischer Tüchtigkeit hinter ihm zurückbleibt. Selbst die feindlichen Rothäute sind durchaus tapfere Kämpfer und erprobt in allen Fertigkeiten des Westens. Ob wir nun den Überfall auf die Upsarokas (in ‚Unter Geiern‘), ob wir die Befreiung der deutschen Auswanderer aus dem Pueblo (im ‚Ölprinzen‘) gelesen haben, **d i e s e** Züge finden wir stets wieder. Die Jungens wissen genau, der Indianer bei Karl May ist der Vertreter einer Rasse, die zwar den überlegenen Machtmitteln und den Giften der Weißen unterliegt, die aber in diesem tragischen Schicksal edel und heroisch ist.

Wenn ich nun auf das kommen will, was mir das Wesentlichste ist, die **Auswertung** der gelesenen Geschichten, die gleichzeitig einen Vergleich zwischen Pajeken und May darstellt, so machen wir dazu noch eine Vorübung: wir verfilmen je eine Erzählung von Pajeken und von May. Wie würde die Haushälterin Pajekens auf der Leinwand aussehen? Die Jungens schildern mir eine Blockhütte, primitive Lagerstätten, zwei heftig schnarchende, in dicke Decken gehüllte Trapper. Der eine ist vielleicht lang und dünn, der andre kurz und wohlbeleibt. Es ist **[342]** früh am Morgen, ein Wecker schnurrt, ächzend dreht sich der eine auf die Seite, der andere gibt ihm einen Rippenstoß: er soll aufstehen, er soll den Kaffee kochen! Nach langem Hin und Her entschließt er sich zu der verhaßten Tätigkeit. Er schlurft durch die Stube, er füllt Kaffeebohnen in einen hölzernen Napf und zerstampft sie mit einem Stein. Dabei klopft er sich heftig auf die Finger ... und in diesem Stil geht es weiter. Jeder von den Jungen hat etwas Ähnliches einmal im Kino gesehen; wir denken etwa an Pat und Patachon.

Ganz anders nimmt sich Karl May auf der Leinwand aus. Da sehen wir wild dahinjagende Trapper, verfolgende Indianer, Bäume und Gebüsch fliegen vorbei, Schüsse krachen, Lassos schwirren. Wir sehen ein Lagerfeuer, einen Mann, der sich vorsichtig Zoll um Zoll heranschiebt, um zu lauschen, was die buntbemalten Roten beraten. Wir sehen einen Weißen gebunden unter den Indianern. Der Häuptling redet mit großen Gesten zu dem versammelten Volk ... Das ist ein ganz anderer Stil. Dieser Film weckt ganz andre Gefühle in uns. Wir sind in einer andern, romantischeren Welt.

Von dem Stilunterschied, von dem Unterschied der **Form**, kommen wir leicht zu dem **Bedeutungsunterschied**, den Unterschied im **Inhalt**. Pajeken schildert uns das, was er selbst erlebt hat, was auch ein anderer erlebt haben könnte, was jeder von uns vielleicht so erlebt hätte, wenn er vor fünfzig, sechzig Jahren im Westen Nordamerikas gereist wäre. Er schildert eine Wirklichkeit, er schildert die **Welt**, wie sie ist. Tut das Karl May auch? Gibt es wirklich einen Menschen, der alles am besten kann, der am **[343]** sichersten schießt, am schnellsten läuft, am kräftigsten zuschlägt, der mutig allen Gefahren trotzt und der aus allen Abenteuern dennoch heil hervorgeht? Ist ein solcher Mensch überhaupt

vorstellbar? Wenn wir nur ein wenig kritisch sein wollen, so müssen wir erkennen: Was Karl May schildert, ist unwahrscheinlich, unwirklich, ja unmöglich. Wenn dem aber so ist, wozu hören wir uns diese Unwahrscheinlichkeiten, diese Unmöglichkeiten, die ‚Lügen‘ an? Wie kommt es, daß wir sie sogar gern und voll Spannung anhören?

Wenn Karl May uns erzählt, so will er uns gar keine Wirklichkeit geben; wenn wir Karl May lesen, so wollen wir gar nicht von einer Wirklichkeit hören. Karl May erzählt uns das, was er selber gern erleben möchte, er führt uns gewissermaßen in ein Traumland. Karl May wäre gern der starke, tapfere und hilfsbereite Mensch, der er zwar in der blöden Wirklichkeit nicht sein kann, der er aber in Wahrheit ist, nämlich in der Wahrheit seiner Dichtung. Karl May schildert uns nicht eine wirkliche Welt, nicht eine Welt, wie sie ist, sondern eine wahre Welt, eine Welt, wie sie sein soll. Wir sind deshalb ungerecht, wenn wir ihm vorwerfen, daß er gegen die Wahrscheinlichkeit und gegen die ‚Wirklichkeit‘ verstieße. Diese Vorwürfe treffen ihn nicht, weil er ganz etwas anderes will. Und im Grunde sind wir froh, daß er etwas anderes will, denn so sehr die Wiedergabe der Wirklichkeit eine Aufgabe für Erzähler ist, nicht weniger ist die Verkündung einer Idee eine Aufgabe des Dichters.

So sind wir an den beiden Beispielen von Pajeken und Karl May ganz unmerklich zu zwei Grundtypen dichterischer Gestaltungsmöglichkeiten gekommen, [344] die über den Indianerroman hinaus die Dichtung aller Völker und aller Zeiten durchziehen, zu den Grundtypen der realistischen und der idealistischen Darstellungskunst.

Ich bin mir bewußt, daß es sich bei meinen Darlegungen nur um Hilfsbegriffe, um ein ganz grobes Schema handeln kann, aber ich glaube auf der andern Seite, daß es für den Quartaner oder Untertertianer schon eine beträchtliche Stufe in der Erkenntnis dichterischer Werke überhaupt bedeutet, wenn er diese beiden Grundtypen von einander scheiden lernt. Dazu würde er jedoch nie kommen, wenn man ihm Gerhard Hauptmann und Schiller vorlegte, dazu kann er jedoch sehr wohl gebracht werden durch Friedrich J. Pajeken und Karl May.

Bekenntnis zu Karl May

Von Oberlehrer Gottwald Brandner

Die Frage nach dem Wert oder Unwert der Mayschen Reiseerzählungen kann nur beantwortet werden mit dem Urteil über Wert oder Unwert ihres Sinngehaltes. May sagt an einer Stelle, seine Erzählungen seien irdene Gefäße, deren Inhalt noch niemand erfaßt habe. Mit dem Ausdruck ‚irdene Gefäße‘ meint er ganz einfache, schlichte Gefäße. Aber diese schlichten Hüllen des Sinngheimnisses sind doch derart, daß sie allein den Leser gefangennehmen, ohne daß er Lust verspürt, nach dem eingeschlossenen Sinn zu forschen. Die Erzählungen sind mit hoher und höchster Spannung geladen.

May umgibt seine Personen immer mit einem Geheimnis, das nicht nur die Neugier reizt, sondern das im Augenblick seines Erscheinens das Seinkönnen und das Soseinkönnen seiner Geschöpfe mehr und mehr in Frage stellt. Die Gefühle der Sorge und ihrer Töchter, der Angst, der Furcht, des Grausens, des Entsetzens werden aufgerufen angesichts der Gefahr, die sich ständig höher türmt. Wenn nun das Sein des Daseins wesentlich Sorge ist, so muß dadurch das Bewußtsein des Daseins und des Soseinkönnens gesteigert werden. Das Dasein ist ferner wesentlich ein Sein zum Tode. Erst mit dem Tode hat sich das Sein des Daseins erfüllt. Je näher also das Dasein dem Tode rückt, um so eindringlicher wird das Seinkönnen gefühlt. Die Gefahr ist nichts anderes als der Ruf „Jetzt erfüllt sich dein Dasein **[346]** zur Ganzheit!“ Die Wirkung ist das Bewußtsein höchstmöglicher Daseinsgefühle.

Darum hat auch ^[Benito] Mussolini eine Forderung Friedrich Nietzsches zu seinem und der faschistischen Partei Wahrspruch erklärt: „Lebe gefährlich!“ Anlaß dazu war ihm ein Absturz mit dem Flugzeug. „Das Leben ist doch schön!“ sagte der genesende Mussolini. „Es ist wert, aufs Spiel gesetzt zu werden; man sollte es von Zeit zu Zeit riskieren, um seinen Wert zu fühlen.“ ^[Mussolinis Gespräche mit Emil Ludwig, Kap. 19 „Persönlichkeit und Schicksal“] Wer das berauschte Glück höchster Daseinsfülle erleben will, muß sich in Gefahren begeben. Man mag nur die tausendfachen Schilderungen von Kriegserlebnissen nachsehen, um weiteres Beweismaterial für die Wahrheit dieser Behauptung zur Hand zu haben.

Die Jugend, die wohlbehütet im Schoß der Familie, der Schule ruht, kennt kaum die Sorge und ihre Töchter. Der Nährboden des Daseinsrausches ist da gar nicht vorhanden. Diese Jugend wird sich ihres Daseins niemals sieghaft bewußt. Aber in dunklem Drange sehnt sie sich danach, Gefahren zu bestehen. Sie sucht Abenteuer. Da aber dieser Drang bei der heutigen Normierung aller Lebensvorgänge nur schwach zu befriedigen ist, greift die Jugend zum Buch, um mit Hilfe der Phantasie das Fehlende zu ersetzen. Diesem Jugendverlangen kommen die Reiseerzählungen Karl Mays entgegen. Gefahr auf Gefahr türmt sich hier vor den Helden auf, Geheimnisse umlauern sie. Ihr Seinkönnen und Soseinkönnen ist dauernd in Frage gestellt. Wir erleben mit ihnen die Steigerungen ihres Daseinsbewußtseins. Wir sorgen uns um sie. Wir ängstigen **[347]** uns mit ihnen. Wir fürchten um sie. Uns packt das Grausen, und wie entsetzen uns. Alles das macht das komplexe Gefühl der Spannung aus. Von dieser Spannung wird der jugendliche Leser bei der Lektüre von Mays Reiseerzählungen vollständig erfüllt und ausgefüllt. Das Gemüt ist in einem Rauschaffekt, dem sich die Jugend willig hingibt und der die rationalen Funktionen des Geistes nicht zu Worte kommen läßt. Es ist kein Wunder, daß die Sinngelhalte der Reiseerzählungen von den Lesern nicht geschöpft worden sind.

Auf diese Sinngelhalte aber kommt es an, wenn man über May ein Werturteil fällen will. Dabei wiegen weder die geographischen noch die völkercundlichen noch andere Belehrungen schwer, die in den Erzählungen in reicher Fülle geboten werden. Nach Urteilen von Sachkennern soll das alles wissenschaftlich einwandfrei sein. Das bedeutet zwar ein Plus für May, aber immerhin nur einen Wert niederen Ranges. Ebenso ist die Frage, ob May das, was er erzählt, selbst erlebt hat, eine Frage zweiter Ordnung. Mag sie so oder so beantwortet werden, für die Bewertung der Mayschen Schriften spielt sie eine untergeordnete Rolle.

Den Schlüssel zu den Sinngelhalten enthält das Wort ‚Ich‘. Dieses Ich hat eine besondere Bedeutung. Darauf weist May selbst an einer Stelle hin (Bd. 34, S. 503 ff.). Ich ist kein Fürwort für einen Eigennamen, sondern das Fürwort für einen Gattungsbegriff. Ich ist schlechtweg der Deutsche. In Eigennamen, die May beigelegt werden, spielt das Appellativum der Deutsche eine große Rolle, z. B. Kara Ben Nemsî. Das Ich

kann nach allen seinen **[348]** Erlebnissen gar keine konkrete Person sein. Das Ich ist eine Sagengestalt, und alle Sagengestalten haben appellative Bedeutung.

Welche Wesenszüge zeigt nun dieses Ich?

Der Mittelpunkt des Ich liegt im Gemüt. Das Ich hat eine Tiefe und Breite des Gemütes, eine Klaviatur der Gefühle, die zu erfassen und darzustellen für einen einfachen Mann des Volkes erstaunlich ist. Stromartig kommen alle edlen, großen Empfindungen zum Tönen, z. B. das religiöse Gefühl, die Liebe zum Freund, zum Tier, zum Menschen, das Mitgefühl für das Schwache und Hilfsbedürftige, die Naturfreude, das Taktgefühl, das Gefühl für das Erhabene, die Treue, das Freundschaftsgefühl. Alle diese Empfindungen können Töne anschlagen von einer Zartheit, die den mitfühlenden Leser aufhorchen läßt. Nirgends aber kommen Affekte zum Durchbruch. Alles ist gebändigt, gedämpft, gezügelt durch die Vernunft.

Aus dieser Gemütsverfassung quillt das Wollen groß und reich hervor, groß im Ansatz, sicher im Ziel, vernunftgeleitet in der Tat. Nirgends eine Hybris, alles maßvoll und weise.

May spricht wiederholt davon, daß er den Edelmenschen in seinen Schriften darstellen will. Im Lauf der Geschichte sind vielerlei Typen des Edelmenschen aufgestellt worden, aber dieses Maysche Ich hat etwas Klassisches an sich. Ich möchte es wagen, dem Ich Karl Mays das Charakteristikum „edle Einfach und stille Größe“ anzuhängen.

Damit ist das Ich zwar zunächst nur rein formal umrissen, aber es verleiht den Reiseerzählungen schon dadurch einen Hauptwertpunkt.

[349] Dieses so umschriebene Ich wird hineingestellt in eine Welt der verschiedensten Individuen, Charaktere, Völker und Rassen. Mit sicherem Instinkt findet es die heraus, die gleicher formaler Struktur sind, und verbindet sich mit ihnen zu ewiger Freundschaft. Ein edler Mensch zieht edle Menschen an, um mit ihnen unter Führung Marah Durimehs, der Allegorie für Religion, nach Dschinnistan zu wandern, dem Reich absoluter Vollkommenheit. Im Verein mit ihnen entfaltet es seine große pädagogische Kraft, indem es Niederes zu sich emporzieht. Zugleich betont es Widerstrebendem gegenüber seine Ausschließlichkeit, indem es dieses grandios vernichtet. May ist absoluter Optimist.

Damit erhält das Maysche Werk einen zweiten Hauptwertpunkt.

Wenn man das zunächst rein formal aufgefaßte Ich auf seinen Sachgehalt hin prüft, so sieht man, daß May den Deutschen in einer Achtung heischenden Gestalt, erfüllt mit hohem sittlichem Pathos, herausgestellt hat. Dabei ist er nie zum Chauvinisten geworden. Gute Menschen findet man bei allen Völkern und Rassen. Die formale Struktur des Edelmenschen ist bei allen gleich. Nur der Stoff, sowohl körperlicher als geistiger und seelischer Art, an dem sich die Edelstruktur abzeichnet, ist verschieden. Alle Edelmenschen haben die Aufgabe, das Niedere emporzubilden, das absolut Böse aber zu vernichten. Dieser Kampf gegen das Böse findet innerhalb der Völker und Rassen statt, und May will diesen Kampf, aber er verurteilt den Krieg zwischen den Völkern und Rassen. Es gibt keine minderwertigen Völker und Rassen. Jedes Volk **[350]** und jede Rasse hat Menschen zu hoher Vollendung gebracht. Diese können sich untereinander verstehen kraft gleicher Struktur ihrer Humanität, wenn sie verständnisbereit sind. Ein Volk kann von dem andern und eine Rasse von der andern lernen. May nimmt sich besonders der Indianer an, die durch das Vordringen der Weißen zugrunde gerichtet worden sind, und der Chinesen, die zu seiner Zeit von den imperialistischen Westmächten als Ausbeutungsobjekt betrachtet wurden und sich harte Eingriffe in ihr staatliches, religiöses und wirtschaftliches Leben gefallen lassen mußten.

Daß May diese seine Idee der Völkerverständigung im Jahre 1901, zur Hochblüte des Imperialismus, in einem öffentlichen Aufsatz vertrat, hat ihm seiner Auffassung nach die erste verurteilende Kritik eingebracht.

Nimmt man die Bewertung des Ichgehalts hinzu, so ergeben sich noch einige weitere Wertpunkte für Karl May. Einen positiven Unwert sachlicher Art habe ich in seinen Schriften nicht feststellen können.

Der Form nach betrachtet, hat May Erzählungen und Gedichte geschrieben. Jene nennt er „irdene Gefäße“, diese „goldene“. Ich möchte die Bezeichnung umkehren. Die Prosaschriften könnten eher goldene Gefäße sein, wenn die Diktion nicht allzu flüchtig wäre. Auch die Redaktion seiner Werke ist ungenügend. Hier könnte vieles besser gemacht werden⁵⁸. Die einzelnen Erzählungen enthalten zuweilen tote Stellen. Der Versuch, Abenteuer und Philosophie zu koppeln, ist nicht restlos geglückt.

⁵⁸ Wird bereits durchgeführt. Man vgl. die Fußnote auf S. 308. [FN 56]

[351] Die Gedichte aber sind nicht mehr als irdene Gefäße. Sie sind Reimereien für Gedanken, die in den Prosaschriften besser zum Ausdruck kommen.

Mein Gesamturteil über May ist, daß seine Reiseerzählungen gute Literatur sind, die man unbedenklich empfehlen kann. An Kinder wenden sie sich zwar nicht. Wenn sie aber doch von der Jugend gelesen werden, weil Abenteuer und Spannungserlebnisse reizen, so werden sie ihrem wertvollen Sinngehalt nach zwar nicht ausgeschöpft, aber sie können auch keinen Schaden anrichten.

Nirgends ist Karl May auf die Stufe der Schund- und Schmutzliteratur hinabgesunken. Sexuelle Fragen werden bei ihm nicht berührt. Die Frau spielt bei May überhaupt eine Nebenrolle. Wo sie aber vorkommt, tritt sie in liebenswürdiger oder ehrfurchtgebietender Gestalt auf, z. B. Marah Durimeh⁵⁹.

Sinnleere Gestaltungen sind nirgends anzutreffen, wenngleich der Qualitätsgrad der einzelnen Erzählungen sehr verschieden ist.

Ich schätze besonders die drei Bände ‚Winnetou‘, die zwei Bände ‚Old Surehand‘, die drei Bände ‚Im Lande des Mahdi‘, die vier Bände ‚Im Reiche des silbernen Löwen‘ und die ersten sechs Bände der Gesammelten Werke. Andere rühmen noch den ‚Schatz im Silbersee‘, den ich jedoch nicht gelesen habe.

⁵⁹ Vgl. hierzu Otto Eicke ‚Die Frauengestalten Karl Mays‘, Jahrbuch 1922 und Alfons Kind ‚Schutzwall gegen Sinnlichkeit‘, Jahrbuch 1931. Die Herausgeber.

Karl Mays Volkstümlichkeit

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt †

Ein Name ist volkstümlich, wenn ihn jeder Volksgenosse nicht nur dem Klang nach, sondern auch nach Inhalt und Bedeutung kennt. So ist [Christoph] Kolumbus volkstümlich, so [Otto von] Bismarck, so [Ferdinand] Graf [von] Zeppelin. Kein Mensch fragt: „Wer ist denn das?“ Und genau so ist auch Karl May volkstümlich, oder, wie man bei unsrer krankhaften Vorliebe für Fremdwörter fast sagen möchte, populär. Sein Lebenswerk ist Eigentum des deutschen Volkes geworden. Jedermann weiß, wer er war, und jedermann kennt die hervorragendsten Gestalten, die er in seinen Schriften so lebensstark geschaffen hat. Dabei sind die Mayschen Gestalten nicht etwa Menschen, die der Wirklichkeit getreu nachgezeichnet sind, nachdem sie sich schon selbst bemerkbar und berühmt gemacht hatten, sondern sie sind zumeist Schöpfungen seiner Phantasie. Wem aber das gelingt: geistig Geschautes so lebenswahr und überzeugend vor die Seele seines Volkes zu zaubern, der ist ein großer Künstler. Jeder Dichter wird die gleiche Wirkung mehr oder weniger bewußt erstreben, aber kaum einem gelingt es hier und da. Man frage sich doch einmal, welche populäre Gestalt selbst so bedeutende Schriftsteller und Dichter geschaffen haben wie etwa Theodor Storm, Paul Heyse, Friedrich Gerstäcker, Rudolf Herzog! Ich wüßte keine zu nennen. Selbst bei Wilhelm Raabe versagt mein Wissen. Ja, ich kenne den Titel des Buches ‚Der Hungerpastor‘, aber ich sehe den Pastor **[353]** nicht; ich weiß nicht mehr, wie er aussieht, was er denkt und tut. Günstiger steht es bei Daniel Defoe und [James Fenimore] Cooper: Robinson lebt im Volksbewußtsein, auch der letzte Mohikaner lebt, und so leben auch viele von Wilhelm Busch geschaffene Gestalten.

Zu diesen Betrachtungen regt mich ein kleiner Aufsatz an, den der humoristische Zeichner Hans Michaelis unter dem Titel „Mit der ‚Lizzy‘ nach dem Westen, Bilder von der amerikanischen Landstraße“ in [Guido] Hackebeils Illustrierter (1929 Nr. 36) veröffentlicht hat. Dieser Aufsatz setzt als selbstverständlich voraus – und darf es tun –, daß jeder Leser in seinem Karl May zu Hause ist. Man höre:

... ich begab mich mit meiner ‚Lizzy‘ (das ist ein minderwertiges Auto) nach dem Wilden Westen, um die Jagdgründe Winnetous zu besichtigen und bei den Sioux-Kriegern eventuell eine mit gutem Capstan-Navy Cut gefüllte Friedenspfeife zu rauchen. Ich will im Interesse des Reisebüros die Enttäuschungen verschweigen, die den Karl-May-Süchtigen da erwarten: Nichts mehr erinnert an Old Shatterhand.

Der ganze lustige Aufsatz ist in Erinnerung an Mays Nordamerika-Erzählungen erfunden und geschrieben, und niemand zweifelt daran, daß er so auch von jedem Leser aufgefaßt und richtig verstanden wird.

Auf die Frage: ‚Was Jungen lesen?‘ ließ die ‚Literarische Welt‘ eine Reihe von Schriftstellern antworten, und so erfahren wir, welche Dichter ihnen selber vor 30 – 40 Jahren obenan standen. Am meisten werden genannt: Defoe mit seinem ‚Robinson‘ und Karl May.

Und keiner dieser Karl-May-Schwärmer schämt sich seiner Jugendliebe. In den Danziger Neuesten Nachrichten (12. August 1929) plaudert **[354]** Harry Schreck über einen Mann, der ‚an Karl May denkt‘ und an seine Knabenjahre:

... ja, damals kam (sein Mitschüler) Willy Dalichow noch abends rasch mit Helmut Marsch auf einen Augenblick herüber; und während Helmut Marsch mit schlecht gespielter Gleichmut fragte, wie viele Zeilen Cäsar wir zu morgen übersetzen müßten, verkündete Dalichow mit grauen aufgerissenen Augen: „Nun ist er also doch gestorben; der Rappe Rih ist tot –.“ Ein langes Schweigen stürzte in den Raum ...

Das war ein Schlag, der sich kaum überwinden ließ. Nach ein paar Tagen lief man dann mit Werner Jacke durch den Stadtwald; und Werner Jacke bückte sich plötzlich voll Eifer über einen Fußabdruck, der halbverlöscht im schwarzen Boden krümelte. „Howgh!“ flüsterte Werner Jacke in bedeutungsvollem Ton: „... die Fährte ist noch nicht zwei Stunden alt – es muß ein Bleichgesicht gewesen sein!“ Wir sahen ernst gesammelt auf die Spuren ...

Dieser Fährte spürten wir bis zum Waldrand nach.

Und als uns dann eine Woche später Robert Fenske in sein Wigwam einlud, das er mit Hermann Ziesing an der Gartenmauer aufgerichtet hatte, da las uns Hans Schulz mit donnernder Begeisterung vor, wie Scharlihs Freund Old Firehand trotz seiner Kugel in der Brust noch lebe. Und wir ... wir schwenkten uns entspannt zu unsrer tongeschnittenen Pfeife und riefen anerkennend: „Uff!“

Das war vor fünfundzwanzig Jahren Wirklichkeit...!

Im Berliner Lokal-Anzeiger (3. Juli 1929 Nr. 308) berichtet Friedrich Hussong über einen Küstenbummel mit Scherls Mittelmeerfahrt an Bord der ‚Monte Cervantes‘ und leitet seine Plauderei ein mit den Worten:

Großer Karl May! Es ist alles, wie du sagtest: Blaues Meer und gelbe Wüste. Braune Beduinen, schwarze Neger. Hagere Würde und zuckende Grimasse. Verhüllte Mohammedanerinnen äugen durch Maskenschlitze. Braune Mädchen tragen große tönernen Krüge und Amphoren. Grinsende Buben reiten mit Baumelbeinen auf willigen Eselchen. Maultiere stehen dunkel **[355]** an gelben Mauern und spitzen mißtrauisch die langen Ohren. Beladene Kamele schreiten schwankend an hellen Horizonten; wie es in jenem Kameltreiberliedchen heißt: „Ein Kamel, zwei Kamele, drei Kamele –, vier, fünf, acht, elf Kamele“ und so weiter und so fort.

Dies sind so einige Zeugnisse für Karl Mays Volkstümlichkeit, wie der Zufall sie mir in die Hand gibt. Soll ich noch weiter suchen? Ich denke, sie genügen.

Am 30. September 1929 wurde aus Wien berichtet (Kölnische Volkszeitung vom 4. Oktober 1929, Nr.697):

Es war in den Tagen der Regierungskrise, da konnten eines Vormittags die Spaziergänger vor dem Hotel Bristol nicht weiter. Hunderte von Neugierigen versperrten den Weg. Sie starrten unermüdlich auf den Balkon des ersten Stockwerkes. Machte etwa gar der neue Bundeskanzler einen Besuch? Gab es in einem abgelegenen Konferenzzimmer eine geheime Beratung, nach der sich neugebackene Minister strahlend dem Photographen zeigen würden? Nichts davon! Alle warteten nur, um einen weißhaarigen Indianer zu sehen, der tags zuvor aus einem richtigen amerikanischen Paß den Interviewern, die in Scharen gekommen waren, ein Alter von nicht weniger als 107 Jahren ausgewiesen hatte. Ein lebendig gewordener Karl-May-Traum! Der leibhaftige Winnetou! Wer genügend Ausdauer hatte, konnte ihn bald vorbeigehn sehn, genau so, wie man sich seit je einen richtigen Häuptling vorgestellt hatte, als man einen Band Karl May nach dem andern unter der Schulbank verschlang. Mit Mokassins, Federschmuck und der unvermeidlichen Pfeife. Auch sein Name erfüllte alle Erwartungen. Der alte Herr nannte sich White Horse Eagle (Weißer Pferde-Adler) und bezeugte im übrigen vornehmsten Stand. Er ist der Big Chief sämtlicher Indianer, der höchste Oberhäuptling jenes traurigen Restes von 80 000 Rothäuten, die zur Zeit in Amerika noch ein verdämmerndes Musealdasein leben. Nach europäischen Begriffen ist dieser Big Chief eine Art Souverän und, was das Alter seines Blutes und seiner Rasse anbelangt, wahrscheinlich dem besten Uradel **[356]** Europas weit überlegen. So haben auch fast alle Staatsoberhäupter Europas den Weißen Pferde-Adler im letzten Jahr als ihresgleichen empfangen und, leicht von unvergessener Jugendromantik gerührt, mit dem 107jährigen ihre Friedenspfeife geraucht. Auch der österreichische Bundespräsident hat die uralte Rothaut empfangen, die Wache am Ballhausplatz hat White Horse Eagle wie einem Staatsoberhaupt die Ehrenbezeugung geleistet, und die Wiener Straßenjungen haben einen Festtag gehabt. „Da schau her: der Winnetou!“ Das blieb bis zuletzt die Formel, mit der sie sich den merkwürdigen Besuch verständlich machten. Und die ganz Begeisterten waren nicht wenig davon enttäuscht, daß dieser waschechte Indianerfürst eine offenbare Mißheirat getan hat: keine rote Indianerprinzessin begleitet den Häuptling, sondern ein ganz gewöhnliches Bleichgesicht. Eine amerikanische Squaw, die gewiß keine Ahnenreihe aufzuweisen hat und – einen Zwicker vor den kurzsichtigen Augen – wie eine englische Institutslehrerin hinter ihrem 107jährigen Big Chief hertrippelte. Zuletzt gab es noch eine große Genugtuung für alle Karl-May-Leser: Der Weiße Pferde-Adler, der doch sicherlich eine unzweifelhafte Autorität in Indianerfragen ist, hat sich großzügig über alle Karl-May-Polemiken hinweggesetzt. Was kümmerte es ihn, ob Karl May wirklich in Amerika gewesen war, ob Winnetou die Gestalt einer ewig knabenhaften Phantasie oder ob er Wirklichkeit war. „Ich habe sein Grab besucht“, sagte der Big Chief sanft und ernst zu den Reportern und sog an seiner kurzen Pfeife. „Ich habe sein Grab besucht und mich vor dem unsterblichen Freund der roten Rasse verbeugt.“ – Seit vielen Jahren ist nicht so eifrig Karl May gelesen worden wie in der Woche nach dem Besuch White Horse Eagles⁶⁰.

Man sieht, die Volkstümlichkeit Karl Mays ist nicht auf irgendein engeres Feld deutschen Sprachgebiets beschränkt. Ja, man kann behaupten, daß es ihm ergangen ist wie allen Propheten: er hat die schwerste Feindschaft in seinem eigenen Vaterland **[357]** erdulden müssen. Dresden war die Zentrale, von der die Karl-May-Hetze ihren Ausgang nahm, Dresden war es, wo er zuletzt die rechte Würdigung fand.

Das mag jetzt vergessen sein. Wenn heute jemand daran erinnert, so geschieht es im Ton der Verwunderung und des Bedauerns. Ich nenne dafür nur ein Zeugnis, absichtlich eines aus Sachsen; die Volkszeitung für das Muldental, also ein Blatt aus Karl Mays Heimat, schrieb am 15. Oktober 1929:

Die meisten von uns haben ja einmal in ihrer Jugend so eine Karl-May-Epoche durchgemacht. Unsre Eltern und

⁶⁰ Man vergleiche den Beitrag von M. Sísová ‚Big Chief White Horse Eagle‘, im Jahrbuch 1932, S. 341. Die Herausgeber.

sonstigen Erzieher wollten uns damals einreden, daß Winnetou und Old Shatterhand zur Schundliteratur gehörten. Aber so radikal ist heute selbst die Leipziger Oberprüfstelle für Schmutz und Schund nicht; die vergreift sich zwar an einer Novelle von [Honoré de] Balzac, aber nicht am ‚Reiche des silbernen Löwen‘. Für uns damals war es jedenfalls kein Schund, und heute, gewitzigt durch die Einsichten, die uns die moderne Tiefenpsychologie vermittelt, erhalten wir als späte Rechtfertigung das Wissen, daß jeder Mensch in bestimmten Entwicklungsphasen derartige Literatur braucht. Das geht vorüber, wie so vieles im Leben; und wenn wir heute, bei aller Vorsicht, mit der wir uns überhaupt etwas zu sagen getrauen, Einwände gegen Karl May haben, so höchstens den, daß seine von Edelmüt und Sieg des Guten triefenden Werke durch neuere Schriftsteller überholt werden. Jack London beispielsweise oder [B.] Traven [= Ret Marut = Otto Feige] geben der Phantasie der Jungen und Alten ebensoviel Arbeitsmaterial, sind aber soziologisch wahrer und von literarischer Qualität. ‚Die Brücke im Dschungel‘ beispielsweise, jene ergreifende Travensche Geschichte einer Indianermutter, zeigt uns, wie Indianerleben wirklich aussieht. Anstatt uns für die Rothäute zu begeistern, können wir uns der Bleichgesichter, zu denen wir schließlich auch gehören, schämen. Und das ist es, was wir auch im Karl-May-Museum lernen; und deshalb sei es hier erwähnt.

Das ist im wesentlichen richtig, in vieler Hinsicht aber doch nicht vollgültig. Gewiß, Jack London, **[358]** Traven und – füge ich hinzu – Zane Grey und Max Brand, die heute in Amerika ‚verschlungen‘ werden und auch in deutschen Übersetzungen ihren gerechten Beifall finden⁶¹, haben als Amerikaner von Geburt tiefen Einblick getan in die großartige Natur ihres Landes und in die Seele seiner Ureinwohner, die von ihren eigenen Vätern unterjocht und zumeist ausgerottet wurden, aber es wird ihnen schwerlich gelingen, das tiefe ethische Pathos zu erreichen, durch das sich Karl May in den Herzen seines Volkes sein Bürgerrecht erworben hat. Er zeigt uns die Indianer, gesehen und geliebt von einem echten, gemühtiefen Deutschen. Das macht ihm kein andres Volk nach und hat ihm bei uns zur Volkstümlichkeit verholfen. Er lebt in uns Deutschen als u n s e r Karl May. Und unser Volk wird die Indianer, ihr Heldentum und Schicksal so sehn und so empfinden, wie er es gesehn und empfunden hat. Mögen andre, nüchterne Völker seine ‚von Edelmüt und vom Sieg des Guten triefenden Werke‘, seinen Überschwang der Empfindungen als Gefühlsduselei und Sentimentalität belächeln: Wir wissen, daß diese vermeintliche Sentimentalität d e r Grundzug der christlichen Seele ist, der ihr Dauer und Sieg verheißt.

Karl Mays Reiseromane haben Werte, die von den genannten amerikanischen Schriftstellern nicht erreicht, aber auch nicht erstrebt werden. Umgekehrt haben diese Vorzüge, die vermutlich Karl May selbst anerkannt haben würde. Der Stoff ist im großen und ganzen der gleiche, aber das Verhältnis zu ihm **[359]** ist hier und da grundverschieden. Karl May will erziehn. Er ist Erzieher von Beruf und von innerer Berufung. Er ist Volkserzieher, Volksprediger und nimmt seine Predigttexte teils aus der Bibel, teils aus dem großen Lehrbuch der Weltgeschichte. Dabei mußte sein Blick haftenbleiben bei der schwersten Schicksalstragödie neuerer Zeit, der Vernichtung der roten Rasse durch die Brutalität und Ländergier der europäischen Völker christlicher Kultur. Er empört sich gegen das Unrecht, durch das ein im Grund edles und gutartiges Volk an Leib und Seele zerstört wird, und ergreift Partei, wie stets, so auch hier, für die Unterdrückten, Leidenden und Verkannten. Seine Lebensaufgabe ist es, dem Guten zum Sieg zu verhelfen, die Menschen von ihren tierischen Instinkten zu erlösen und zu Edelmenschen zu erziehn. Deshalb m ü s s e n seine Werke ‚von Edelmüt und vom Sieg des Guten triefen‘, wie die Lehre Christi, der er mit ganzer Seele ergeben ist, ‚trief‘ von – Liebe. Welcher Mißstand, ihm gerade das zum Vorwurf zu machen, was der Kern seines Wesens und Strebens ist!

Es stellt sich uns jetzt die Frage so: Welches sind die Werte seiner Schriftstellerei, durch die er sich seine so weit reichende Volkstümlichkeit errungen hat? Das aber müßte Gegenstand einer eignen Abhandlung werden. An diese Volkstümlichkeit selbst kann kein Zweifel mehr rühren, sie ist eine feststehende, eine historische Tatsache, mag man sich darüber freuen oder sich darüber ärgern. Es entsteht die weitere Frage, ob diese Volkstümlichkeit noch lange Bestand haben wird oder nicht, und ob neuere Schriftsteller, die naturgemäß die geistigen Bedürfnisse **[360]** einer neuen Zeit kennen und ihr besser dienen können, sein Ansehen in Schatten stellen werden. Prophetie ist meine Sache nicht. Ich begnüge mich mit der Feststellung des Tatsächlichen und mit dem bekannten Wort: *Qui vivra, verra* (Wer leben wird, wird sehen)! Zunächst lebt Mays Werk noch – und zwar noch vielmehr als zu seinen Lebzeiten – im Herzen seines deutschen Volkes, und wer da einmal gut gebettet ist, der mag getrost sein.

⁶¹ Zane Grey und Max Brand liegen vor im Verlag von Th. Knaur Nachf., Berlin W 50.

Die Herausgeber.

Das sittliche Ideal bei Karl May

Von Landgerichtspräsident Geheimrat Dr. Lorenz K r a p p

1.

Der ‚Old Surehand‘ ist mir seit meiner Jugend als das menschlich aufschlußreichste Werk Karl Mays erschienen. Er ist es mir noch mehr heute nach dem kühnen Schnitt, der aus dem Ganzen den unorganisch eingepropften früheren zweiten Band lostrennte und so die innere Einheit der Dichtung wiederherstellte. Ich erfülle heute, da ich diese Zeilen niederschreibe, ein Versprechen, das ich fast noch als Student vor mehr als fünfundzwanzig Jahren gab und das um so mehr auf mir lastet, als es ein Toter ist, dem ich es nicht hielt.

Es war am Palmsonntag 1907, als ich im stillen Haus Karl Mays zu Gast weilte. Gerade zur Zeit der entfesseltsten Angriffe auf ihn, da man aus dem Dunkel einer tragischen Vergangenheit, die mehr als vierzig Jahre hinter ihm lag und die durch ein heroisches inneres Leben mehr als gesühnt war, Stück für Stück seines persönlichen Daseins herausriß und auf dem Markte ausbreitete. Ich war, glaube ich, der erste, der (in der ‚Augsburger Postzeitung‘) sich gegen diese Menschenjagd erhoben hatte, gegen die mein elementares Rechtsgefühl sich aufbäumte. Da saß ich nun zusammen mit ihm, dem leidgeprüften Mann und der leidgeprüften Gefährtin seines Schaffens. Ich sehe ihn noch, mit den großen kummervollen Augen und dem buschigen [362] weißen Haar, mit der leicht vornübergebeugten Haltung des nahenden, aber immer noch rüstigen Alters, wie er mir die symbolische Deutung seiner Werke vortrug, der ich zuhörte, die mich aber nicht überzeugte und heute noch nicht überzeugt. Da sagte ich in einer Pause: „Ich kann nichts anfangen mit Ihrem Ben Nur und aller Ihrer Geisterwelt. Ihr Tiefstes ist mir Ihr ‚Old Surehand‘. Dort stehen Sie ganz mit den drei großen Dingen, die Sie meiner Jugend gesagt haben und die da heißen: Ritterlichkeit, Ehrfurcht, Gerechtigkeit.“ Er fuhr erstaunt auf und antwortete: „Dieses Urteil über den ‚Old Surehand‘ habe ich noch nie gehört. Wollen Sie es nicht einmal in einer freien Stunde näher begründen?“ Ich sagte es zu, aber Arbeit, Krieg und all die schweren Dinge, die uns seitdem mit sich rissen, ließen mich erst heute das nie vergessene Versprechen einlösen.

2.

Der ‚Old Surehand‘ ist ein Buch, das schwer ist von der Poesie der unberührten Natur wie kein zweites Karl Mays. Es ist die Poesie der ‚rollenden‘ Savannen, der Waldseen, der Lagerfeuer, der Ritte durch die heroische Wildnis der Welt in ihrer Jünglingszeit. Eine einzige Stadt – Jefferson City – taucht auf aus diesem grünen Meer und verschwindet darin. Jeder Tag, besonders im zweiten Teil, bringt diesen paar Menschen, die durch die wogenden Savannen und die Einsamkeit zyklischer Berge traben und nachts unter den Wipfeln eines Baums im kühlen Steppenwind schlafen, einen Sieg, eine Niederlage, ein heldisches Erleben: [363] ein ritterliches Landstreichertum, wie es uns aus den Wäldern des Mittelalters heraus grüßt gleich dem Parzivals. Werner Mahrholz sieht einmal im Mayschen Roman einen letzten Ausläufer des französischen Amadis-Romans, also des Ritterromans in seiner schon leise ins Barock einschlagenden Form, der aber noch eine ungeheure Wirkung auf seine Zeit ausübte, ehe ihn [Miguel de] Cervantes endgültig erschlug. Ich billige den Vergleich nicht. Durch den Amadis weht der Hauch einer spielerischen, tänzelnden, flirtenden, nicht mehr an sich glaubenden, übersatteten Welt. Seine Welt ist chevaleresk, die Mays ritterlich. *Joyeux et joli* [glücklich und hübsch] steht als Devise im Wappen des fröhlichen, bildschönen Zierbengels Amadis: für die Natur, für die tiefen Quellen des Seins, für den Mythos fehlt ihm jedes Organ. Er hätte gelangweilt gelächelt, hätte man ihm erzählt, daß es über den Begriff einer Freundschaft und Liebe zwischen einem galanten Mann und einer züchtig oder auch unzüchtig drapierten schönen Frau hinaus auch Begriffe gibt wie Freundschaft zwischen Mensch und Tier, Freundschaft zwischen Mensch und Waffe. Jahrhunderte vorher, in den tosenden Ritterliedern des Frühmittelalters, den *Chansons de geste* [Lieder von Heldentaten], wußten es noch die Vorfahren des schönen Amadis. Sie kannten, noch völlig vom Mythos durchschauert, in eine schöne, wilde, jungfräuliche Welt hinausblickend, die Freundschaft zwischen Mensch und Pferd, wie die Haimonskinder sie kannten mit ihrem Roß Blanchard, wie Roland mit seinem Roß Valentin. Sie kannten noch die Liebe Rolands zu seinem Streitschwert Durandal, zu seinem Streithorn [364] Olifant, die Liebe der nordischen Könige zu ihren Schwertern, denen sie so oft den seltsamen Namen Misericorida gaben. Aber alle diese Dinge einer nicht sich zum Sterben legenden, sondern jüngerlichen Welt kennt noch Karl May. Ich denke an diese

Freundschaft zwischen dem Menschen und den Rossen Hatatitla, dem ‚Blitz‘, und Rih, dem ‚Wind‘; mit Dojan, dem Hund; selbst seine Waffen nehmen Namen an und personifizieren sich ihm wie dem Jüngling Roland sein schimmerndes Durandal. Und am bedeutsamsten ist eine Hauptwaffe: seine ‚Schmetterfaust‘. Die Schmetterfaust ist in der Tat sein Symbol: der waffenlose, nur auf sich gestellte Mensch, der alles selbst erledigt. Kein Wunder, daß er sie immer dann gebraucht, wenn die Not am höchsten und jede andere Waffe nutzlos oder schädlich ist. Sein Ideal ist eben der in sich gefaßte, des Irrtums fähige, aber sein besseres Sein selbst bewahrende Mann.

Darum wählt er als Hintergründe seiner Dichtungen auch nur Landschaften, in denen die kraftvolle Einzelpersönlichkeit sich frei entfalten kann. Das menschenwimmelnde China, in dem alles Starke, Herrische, Eigenständige untergeht im dunstigen Brodem der ‚Masse Mensch‘, ist ihm gerade noch gut genug zu einem Schelmenroman, dem ‚Blauroten Methusalem‘; es weckt nichts als sein Gelächter. Die Dschungel, wo in glutbrütender Wildnis und in betäubendem Klima die menschliche Tatkraft welkt, erschläft, erlahmt; die Taiga und Tundra Sibiriens, in denen der Geist verelendet und verödet: all dies berührt er ein oder zweimal in kurzen Skizzen, dann nie wieder. Gewiß: auch **[365]** dort kann menschliche Pionierarbeit Großes tun, kann Bahnen legen, Brücken über Urströme werfen, Steppen in Fruchland verwandeln; aber all das kann der Mensch dort nur in Massen, in geschlossenen Trupps, als einer unter Hunderten, vielleicht überhaupt nur mit dem Staatsverband und durch ihn. Aber was May will, das ist: zeigen, was die Einzelpersönlichkeit kann, der hochgesinnte, der auf sich gestellte, der ritterliche Mann. Darum immer wieder die Prärie, die Wüste, das wilde Gebirg, in dem Wolf und Mensch den Menschen umlauern, der durch sie hindurchreitet wie der legendäre Ritter hindurchreitet zwischen Tod und Teufel.

Der Begriff der Ritterlichkeit, des allein auf sich gestellten Menschen, führte ihn mit unentrinnbarer seelischer Notwendigkeit auch zu dem, was man das ‚Karl Maysche Ich‘ heißt. In jener Leidenszeit, als der von allen Seiten Gehetzte – hilflos wie ein angeschossenes edles Wild – die Verteidigungsschriften für das tragische Schicksal seiner jungen Jahre schrieb, hat er einmal⁶² diese vereinzelt angegriffene ‚Ichform‘ erklärt mit dem Worten „Das ‚Ich‘, von dem ich schreibe, das bin doch nicht ich selber, sondern das ist die Menschheitsfrage, die ich zu verkörpern suche, um sie beantworten zu können“. Es hätte nicht dieser symbolischen Deutung bedurft, um die Ichform zu rechtfertigen. Die Ichform ist ein vollberechtigtes, in der ganzen Weltliteratur vom griechischen und römischen Roman der Alexandrinerzeit an tausendfältig gebrauchtes Mittel, um die künstlerische Wirkung im Reich der Illusion, das ist der Dichtung, zu steigern. Sie **[366]** steht überhaupt an der Schwelle des deutschen Romans bei dem unsterblichen Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen (1625 – 1676), dem ersten großen deutschen Erzähler, dem eigentlichen Schöpfer des deutschen Romans, ja sie bildet bei ihm überhaupt das Charakteristikum für die individualistische Form und Seele des deutschen Romans gegenüber der alles Individualismus baren Welt des französischen Amadis- und Schäferromans und des spanischen Schelmenromans⁶³. Sein in der Ichform geschriebener ‚Abenteuerlicher Simplizissimus‘: glaubt wirklich heute noch einer, daß dies in Glut und Farbenpracht einerschreitende Gemälde der Schicksale des über ganz Europa verschlagenen Simplex ein photographisches Konterfei eigenen Erlebens seines Verfassers sei? Gewiß knüpft vieles darin an eigenes Erleben an; als zehnjähriger Knabe griffen den Gelnhausener Edelknaben hessische Kriegsvölker auf und schleppten ihn nach Kassel; dann machte er jahrelang das Soldatenleben des Dreißigjährigen Krieges mit; vieles von dieser Welt tollsten Leichtsinns und wüster Ausgelassenheit der Soldateska und grenzenlosen Elends des geplünderten und gemarterten Volkes wird auf eigene Erinnerungen zurückgehen. Aber gerade das Schönste und dichterisch Höchste bestimmt nicht: so vor allem die Bauern- und Hirtenjungenzeit beim ‚Knan‘ im Spessart, die er – der Gelnhausener Edelmannssohn – erfindet; so das wunderbare zweijährige Idyll im tiefsten Wald beim Einsiedler, über dem in Wipfel- und Quellenrauschen **[367]** die unvergeßliche Weise des Liedes ‚Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall‘ hinweht. Und ebensowenig jene Raub- und Freibeuterzeit mit prächtigen Pferden und vielen Dienern, in der er als ‚Jäger von Soest‘ den Schrecken des Landes bildet; jene phantastische Reise nach Rußland, und endlich der Schluß, wo er den Unbestand alles irdischen Glücks erkennt, alles Weltliche von sich wirft und als frommer Einsiedler in die Wildnis des Waldes zieht, um sich dort durch ein Büsserleben aufs Sterben vorzubereiten. In Wahrheit starb dies

⁶² ‚Meine Beichte‘ (28. Mai 1908). Bd. 34, S. 217 ff.

⁶³ Adolf Bartels, Geschichte der deutschen Literatur. 1924. I. S. 283 ff.

Grimmelshausensche ‚Ich‘ nicht als Einsiedler, sondern lebte über zwei Jahrzehnte lang als hochgelahrter Schultheiß von Renchen im Schwarzwald im Dienste des Straßburger Bischofs Egon von Fürstenberg, die Welt um einen Berg anderer ähnlicher Sittenbilder bereichernd.

Was trieb den Grimmelshausen zu dieser Ichform, und was Karl May? Die Antwort ist: beide trieb derselbe dichterische Grund. Der geistvolle Franzose Charles Mauriac bemerkt einmal, eigentlich sei es ein psychologischer Widersinn, in einem in der ‚Er-Form‘ geschriebenen Roman das erzählen zu wollen, was im Innern dieser Personen vorgehe. Woher wisse denn der Romancier von dieser Welt unausgesprochener, daher nicht aus den Geheimnissen der Brust hervorgetretener Dinge, die sich in der Seele seiner Menschen abspielten? Der Dramatiker habe es nicht so leicht: ein Faust, ein König Lear, ein Macbeth müssen das **a u s s p r e c h e n**, was sie denken und fühlen; nur der Romancier maße sich das Vorrecht eines Gottes an, in den Herzen Dritter das unerforschliche und unausgesprochene **[368]** Verborgene lesen und deuten zu wollen. Und Mauriac fragt sich, ob der ganze große Roman, gleich dem ‚Abenteuerlichen Simplizissimus‘ und Goethes ‚Wahrheit und Dichtung‘, nicht überhaupt mit logischer Notwendigkeit die Ichform brauche? Wir gehen nicht so weit; wir sehen den Grund der Ichform bei Grimmelshausen wie bei Karl May vielmehr in etwas anderem, im Charakter ihrer Helden selbst. Ihre beiden Helden – mögen sie sich nun Simplex und Jäger von Soest oder Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi nennen – reiten als Fremde durch eine wilde, tosende, ungeformte Welt. Sie reiten allein, mit ihrem besseren Selbst, nur Gott und ihren Stern über sich, nur das Licht des Todestrotzes, der Männlichkeit, der hohen Ideale in der Brust. Was bedeutet für sie der bürgerliche Name? Er ist Schall und Rauch, und nur leise klingt er bei May noch herein in dem ‚Kara Ben Nemsi‘, dem ‚Karl, Sohn der Deutschen‘ oder in dem ‚Mein Bruder Scharlih‘, mit dem ihn Winnetou, wenn sie allein in Stunden der Freundschaft sich das Herz ausschütten, anredet. Was sind für sie Legitimationen, was äußere Hilfen? Diesen Kara Ben Nemsi: kein deutscher Konsul kennt ihn, keinen sucht er auf, niemals bittet er um seinen Schutz. Er hat einen Budjeruldu des Großherrs, aber er hat ihn nicht erworben durch eine amtliche Stelle, niemals erfahren wir, woher [GW27,98/ Mustapha Moharrem Agha] und er gibt auf diesen Budjeruldu nichts. Und im Westen vollends ist er nichts als das ‚Bleichgesicht‘, der weiße Mann, der Kaukasier. Mit einem Wort, der in sich gefaßte, nur auf sich gestellte, nur Gott und sein edleres Selbst über sich anerkennende Mann.

[369]

3.

Das zweite Wort, das aus dem ‚Old Surehand‘ für mich am vornehmlichsten herausklingt, heißt *verecundia*. Zwei Dinge begriff der Römer unter diesem schon lautlich wie schwerer alter Edelwein anmutenden Wort: Ehrfurcht und Scham. Die Scham ist ja nur die andere, nach innen gekehrte Seite der Ehrfurcht; sie ist Ehrfurcht vor dem in uns waltenden Gott, vor der edleren Seite unseres Seins.

Die sittliche Idee der Ehrfurcht beherrscht bei May alle Beziehungen des Menschen zu den Dingen außer und über ihm: zu Mensch, Natur und Gott. Zuvörderst zum Mitmenschen. In dieser noch junglinghaften, von der planmäßig ordnenden Hand des Menschen gesellschaftlich und staatlich noch fast völlig ungeformten Welt der Savannen, Urwälder und Wüsten, durch die seine Menschen reiten, gibt es doch den Grundbegriff aller Ordnung in Gesellschaft und Staat: den Begriff der Hierarchie, der Autorität. Welche wenn auch ungeschriebenen, aber doch mächtigen und alle erfassenden Gesetze der Hierarchie herrschen nicht unter diesen Westmännern der Steppe! Freie Männer sind sie alle, aber mit zwingender Macht neigt sich der menschlich Geringere vor dem menschlich Tüchtigeren. Der schlichte, fast namenlose Westmann fühlt die Überlegenheit des berühmteren, dem Kraft und kühner Sinn oft schon einen eigenen Beinamen der Savannen schufen (Old Wabble, Old Surehand, Old Firehand), und freiwillig beugt er sich diesem wie der Soldat dem Offizier. Und auch diese ‚Offiziere‘ aus eigenem Patent und eigenen **[370]** Gnaden ordnen sich freiwillig den ganz Großen, den ‚Generalen‘ dieser seltsamen Rangfolge – einem Old Shatterhand, einem Winnetou – unter, und wo sie es nicht tun wie Old Wabble, wo sie meutern gegen diese ungeschriebene Rangordnung, zerbrechen sie an sich selbst. Wenn die Häupter dieser Hierarchie auch nur die dumpfigste Kneipstube betreten (II. S. 36), herrscht tiefe Stille, die Menschen machen ihnen Platz, neugierig richten sich auf sie alle Augen. ‚Der König sei der beßre Mann, sonst sei der Beßre König‘, sagt einmal der alte Wandsbeker Bote Matthias Claudius; ein fast revolutionär anmutendes Wort bei diesem bis auf die Knochen loyalen und vom Begriff der Autorität durchdrungenen Mann. Diese Welt des alten Claudius ist auch die der Mayschen Wüste und Savanne: nur die Tüchtigkeit adelt, nur sie macht zum Führer. Nicht das Amtskleid

adelt und nicht der Titel: sie machen sowenig aus dem Kaimakam der zerfallenden türkischen wie aus dem Sheriff der aufsteigenden amerikanischen Hierarchie einen Richter, dem Ehrfurcht gebührt und erwiesen wird; sie geben den Leutnants und Hauptleuten und Majoren der Frühzeit Nordamerikas zwar eine äußere Uniform und den Schein einer Befehlsgewalt, aber all das zerstäubt in nichts, wenn der wahre, geborene und erfahrene Führer, der aus sich selbst gewordene selbstsichere Mann ihnen gegenübertritt.

Die Idee der Ehrfurcht durchdringt auch alle Beziehungen des Mayschen Menschen zur Natur. Hier scheidet sich der Typus des Mayschen Menschen am tiefsten von dem der mit ihm gleichzeitigen sonstigen europäischen Meister des Abenteuerromans. [371] Nehmen wir den Helden des Franzosen Jules Verne. Dem Jules Verne ist die Natur nicht etwas Geheimnisvolles, das der Mensch mit scheuer Ehrfurcht betrachtet, sondern eine alles Rätsels bare Summe von Kräften und Erscheinungen, die der Mensch herausreißt ins grelle Licht, die er spielend erforschen und meistern zu können glaubt vom Bauch der Erde an bis zu den Bergen im Mond, mit denen er Fangball spielt wie ein verwegener Taschenkünstler. Dem Engländer wieder sind die Erscheinungen der Natur entweder Gegenstände, die er schulmeisterlich lehrhaft beschreibt und klassifiziert, oder die Natur ist ihm bestenfalls ein Hintergrund, auf dem man verwegene Sportkünste betreiben kann. Die Italiener ([Emilio] Salgari, Hugo Mioni) vollends haben überhaupt kein Naturgefühl; ihnen ist die Natur nur Theaterkulisse, vor der ihr Held als *miles gloriosus* nach bombastischen Abenteuern auf die Suche sprengt. Ganz anders Mays Verhältnis zur Natur: sein Leitwort heißt Ehrfurcht vor dem Unerforschbaren. Seine Naturauffassung ist die deutsche etwa der Romantik oder besser des Früh- und Hochmittelalters, in der ein Siegfried, ein Parzival staunenden Blicks durch die Wirrnis dieser großen wilden unbegreiflichen Welt reiten, mit Baum und Getier reden, der Sprache der Vögel, des Grases und der Winde kundig sind und doch das Letzte nicht durchdringen können, den Zauberbann des Merlin, d. h. die Seele der Natur. Seine Naturanschauung ähnelt unter fremden Völkern noch am meisten der gefühlsbeseelten der großen Slawen, eines [Nikolai] Gogol oder [Alexander] Puschkin, deren Helden wie der reine Tor durch die taufrische Welt der [372] Kosakensteppen traben; man denke nur an die Steppenbilder der Kapitánskaja Dotschka von Puschkin, der Taras Bulba von Gogol. Man lese etwa im ‚Old Surehand‘ die Poesie jener Szene (II. S. 497), wo die Reiter in der dunklen Nacht von der Höhe aus über die zwei Feuer hinausblicken, die über den schwarzen See hinwegglänzen; oder jenes von Todesahnungen schwere Gespräch in ‚Winnetou‘ III S. 423, das der dem Tod Geweihte einleitet mit dem Hinausdeuten auf den dunklen See und mit den Worten: ‚Dieser See ist wie mein Herz.‘ Diese Ehrfurcht vor der Natur bestimmt May auch, in den meisten seiner Bücher den ganzen Überbau beiseite zu schieben, den menschliche Zivilisation und Technik darüber zimmerten. Ich erinnere wieder an die einzige städtische Niederlassung, die uns in den über 1100 Seite des ‚Old Surehand‘ begegnet, dies Jefferson City, das er verächtlich kurz abtut; denn es ist heute, aber kann morgen nicht mehr sein, wie es Tausenden dieser Goldgräber- und Händlerstädte erging, die heute aufschossen und morgen, wenn die Goldader ausgebeutet war, verschwanden, und von deren Dasein nichts mehr Zeugnis gibt als verfallene Planken und die zwei Hauptembleme dieser für May ‚künstlichen‘ technischen Zivilisation: die leere Branntweinflasche und die leere Konservenbüchse.

Eine Flucht aus dieser Welt der Zivilisation ist in mehr als einem Sinne ja überhaupt Mays ganzes Werk, eine Flucht in die jungfräuliche, über dem Menschen mit seinem Jammer zusammenschlagende und ihn verbergende Wildnis.

Damit kommen wir zur zweiten Seite der Ehrfurcht, [373] der S c h a m . In [Hermann] Sudermanns ‚Es war‘ rekt eines Tags der Held die Faust und schreit in wildem Zorn als sein Losungswort heraus: ‚Nichts bereuen!‘ Ein solches Losungswort erscheint in Mays Welt der sittlichen Ideen als die gellendste der Blasphemien. Dan Etters, der Mörder, hat es auf den Lippen (II. S. 583), als er am ‚Teufelshaupt‘ vom Fels zerschmettert stirbt; aber er schreit es heraus ‚mit zusammengebissenen Zähnen, mit unbeschreiblich tierischen, nein viehischen Augen‘, als der Letzte der Menschen. Nicht einmal ein Old Wabble bringt es sterbend mehr über die Lippen, trotz des Abgrunds der sittlichen Verkommenheit, in den er schrittweise mehr und mehr versank.

Der ganze ‚Old Surehand‘ – und darin liegt ja vielleicht das Geheimnis, warum er im Rahmen des Gesamtwerks Mays menschlich so tief ergreift – ist überhaupt eine Dichtung der S c h a m . Was ist denn das Rätsel im Leben Old Surehands? Warum hat er sich in die erbarmende Wildnis geflüchtet? Auf über tausend Seiten reitet er einher; nur dunkle Andeutungen über etwas Furchtbares, das auf seinem

Vorleben lastete, entspringen hier und da ungewollt seinen Lippen. So fest hat er sich die Binde der Scham vorgebunden, daß Old Shatterhand ihm einmal zürnt, weil er sie nicht lüftet und er ihm daher das Herz nicht erleichtern kann. Da endlich reißt Surehand sich verzweifelt zusammen, nachdem das Geheimnis bereits längst fast völlig gelüftet ist, und schreit es heraus (II. S. 527): ‚Vater und Mutter waren Zuchthäusler!‘ Das Abwälzen des Drucks, der auf der Seele Old Surehands lastet, das Aufzeigen dieser Scham als **[374]** eines großen Irrtums: das ist das einzige Thema der mehr als 1100 Seiten dieses Romans.

Und das führt uns sofort hinüber zu einer anderen Erkenntnis: die ganze kummerbeschwerte, sich in Scham wie in eine undurchdringliche Wolke hüllende Gestalt Old Surehands ist nur eine Deckfigur, ein Nebelbild. Hinter dem Nebelbild hervor taucht, auch in den Mantel der Scham gehüllt, auch in die verbergende Wildnis geflüchtet, ein anderes kummerbeschwertes Antlitz empor, das des Dichters Karl May selber. Der Old Surehand ist eine Konfession seines eigenen, längst wie ein Schattenbild hinter ihm liegenden Lebens, ein Bekenntnisbuch, dichterisch zarter und für mich menschlich sogar ergreifender als sein späterer Band ‚Ich‘.

In keinem seiner erzählenden Werke hebt May freiwillig so voll den Schleier von seiner Kindheit und Jugend (I. S. 366). Kind bettelarmer Eltern, krank und schwach geboren, so schwach, daß er noch im Alter von fünf Jahren auf dem Boden rutscht, ohne stehen und laufen zu können; dreimal erblindet und dreimal operiert. Als armer Schüler hat er wochenlang nichts als trockenes Brot und Salz, weil er keinen Menschen hat, der ihm hilft, und zu stolz ist zum Betteln. Durch Stundengeben schlägt er sich kümmerlich durch, und oft hält er im Winter sein Buch zum Dachfenster hinaus, um seine Lektion beim Mondenschein durchzunehmen, weil er kein Geld für Licht und Feuerung hat. Und doch bleibt er niemals jemand einen Pfennig schuldig: ‚Ich hatte nur zwei Gläubiger, die waren Gott und ich.‘ Damit bricht die Beichte seines Lebens ab. Aber – im Lichte seines späteren **[375]** Buches ‚Ich‘ gesehen – geht sie, halb stockend, angstvoll und die Fortsetzung nur andeutend, doch weiter. Wir hören Dinge, die er sonst nirgends erörtert: über den tiefen Einfluß der Umgebung auf die Entwicklung eines Menschen und seine Straffälligkeit (II. S. 64 ff.), über die die Schuld auslöschende Wirkung der Strafe (II. S. 527), über das Recht der Notwehr (I. S. 40) und ähnliche Dinge (II. S. 341). Es ist die ‚Maske der Karl Mayschen Scham‘ (das tiefe Wort stammt von Dr. K. H. Strobl⁶⁴), die er sich vorband und durch die er hervorlugt, um zu ergründen, was die Umwelt von der Schuld und Tragik seiner jungen Jahre weiß, und die er doch zittert, abzuheben. Andere – ein Oscar Wilde, ein Paul Verlaine, ein Georg Kaiser – hätten es anders gemacht; sie hätten dies Vorleben abgeschüttelt, indem sie kalt und entschlossen vor die Welt traten und es ausbreiteten. Aber dieser feinen Natur war alles möglich, nur nicht dies, die Scham abzuwerfen und nackt wie jene auf den Markt hinauszugehen. Heuchelei haben das einige genannt; aber sie wußten nie und werden nie wissen, was Scham heißt und was Schamlosigkeit.

‚Im Gefängnis‘: das Wort, das Old Surehand tausend Seiten lang nicht über die Lippen bringt, auch May brachte es nicht über die Lippen. Wer als Richter heute liest, was den Siebzehnjährigen einst zum erstenmal ins Gefängnis brachte – ein kleiner Diebstahl, und nicht einmal ein voll erwiesener –, der bleibt tief erschüttert über das **[376]** seelische Unverständnis jener Zeit. In unserer Zeit hätte ein Richter von Erfahrung und Seelenkunde die Tat geahndet mit einer Warnung an den kaum dem Knabenalter Entwachsenen, und er hätte diese brausende Jünglingsnatur dadurch vor Rückfall gewahrt und dauernd sittlich gefestigt. So aber warf der krasse Unverstand der Zeit May in einen derart aufwühlenden Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen Fall und Erhebung, so schleuderte er ihm vor allem fürs ganze weitere Leben die quälende Angst vor Entdeckung nach, daß – als endlich nach vierzig Jahren eines heldenhaften Sühnelebens die Roheit den Schleier von diesen Jugendsünden riß – diese edle Natur völlig zusammenbrach. Was für Werke der Frische und Lebensbejahung hätten aus dieser Feder, die die letzten zehn Jahre nur mehr hilflos Verteidigung über Verteidigung schrieb, noch fließen können! Keinen Richter von heute wird es geben, der nicht wünschen würde, er hätte über siebzig Jahre zurück den Siebzehnjährigen mit dem Bekenntnis seiner ersten Schuld vor sich stehen und ihm statt einer Strafe, die nach Art und Dauer sinnlos war, die helfende Hand zum Aufstieg reichen können. Den Richter jener Zeit, der dies Sinnlose tat, mag die Dumpfheit der gerade auf dem Gebiete des Strafrechts noch völlig zurückgebliebenen Zeiten etwas entschuldigen. Die aber, die im Anfang des 20. Jahrhunderts noch, als die

⁶⁴ Vgl. Jahrbuch 1921: Dr. Karl Hans Strobl, ‚Scham und Maske‘.

Forschungen auf dem Gebiete von Strafrecht und Strafvollzug, vom Schutz der Ehre, von Seelenkunde im allgemeinen und Kenntnis der Seele der Jugendlichen im besonderen, längst eine Läuterung dieser Begriffe angebahnt hatten, die diese verschollenen [377] Fehltritte aus einem vierzigjährigen Grabe wühlten, haben keine Entschuldigung vor Gott und dem Kreise aller Anständigen: sie sind und bleiben moralische Leichenschänder, und sie haben vielleicht noch mehr auf dem Gewissen, nämlich den viel zu früh für die Rüstigkeit dieses Körpers eingetretenen Tod des von ihnen ins Grab Gehetzten.

Und die Idee der Ehrfurcht spricht sich endlich aus bei May in jedem Werke, und vor allem in diesem seinem Bekenntnisbuch ‚Old Surehand‘, in der Ehrfurcht vor dem Göttlichen

‚Die Schmetterhand‘ ist alt geworden, sie hat den Verstand verloren, sie predigt nur noch und wurde ein ‚priest‘ (Pfaffe), so höhnen Old Wabble und die Komantschen (I. S. 328, 355 ff.). So redeten auch Kritiker, denen die Frömmigkeit Mays in diesen lebensstrotzenden Werken künstlich aufgepfropft und konventionell vorkam. May scheint daher das Bedürfnis empfunden zu haben, einmal seine ganze religiöse Lebensauffassung zusammenfassend darzustellen. Er tut dies im ‚Old Surehand‘, und zwar an drei Hauptpersonen, deren Lebensschicksale das Gerüst des ganzen Romans bilden: an Old Surehand, Old Wabble und dem ‚General‘ Dan Etters. An jeder dieser drei Gestalten zeigt er ein anderes Stück seiner Weltauffassung, alle drei zusammen geben den Gesamtbegriff dessen, was man die vielumstrittene ‚Karl Maysche Frömmigkeit‘⁶⁵ nennen mag. Eine tiefernste Grundstimmung liegt über diesem ganzen Werk, ein ‚*Favete linguis*‘ [Hütet eure Zungen!]. Selbst [378] von seinem steten Reisebegleiter, seinem Humor, der uns sonst in zahllosen Gestalten entgegenschallt, tönt fast nichts herein außer spärlichen Stellen, etwa wo Winnetou als der Chirurgus erscheint, an dessen Nachtglocke man läutet, oder Old Shatterhand als taubstummer geplagter Mann von zwölf Squaws. Es fehlen auch die zeitbedingten Ausblicke auf die werdende amerikanische Zivilisation, wie etwa im ‚Winnetou‘, wo Bahnen vermessen, Ölschächte ausgebeutet und die materiellen Grundlagen einer neuen Welt der Technik gelegt werden. Alles ist vielmehr abgestellt auf die grenzenlose Einsamkeit der Wildnis, wo der Mensch allein ist mit sich und den Mächten über sich, Auge in Auge dem Nichts und dem All.

Drei Grundgedanken umschließen das, was man die Maysche Frömmigkeit nennen mag. Sie heißen: Es gibt einen Gott. Gott ist der Urgrund der sittlichen Ordnung. Der Mensch ist der Vervollkommnung fähig durch eigenes Bemühen und durch die Gnade.

Das Dasein Gottes steht für May fest aus dem Einfachsten und Sinnfälligsten, aus der Zahl der Gottesbeweise, aus dem Kosmologischen. Diese gewaltige, wunderbar geordnete Welt läßt sich für ihn nicht erklären ohne einen allmächtigen und allweisen Schöpfer und Ordner. Diese Gewißheit überwältigt ihn vor allem dort, wo Gott stets vernehmbarer als anderwo zu dem in die Nacht der Urrätsel starrenden Geist sprach, in den Unendlichkeiten der Wüste (I. S. 352) und des Urgebirgs (II. S. 373). Da reitet er im Mondlicht durch die Wüste des Llano Estacado, und ‚von den leuchtenden Sternen [379] des Firmaments‘ senkt sich die ‚große Bestätigung‘ nieder auf das Gemüt. Wer glaubt, sich dem Schluß auf Gottes Dasein entziehen zu können:

... der reitet durch Sand und Sand und wieder Sand; er sieht nichts als Sand; er hört ihn stunden- und stundenlang von den Hufen des Pferdes rieseln, und wie die traurige Öde sich vor ihm immer und immer erneut und ihm nichts bringt und bietet als Sand und wieder Sand, so gibt es in den verlorren Tiefen seines Innern auch nur eine unsagbar elende Wüste, einen trostlosen, toten Sand... [I. S. 398]

Ebenso im Vorgebirg der Rocks Mountains (II. S. 373). Fühlt sich der Mensch auf der Savanne ‚wie ein Halm im grenzenlosen Grasmeeer, wie ein Ahasver, der nach Ruhe schreit und keine findet‘, so steigen jetzt im Urgebirg die Berge als ‚in Stein erklingende Hymnen von der Erde auf und jubeln: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes‘. Die Theologie aller Glaubensbekenntnisse lehrt, daß der kosmologische Gottesbeweis als der sich auch dem stumpfsten Sinn unabweisbar aufdrängende dem Menschen nicht erst durch die Offenbarung zuteil wurde, sondern daß ihn der Mensch auch unabhängig von jeder Offenbarung gewinnen muß, auch der in den ‚Vorhallen des Tempels‘ Sitzende, auch der Wilde, zu dem nie ein Wort der Lehren des Christentums drang. Er ist in seiner ungeheuern Anschaulichkeit auch der einzige Beweis, der im Reich der Anschauung, der Kunst, möglich ist, soll sie Kunst bleiben und nicht lehrhaft werden. Mag der Philosoph

⁶⁵ Darüber auch die eindringlicheren Untersuchungen von Dr. A. Droop (‚Karl May.‘ Köln 1909. S. 126-195) und die Aufsätze ‚Karl Mays Gottesglaube‘ im Jahrbuch 1922, S. 101 ff.

sich lieber vergrübeln in sonstige Beweise wie den ontologischen, in den Gott als Postulat der praktischen Vernunft oder andere Dogmen: dem Dichter ist einzig und allein gegeben, den Beweis der Ehrfurcht zu formen, der Gott aus **[380]** der Gewalt und Ordnung der anschaulichen Welt erkennt. Daran hielt sich auch May, und darum spüren wir: hier ist nichts künstlich aufgepfropft, hier brechen Quellen aus dem Herzen.

Sich diesem Beweis, der auch den in den ‚Vorhallen Wandelnden‘ und selbst dem Wilden gegeben ist, widersetzen zu wollen, ist nach May nur verständlich aus völliger Verderbtheit des Herzens, aus einer Vertiertheit, die eigentlich schon mehr satanisch ist. Für solche Vertiertheit gibt es keine Rettung, weder hier noch drüben. Der Typ dieser Vertierten – nur wenige andere hat May so geschaffen, etwa den Mörder Santer im ‚Winnetou‘ – ist hier der ‚General‘ Etters. Mörder, zynischer Zerstörer eines Familienglücks, des Gedankens an Reue nicht einmal fähig, so jagt ihn der Dämon, der ihn besitzt, zurück zum Ort seines Mordes, dem ‚Devils Head‘ (Teufelshaupt). Und um zu sagen, daß hier nicht Menschenhand, sondern ein allgerechter Gott richtet, läßt May ihn sterben nicht durch Menschenhand, sondern durch eine Naturkatastrophe, durch die Zerschmetterung unter den niederbrausenden Felsen. Es ist mir unverständlich, wie ein Kritiker finden kann, ein solches Gottesgericht ziehe Gott ‚unter das Niveau menschlich-kleinlicher Rachsucht‘, das ‚gehöre ins Mittelalter‘. Wenn damit gesagt sein soll, daß das Mittelalter wie alle Zeiten ritterlicher junger Völker nichts von ölgiger Sentimentalität wußte, lasse ich’s gelten. Es läßt in der Tat kalt und hart seinen Faust und Don Juan vom Teufel holen, dem sie sich verschrieben, weil es vom stahlharten Grundsatz ausging, daß der Mensch einstehen muß für seine Taten. Die Antike dachte noch härter: **[381]** der König Ödipus wird zermalmt bloß wegen der äußeren Seite seiner Tat, nicht wegen der inneren, der Schuld. Im Himmel und auf Erden hat der Mensch kein anderes Recht als das auf Gerechtigkeit: so dachten alle großen Zeiten. So denkt auch das Christentum. Denn das, war bei Goethe den Faust dem Teufel entreißt, die ‚Liebe, die von oben teilgenommen‘, ist die Gnade. Die Gnade aber – wir werden sehen, welchen gewaltigen Raum sie in Mays Denken einnimmt – ist kein Recht, sie ist Geschenk von oben.

Der zweite religiöse Grundgedanke Mays ist der: es gibt eine sittliche Weltordnung, die aus Gott als ihrem Ursprung fließt. Daher sein häufiges Wort, doppelt schwer in dieser seiner Welt wirbelnder und sich jagender Geschehnisse, in der oft das Unglaublichste eintritt: ‚Es gibt keinen Zufall.‘ Wohl aber gibt es ‚Ahnungen, innere Stimmen, auf die ich immer achte‘ (II. S. 495), die er auch als ‚geistigen Anhauch‘ (II. S. 205) bezeichnet und in denen er die Einwirkung Gottes auf den Menschen durch dessen Schutzengel sieht. Im Band ‚Am Jenseits‘ (S. 288) erzählt er von Winnetou:

Zuweilen, wenn wir miteinander im nächtlichen Dunkel lagen, rings von Gefahr umgeben, da geschah es, daß er die Hand hob, um grüßend rundum zu winken, und als ich ihn einst fragte, warum er das tue, erwiderte er: ‚Mein weißer Bruder frage nicht! Wir sind beschützt, das mag dir genügen. ... Wenn man in Gefahr ist und ihn (Manitou) um Hilfe bittet, so sendet er seine Krieger herab, die für uns kämpfen. Mein weißer Bruder nennt diese Freunde Engel; ich sage Krieger, denn das Leben ist ja stets nur Kampf. Du hast auch zuweilen nicht Engel, sondern Schutzengel gesagt; ich aber weiß, daß mehrere bei mir sind, sooft ihr Beistand nötig ist.‘

[382] Nicht mit der gleichen dichterischen Begeisterung, sondern mehr lehrhaft, stellt May diesen seinen Glauben – auch den etwas seltsamen mehrerer Schutzengel desselben Menschen – im ‚Old Surehand‘ dar. Es liegt einer der tiefsten Züge des Mayschen sittlichen Ideals in diesem Glauben an das Hineingebettetsein des starken, ritterlichen Mannes mit seinem brausenden Tatendrang in die Hand Gottes. Vor keinem andern beugt sich der gerade gewachsene Mann, aber vor Gott ist er ein Kind und läßt sich führen. Wer das ‚Weichlichkeit‘ schelten will, mag es tun; Weichlinge waren dann aber auch [Ernst Moritz] Arndt und [Maximilian von] Schenkendorf, die dasselbe sagten. – Zusammen damit hängt Mays Antwort auf die zweitausendjährige Frage aller Theodizeen: wozu ist das Leben in der Welt? Ist das noch ein Gott, der den Schuldigen triumphieren läßt, den Schuldlosen aber leiden? Old Surehand, von den Qualen dieser Frage zerrissen, hat alle Bande zur Mitwelt gelöst und ist ihretwegen, Gott und seinem Dasein grollend, hinausgeflüchtet in die Wildnis. May gibt darauf die Antwort, die einzige, die es gibt, und die schon Sophokles kannte: ‚daß im Leiden Lehre wohne‘, d. h. daß das Leid gesandt sei, den Menschen zu läutern. Er beweist es auf jenem ergreifenden Nachtritt durch die Wüste (I. S. 360-369) vor allem mit dem *argumentum ad hominem*, mit dem Hinweis auf seine eigene grauenvolle Jugend voll von Jammer, Krankheit und Entbehrung: ‚Hatte ich das verdient?‘ Dies Gespräch ist das erste, das zur Auflockerung des in Qualen erstarrten Jammerlebens Surehands führt: ‚Ich begann zu ahnen, daß dieser gewaltige Jäger auch in seinem Innern jage.‘

[383] Aber die zwingende Kette von Beweisen führt erst auf halbem Wege zum Ideal des sittlich guten Menschen. Sokrates hat unrecht mit seinem Wort: Wissen macht gut. Zum Wissen ums Gute muß der Wille, es zu üben, hinzutreten, und zu beiden die Gnade, erlebt durchs Gebet. Darin gipfelt Mays religiöses Ideal. Er zeigt es an den beiden Zentralgestalten des Romans: Old Wabble und noch mehr an Old Surehand. Harte, von allen Wettern des Lebens gepeitschte Gestalten, Hierarchen im obengenannten Sinn dieser Hierarchie der Steppe, sind beide, und Mays ganze Liebe gilt ihnen zuerst gleichermaßen: ‚Old Surehand und Old Wabble, zwei solche Reiter an meiner Seite! Ich warf, einen Jauchzer ausstoßend, den Hut hoch in die Luft und fing ihn im Jagen wieder auf‘ (I. S. 185). Aber schon von Anfang an sehen wir den Unterschied zwischen beiden, der schließlich zur rasenden Feindschaft Old Wabbles gegen Old Shatterhand und zum entsetzlichen Ende des alten Cowboys führen wird. Dieses wandelnde Skelett mit den wehenden Greisenhaaren, dieser König der Savannen, ist ein Überbleibsel aus der dunklen und blutigen Welt jener erbarmungslosen Schlächter, die seit dem Anfang der Besiedlung der Neuen Welt über die rote Rasse herfielen und sie bis zu den kläglichen Resten ausrotteten, die heute noch in der verkrüppelten Freiheit ihrer Reservationen leben. Aufgewachsen im Kampf Auge um Auge, in Härte, List und Todestrotz, mutter-, familien- und heimatlos, die Brust gepanzert gegen das Mitleid und gegen jede höhere Regung, der schweifenden königlichen Bestie gleich: das ist ihr Leben. Sie sind nicht von Natur aus [384] schlecht; aber stoßt den Menschen, das ‚gesellige Wesen‘, von Kindheit an hinaus in die Gesellschaftslosigkeit, in den immerwährenden tierhaften Kampf um Morden und Gemordetwerden, und es wird wahr an ihm: ‚*Homo homini lupus*‘ (der Mensch ist ein Wolf für den Mitmenschen). Die Tragödie der Gesellschaftslosigkeit, der Ausgestoßenheit aus dem sittlich festigenden Kreis der Mitmenschen von Kindheit an: das ist Old Wabbles Tragödie. Ausgestoßen, wenn auch aus freiem Willen, ist auch Old Surehand; aber er hat wenigstens die Wohltat der Gesellschaft einmal in seiner Jugend gekannt, ihn hat wenigstens einmal eine Mutter beten gelehrt. Und dann lebt in diesem Westmann eine große, von Anfang an edle Seele. Ist bei Old Wabble der ganze sittliche Kern angefressen, das Bewußtsein von Gut und Böse fast bis zum Unkenntlichen verwischt, so ist Surehands sittliches Sein unberührt; was ihm als Makel anhaftet, ist nur sein hartnäckiger Zweifel an einer sittlichen Weltordnung, an Gott.

Wie finden nun beide die sittliche Umkehr? Bei Old Wabble liegt der Fall, wie ersichtlich, fast verzweifelt. Man hat etwas Unwahrscheinliches (Droop, S. 134), Mittelalterlich-Barbarisches in der Art gesehen, wie ihn May durch einen gräßlichen Tod (II. S. 510-524) zur sittlichen Umkehr bringt. Mit Unrecht. Ehe ein solcher Granit springt, wie es dies vertierte Herz ist, müssen die gewaltigsten Hämmer darauf dröhnen. Hier, wo kein inneres sittliches Erleben vorhanden ist, versagen alle Mittel, es wecken zu wollen. May hat recht: diesen Hohn, der nach einem ‚*Fact*‘ schreit, soll er von [385] seinen Lästerungen lassen, muß ein ‚*Fact*‘ beugen, das einzige, das ihn beugen kann: die zerschmetternde Erkenntnis seines Nichts. Und dann – und das ist die Hauptsache –: es ist nicht die Todesqual, die Old Wabble Gott finden läßt, sondern das Gebet, also die Gnade. Das Gebet aller rings um ihn, auch Old Surehands erstes Gebet, auch das der ‚Wilden‘, und endlich das seine. – Das Gebet ist es auch, das Old Surehand letzten Endes wieder an Gott glauben läßt. Die Zwischenstationen, die diese vornehme Seele durchlaufen muß, sind freilich friedlicher, obwohl auch hier starke Beweggründe nötig sind, soll dieser eisenharte Charakter ergriffen werden: diese Zwischenstationen sind die Erschütterung über den schrecklichen Tod Old Wabbles (II. S. 522) und die Erkenntnis, daß unverdientes Leiden sich mit einer sittlichen Weltordnung verträgt, weil Leiden läutert (II. S. 581).

Ist die ‚Schmetterhand‘ also wirklich alt und ein lehrhafter ‚*priest*‘ geworden? Wir glauben es nicht. Die Linien seiner religiösen Auffassung sind nicht konventionell, nicht aufgepfropft, keine frömmelnde Zutat; seine Gründe haben Hörner und Zähne; sie zeigen, daß er den Menschen kennt. Old Wabbles Tragödie der Gesellschaftslosigkeit wiederholt sich heute millionenfach in aller Welt. Nicht mehr auf den Savannen des Urwalds, wohl aber in den rußüberwehten Jammergassen der Industrielweltstadt laufen heute Millionen Old Wabbles umher: Parias der Gesellschaft, Entwurzelte, an deren Kinderohr auch kein Gebet einer Mutter klang, Unglückliche, denen Gott eine Hand zur Arbeit gab und denen die Gesellschaft keine Arbeit geben kann, um diese [386] Hand zu rühren. Hohe Kunst, hohe Literatur? Laßt diese Unglücklichen die Iphigenie Goethes sehen oder den König Ödipus des Sophokles: Worte, die uns erschütternde Erlebnisse werden, müssen tot oder wie ein Hohn an die Ohren derer klingen, die abseits der Gesellschaft am Abgrund des Elends taumeln. Aber laßt sie die kunstlosen Worte hören, die wie Hammerschlag über den Häuptern Old Wabbles und Old Surehands dröhnen, laßt sie die wie mit einer Schmetterfaust hingeworfenen Holzschnitte

dieser zwei Geächteten sehen, denen auf öder Heide der Glaube aufgeht, daß es trotz allem eine ewige sittliche Ordnung gibt. Und dann, wenn erst das Vordringlichste geschah, wenn erst die unternagten Fundamente der Gesellschaft durch kunstlose, aber wirkungsgewaltige Volkserzieher wie diesen armen Proletariersohn aus Sachsen und seinesgleichen wieder leidlich gestützt sind, laßt Toren um uns weiterschwatzen von *l'art pour l'art* und die Ernstesten unter uns weitersprechen nicht über das Fundament, sondern nur die Blüte der Gesellschaft: die hohe Kunst. Für die Blüte ist dann wieder Zeit, heute aber heißt es: Erst rettet die Fundamente!

4.

Mit dem Ideal der *Gerechtigkeit* endlich schließt sich der Ring der sittlichen Auffassungen Mays. Dies führt uns zu seinen Gedanken über die Beziehungen der Völker untereinander und über den Staat. Wie er immer in großen Linien, in holzschnittartiger Knappheit zeichnet, so auch hier. Er kennt nur eine alles beherrschende Grundforderung für beide: die Gerechtigkeit.

[387] Schon der Schauplatz, auf dem sich seine Erzählungen aus dem Westen abspielen, mußte ihn zum Nachdenken über dies Problem drängen. Diese *dark and bloody grounds* haben etwa drei Jahrhunderte hindurch den Verzweiflungskampf zweier Rassen gesehen, der fast zum Erlöschen der roten Völker führte. Die amerikanischen Geschichtsschreiber selbst gestehen offen zu, daß ihre Vorväter und nicht die rote Rasse die Hauptschuld an diesem mitleidlosen Morden trugen⁶⁶. In einem alten Buch, das erschien, als dieser Ausrottungskampf noch in den Savannen tobte, in Joseph E.[Emerson] Worcestors *Ancient and modern history* (Boston 1854, S. 261), ist die erste schauerliche dieser Blutstaten seitens der 1584 zum erstenmal unter Walter Raleigh, Francis Drake und Sir Richard Granville gelandeten Engländer geschildert: Kaum gelandet, verbrannte Granville 1585 ein ganzes großes Indianerdorf, weil man ihm einen Silberbecher gestohlen hatte. Der Geschichtsschreiber fügt bei, daß die Feindschaft der Indianer gegen die Kolonisten nicht unbegründet war, *as they had been treated previously by them with cruelty*. Auch der von den Amerikanern mit Recht als ihr erster großer Erzähler gefeierte James Fenimore Cooper⁶⁷ (1789-1851) teilt auf vielen [388] Seiten diese Ansicht vom Unrecht der weißen Rasse und beklagt, daß sein Volk, statt diese bildungsfähigste und begabteste aller farbigen Rassen zu sich heranzuziehen, sie ausrottete. Dabei ist Cooper noch Stock-Yankee alten Stils. Und wie schon in Coopers *Deerslayer* (S. 185) der rote Mann klagt: *Die Bleichgesichter kommen von der aufgehenden Sonne her mit ihrem heiligen Buch (Bibel) in der Hand und lehren den roten Mann, es zu lesen; aber warum vergessen sie selbst, was das Buch sagt?*, so klingt es auch Dutzendmale bei May (z. B. II. S. 141):

Old Shatterhand und Winnetou haben an tausend Lagerfeuern gesessen und zehnmal tausendmal die Klagen gehört, die der rote Mann gegen den weißen zu erheben hat ... Wer ist der Betrogene und wer der Betrüger? Wer ist der Beraubte und wer der Räuber?

Jedes Volk auf dieser Erde hat nach May ein Unrecht auf Leben und Entfaltung, auch nach seiner Ansicht damals niedergehende Völker wie der *„kranke Mann“*; Völkerunterdrückung ist für May ebenso ruchlos wie Meuchelmord.

Die Gerechtigkeit ist ihm auch die Grundfeste des Staates selbst. Es weht oft ein schneidender Wind der sich aufbäumenden freien Einzelpersönlichkeit durch seine Bücher. Ströme beißenden Spotts ergießen [389] sich über minderwertige Vertreter der Staatsgewalt wie manche Walis und Kaimakams der Türkei, wie über fast alle Offiziere der damaligen Union und der südamerikanischen Staaten, wie über die Richter der Union und die Kadis der Türkei von damals. Der freie Mann lacht ihrer und beschämt sie durch seine Überlegenheit. Aber wer genauer horcht, erkennt, daß in diesem Spott kein Geist der Verneinung des Staates selbst liegt, sondern Zorn über die Unfähigkeit dieser Organe, ein so hohes Amt so würdig auszufüllen, wie

⁶⁶ Vgl. hierzu Otto Eicke *„Des Baues Kuppel“* im vorliegenden Jahrbuch S. 205.

Die Herausgeber.

⁶⁷ Es scheint, daß Cooper, den der alte Goethe mit Vergnügen las und dessen prachtvolle Schilderung z. B. des Othegosees im *„Deerslayer“* (*„Wildtöter“*) Adalbert Stifter für seinen *„Hochwald“* Anregungen gab, endlich auch wieder in Deutschland rehabilitiert wird. An seinen großgeschauten Werken haben unsere deutschen Jugendschriftsteller einen schlechthin schmähhlichen Unfug verübt. Nicht bloß, daß man sie zu *„Jugendbüchern“* umarbeitete, man gab dem Helden der Cooperschen Pentalogie (*„Wildtöter“*, *„Pfadfinder“*, *„Ansiedler“*, *„Letzter Mohikaner“*, *„Die Prärie“*) sogar den blödsinnigen Namen Lederstrumpf (bei Cooper heißt er *Hawkeye*, Falkenauge). Man muß sie ungekürzt und am besten im englischen Original statt der unsagbar verballhornten deutschen Ausgabe lesen. Das frischeste der fünf *Hawkeye*-Bücher ist der *„Deerslayer“*, erschienen in Nelsons grünen Klassikerausgaben.

sie es müßten, falls das hohe Bild des starken und gerechten Staats vor ihnen stünde. Staat ist für May Ordnung, und wer Ordnung und Rechtsfrieden schaffen will, muß hart zupacken, muß den Friedensbrecher, falls er sich nicht beugt, rücksichtslos zerschmettern. Nicht faule Zauderer und lahme Ästheten taugen für den Staat, vor allem nicht für einen noch nicht in Ordnung gekommenen oder aus der Ordnung geratenen Staat, wie es die waren, in denen Mays Bücher spielten. Wo es das Staatswohl gilt, kommen unerbittlich harte Züge in Mays sonst so gütiges Antlitz. Dem Mörder gebührt mit Recht die Todesstrafe; ja selbst die Prügelstrafe für vertierte Rohlinge dünkt ihm gerecht (II. S. 341). Ein grandioses Bild ist jener Schmied (II. S. 387), der dem Rowdy Toby Spencer mit dem Hammer in einer Art altgermanischen Gottesgerichts die Schulter zertrümmert. In werdenden Staaten, in denen der Himmel hoch und die staatlich eingesetzten Richter unerreichbar fern sind, braucht es beherzte Männer wie diesen Schmied oder den Bloody-Fox (I. S. 141), die in einem stillschweigend vorausgesetzten Auftrag des **[390]** Staates das Land von der Pest des Verbrechertums reinigen; sie sind Kulturpioniere und ebenso nötig, wie der Farmer, dessen Pflug zum erstenmal den Boden aufreißt⁶⁸.

5.

In Notzeiten wie die sind, die jetzt mit zermalmender Schwere über das Abendland gehen, mag man seltsame Dinge erleben. Ich erlebte ein solch seltsames Ding jüngst in einem bürgerlichen Theater in Berlin. Der Vorhang ging auf, und an einem Kaschemmentisch gröhlten fünf Jünglinge, und sie gröhlten es noch einmal, da sie tosender Beifall umrauschte: [Bertolt Brecht: Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny]

‚Erstens, vergeßt nicht, kommt das Fressen,
zweitens kommt die Liebe dran,
drittens das Boxen nicht vergessen,
viertens saufen, solange man kann.
Vor allem aber achtet scharf,
daß man hier alles dürfen darf.‘

Man versicherte mir, daß dies wahrhaft geistvolle Stück, das so herzerhebend anhub und gleich erhebend weiterging, seit vierzehn Tagen volle Häuser mache. Ich beneidete den Direktor und seine fünf Jünglinge, und was sonst noch auf der Bühne herumschwirrte, nicht um diesen Erfolg. Sie kannten sicher die Seele ‚ihres‘ Volkes. Es klatschte ihnen zu und sang die geistvollsten Couplets mit.

[391] Ich dachte an einen andern Tag im Krieg vor sechzehn Jahren im Bois Brûlé an der Maas. Bois Brûlé, ‚verbrannter Wald‘: es war kein Hohn, der Wald war tatsächlich von Linie zu Linie nur noch ein granatenzerpflühtes Feld zerschossener schwarzer Strünke. Ich hatte einen jungen Kriegsfreiwilligen in die Kompanie bekommen, siebzehn Jahre, ein Milchgesicht, doch tapfer wie kein zweiter. Aber wenn es in die Ortsunterkunft ging, verschwand er zu jeder freien Stunde im Wald, lag hinter einem Busch und hing mit roten Wangen über einem Buch, dem einzigen, das er im engen Tornister hatte verstauen können. Einmal ritt ich vorbei und ließ es mir zeigen. Er gab mir’s errötend, und ich sah, was es war: der dritte Band des ‚Winnetou‘, aufgeschlagen bei Seite 474, dort wo Winnetou stirbt.

Die Tage kamen und gingen, jede Nacht krochen die Patrouillen hinaus, immer war er freiwillig dabei, zweimal schleppte er einen Gegner, den er mit einem Kolbenhieb – echt Shatterhand – betäubt hatte, lebend herein. Alle vergötterten ihn, den Prachtkerl, und voller Stolz wie ein Vater auf den bestgeratenen seiner Söhne nannte ihn selbst unser immer brummelnder guter alter Major seinen ‚Young Shatterhand‘.

Eines Nachts wurde sein Patrouillenführer, ein älterer verheirateter Landwehrmann, schwer angeschossen und lag stöhnend vorm feindlichen Drahtverhau. Da schnellte der Jüngling auf – Freund und Feind sahen es; denn die Leuchtkugeln flammten und alles hielt wie staunend mit dem Schießen inne: er kroch nicht, wie Vorschrift und Vorsicht befahlen, nein er stand, schön und kerzengerad **[392]** wie eine junge Tanne, nahm den Verwundeten über die Schulter und trug ihn langsam auf unsern Graben zu. Er reichte den Schwerverletzten zu uns herunter; der lebt heute noch. Ihn aber traf in demselben Augenblick eine Kugel mitten ins Herz, tot fiel er uns in die Arme.

⁶⁸ Vgl. Cooper, der im ‚Deerslayer‘ das Idealbild des kulturschaffenden Amerikaners aus Amerikas Jugendzeit aufstellt (S. 527): ‚Wenn die jungen Männer dieses Landes beiseite stehen und die Verbrecherbanden das Land überschwemmen lassen wollen, nun da wäre es genau so gut, wir gäben Land und Sippe gleich ganz auf.‘

Im Bois de Brûlé haben wir ihn begraben. Wir begruben ihn mit seinem Karl May auf der Brust. Ich sah neulich auf einer Fahrt an die Kriegsgräber meines Regiments sein Grab noch unberührt. Vielleicht werden sie nach zwanzig, nach hundert Jahren ihn einmal umbetten und den Pflug über die Stätte seiner letzten Ruhe führen. Dann werden sie mit den vermorschten Gebeinen das mitvermorschte Buch finden, von dem vielleicht die Aufschrift und der Verfasser noch lesbar sind, und werden sagen: „Ob es ein großer Dichter war oder nicht, den dieser gefallene deutsche Soldat auf dem Herzen trug: auf alle Fälle muß es einer gewesen sein, der diesem Heldengeschlecht junger Deutscher viel zu sagen hatte und der unendlich von ihnen geliebt worden ist.“

Von denen, die diesen toten Dichter bis übers Grab verfolgten und von den fünf singenden Jünglingen und von tausenderlei andern Aberwitz dieser aus den Achsen geratenen Zeit aber wird keiner mehr reden. Keiner.

Die Scheu zu loben ...

Wir sollten stolz sein auf Karl May!

Von Ministerialdirektor Dr. Richard J a h n k e⁶⁹

In diesen Jahrbüchern ist über Karl Mays schriftstellerische Art schon so viel Vortreffliches gesagt worden, daß es überflüssig erscheinen mag, dem noch etwas hinzuzufügen. Wenn ich es dennoch tue, so bestimmen mich dazu zwei Gründe. Erstens ist diesem Manne bei seinen Lebzeiten Unrecht und Kränkung in einem Maße widerfahren wie selten einem Dichter, und wer davon weiß, fühlt sich fast verpflichtet, an dem Toten gutzumachen, was dem Lebenden geschehen ist. Zweitens aber habe ich den Eindruck, daß selbst seine Verehrer sich scheuen, ihm volle Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen, aus Besorgnis vielleicht, ihre Urteilsfähigkeit möchte angezweifelt werden.

In seinem Buche ‚Gerechtigkeit für Karl May‘ führt Ludwig Gurlitt auf S. 89 eine Äußerung Arthur Buchenaus an, der er sich selbst anzuschließen scheint; wenigstens widerspricht er ihr nicht. Sie lautet: ‚Einer ästhetischen Kritik vermögen seine (Mays) Schriften kaum standzuhalten.‘

‚Ästhetische Kritik!‘ Allen solchen Wendungen bringe ich ein starkes Mißtrauen entgegen. Worte sind dazu da, das Denken zu ermöglichen und es zu **[394]** klären; sie können aber auch dazu führen, daß der, der sie hört, gar nicht mehr nachdenkt. Und gerade wissenschaftlich klingenden Worten kommen wir Deutsche mit einer Ehrfurcht entgegen, als enthielten sie höchste, unbezweifelbare Weisheit, als sei jede Frage entschieden, jede Schwierigkeit gelöst, sobald nur das **W o r t** vorhanden sei. Darum ist es gut, von Zeit zu Zeit vielgebrauchten Worten wieder einmal auf den Grund zu gehn und zu prüfen, wie weit ihre Bedeutung reicht.

‚Kritik‘ heißt nicht Mäkelei und Nörgelei, obwohl das Wort im täglichen Leben oft genug in diesem Sinne gebraucht wird, Kritik ist sachliche Beurteilung, eine Beurteilung, die sich allein mit dem zu beurteilenden Gegenstande beschäftigt und seinen Wert oder Unwert zu bestimmen sucht einzig und allein nach den Gesetzen oder Regeln, die für ihn zu gelten haben. Wer bei der Beurteilung eines Dichtwerkes nach kleinen Nebenumständen fragt, wer des Verfassers Hinneigung zu einem fremden Bekenntnis anmerken zu müssen glaubt, wer dem Werke das Urteil spricht, weil der Dichter sich einmal etwas hat zuschulden kommen lassen, was engherzige Menschen verabscheuen zu dürfen glauben, der übt keine Kritik in wissenschaftlichem Sinne. Sein Urteil ist wertlos und ohne jeden Belang. Es richtet sich gegen ihn selbst; denn es macht ihn verdächtig, mit unreinen Händen an seine Aufgabe gegangen zu sein. Er ist ein Mäkler und Nörgler, vielleicht sogar ein Verleumder, aber kein Beurteiler, auf den ernsthafte Menschen hören müßten.

‚Ästhetische‘ Kritik aber ist eine Kritik, die die Maßstäbe ihres Urteils der Ästhetik entnimmt, der Lehre **[395]** vom Schönen, wie man das Wort zu übersetzen pflegt. Ästhetik ist ein Zweig der Philosophie, einer Wissenschaft also, die jedenfalls nicht zu den sogenannten exakten Wissenschaften gehört. Mit Waage, Winkelmaß und Zollstock hat sie nichts zu schaffen. Unbedingte Geltung hat keine ihre Regeln, höchstens die eine, daß, was nur Langeweile weckt, was unwirksam bleibt, kein Meisterwerk im ästhetischen Sinne sein kann.

Der Vater der Ästhetik ist Aristoteles gewesen. Sein Buch von der Dichtkunst ist die erste ästhetische Untersuchung, die auf uns gekommen ist. Ihr Hauptgegenstand ist das ernste Schauspiel, das Drama. Dessen Gesetze zu ermitteln, hat sich Aristoteles bemüht. Da er aber auch Naturwissenschaftler war, ging er von der Beobachtung aus. Er kannte das griechische Drama, er wußte, welche Dichtungen wirkten, welche es weniger oder nicht taten, und untersuchte nun, worauf die Wirkung der anerkannten Dichtungen beruhte. So kam er zu Regeln für diese Art der Dichtung. Nach den von Aristoteles aufgestellten Regeln schufen die französischen Klassiker ihre Schauspiele. [Gotthold Ephraim] Lessing aber unternahm es, ihnen zu beweisen, daß sie Aristoteles nicht richtig verstanden hätten. Ob er oder ob die Franzosen recht gehabt haben, bleibe dahingestellt; jedenfalls ist ersichtlich, daß ästhetische Regeln keine so ganz einfache Sache sind.

Shakespeares Dramen fügen sich den Aristotelischen Regeln schlechterdings nicht, selbst wenn man sie so deutet, wie Lessing es tut. Ist daraus zu schließen, daß Shakespeares Dichtungen keine Dramen sind?

⁶⁹ Vgl. hierzu die beiden Aufsätze des Verfassers im Jahrbuch 1932: ‚Spät fand ich den Weg zu Karl May‘ und ‚Ein Wort für den Vielverkannten‘.
Die Herausgeber.

Oder nicht vielmehr, daß Aristoteles sein [396] Werk umgearbeitet haben würde, wenn er Shakespeare kennengelernt hätte? In dem Maße, wie sich die menschliche Erfahrung erweitert, ändern sich auch die Gesetze, nach denen wir leben. Man braucht nicht einmal sehr alt zu werden, um das an sich selbst zu erleben. Unsre Beurteilung von Werken der Musik, der Malerei, der Baukunst, ja auch unsre sittliche Auffassung ändert sich so schnell, daß jeder es bemerken muß, der nur ein wenig auf sich selber achtet. Es kann darum keine ästhetischen Regeln geben, die dauernde Geltung hätten. Was uns heute noch unschön vorkommt, kann kommenden Geschlechtern eine Quelle höchsten Entzückens sein und ist es oft genug schon den Mitlebenden. Denn auch die Menschen derselben Zeit sind nicht gleich, und verschieden ist darum ihre Auffassung von Werken der Kunst.

Jahrhunderte haben sich mit der Ästhetik des Dramas beschäftigt, zahllose Bücher sind über dies eine, enge Gebiet geschrieben worden; aber ich weiß von keinem Drama, das allen Anforderungen der ästhetischen Kritik und den Anforderungen aller Kritiker genüge. Selbst Gustav Freytags Dramen gelten nicht als vollkommen, obwohl er eine Technik des Dramas geschrieben hat, es also verstehen mußte.

Und wir steht es nun mit der erzählenden Dichtung: dem Roman, der Novelle, der schlichten Erzählung? Lassen sich [Miguel de] Cervantes' ‚Don Quixote‘, Goethes ‚Wilhelm Meister‘, Nataly von Eschstruths ‚Gänseliesel‘ und [Conrad Ferdinand] Meyers ‚Jürg Jenatsch‘ wirklich auf einen Nenner bringen? Kritiker sind zwar sehr kühn, sind um so kühner im Urteil, je weniger sie selbst imstande sind, etwas zu schaffen – aber so kühn dürfte doch keiner sein, Meyers Benennung anzugreifen [397] und zu behaupten, eine Dichtung, die nicht gebaut sei wie ‚Gänseliesel‘, sei kein Roman.

Und wo sind gar die ästhetischen Regeln für ‚Reiseerzählungen‘? Ich kenne keine, was freilich nicht viel sagen will; aber ich erinnere mich auch nicht, je auch nur eine Andeutung gehört zu haben, daß es so etwas gebe. Ich weiß wohl, daß eine besondere Art des Romans der Entwicklungsroman ist; daß aber deshalb überall eine Entwicklung gefordert werden dürfe, wie man es bei Karl May getan hat, will mir nicht einleuchten. Alle Schuhe über einen Leisten zu schlagen, fällt keinem Schuhmacher ein; auf geistigem Gebiet sollte man erst recht solchen Fehler vermeiden. Das Verfahren des Aristoteles wird sich immer noch am meisten empfehlen: die Erscheinungen beobachten und bei dem, was Wirkung ausübt und Anerkennung findet, nach den Ursachen forschen.

In voller Erkenntnis dessen, daß ästhetische Kritik eine sehr schwierige Sache ist und oft der sicheren Grundlage entbehrt, will ich mich begnügen, einige ästhetische ‚Erwägungen‘ über Karl Mays schriftstellerische Art anzustellen.

Ein Vorwurf, der gegen Karl May erhoben wurde, ist der, daß er die Form der Ich-Erzählung bevorzugt habe: man hat darin einen Beweis seiner persönlichen Eitelkeit sehen wollen. Demgegenüber wollen wir uns erinnern, daß diese Form doch wohl die natürlichste und erste ist und daß wir alle sie täglich anwenden, nur daß, was man sich so erzählt, nicht immer gerade Kunstwerke sind. Die Ichform hat den Vorzug der Wahrscheinlichkeit. Woher weiß denn der Dichter alles, was er erzählt, wenn er es [398] nicht selbst erlebt hat oder einen andern hat erleben sehen? Daher auch die vielen Rahmenerzählungen, daher bei Homer die Anrufung der Muse: sie als Göttin kennt die Taten der Menschen und sieht in ihre Herzen hinein, und durch den Mund des Dichters spricht sie. Aber die Ichform hat auch ihre Schattenseiten. Derselbe Dichter kann nicht gut erzählen, daß er an der Flucht Mohammeds und an den Kreuzzügen der deutschen Kaiser teilgenommen habe. Und – was schwerer wiegt – er muß seiner Sache sehr sicher sein, wenn er seine Leser fesseln will, die doch im voraus wissen, daß der Erzähler jeder Gefahr entrinnen wird. Wenn es ihm nicht gelänge, könnte er ja nichts mehr erzählen. Es gehört eine hohe Kunst und eine ganz ungewöhnliche Darstellungsgabe dazu, das den Leser vergessen zu machen. Zum erstenmal habe ich diese Kunst bei Otto Ludwigs ‚Zwischen Himmel und Erde‘ bewundert. Und sollte sie bei Karl May keine Bewunderung verdienen! Auch die, die ihn herabsetzen, leugnen ja nicht, daß er seine Leser fessele und in atemloser Spannung halte. Ein Dichter, der das in so vielen Bänden versteht und immer wieder die Besorgnis um sein Leben zu wecken weiß trotz der Ichform – nun, der ist ein Erzähler ersten Ranges.

Für Karl May gab es aber noch einen andern Grund, diese Form zu wählen. Er wollte ja nicht nur erzählen, sondern wollte auch belehren und seine Leser für seine Gedanken gewinnen: für Achtung vor jedem Menschen, vor jeder Eigenart und jedem Glauben, für Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit, für Mitleid und Hilfsbereitschaft und für die Überzeugung, daß das Menschenleben in Gottes Hand steht. [399] Hätte er diese Lebensauffassung in jedem Bande einem andern Menschen gegeben, so würde die ‚Kritik‘ ihm ganz

sicher vorgeworfen haben, daß seine Helden einander zum Verwechseln ähnlich seien. So wählte er – ob mit Bewußtsein oder nicht – die naturgemäße Form: sein Ich und die damit verbundene Lebensauffassung sind der ruhende Pol in dem bunten Wechsel der Erlebnisse.

Weiter hat man ihm vorgeworfen, seine Reisen seien erfunden, er habe die geschilderten Länder nie gesehen und seine Gestalten, insbesondere sein Winnetou, hätten nie gelebt. Ich würde diesen Vorwürfen, die ja im Grunde nur einer sind, verständnislos gegenüberstehen, wenn ich mich nicht eines Erlebnisses aus meiner Kindheit erinnerte. Als ich ein Junge von vielleicht acht Jahren war, erzählte mir mein Großvater täglich selbsterfundene Geschichten, vielmehr eine einzige, die endlos weiterging und die er angeblich selbst erlebt hatte. Da fragte ich ihn denn öfters: Großvater, ist das eine wahre Geschichte? Aber damals war ich ein Kind, später habe ich erfahren, daß eine richtige Geschichte „lügenhaft to vertellen“ sein müsse. Wenn einem ein ‚Kritiker‘, wie mir das begegnet ist, versichert, die erzählten Dinge seien offenbar Erlebnisse des Verfassers, so soll das keineswegs ein Lob sein. Der Sinn ist vielmehr dieser: Erfindungsgabe besitzt der Verfasser offenbar nicht; wenn er etwas erzählen will, muß er eigne Erlebnisse schildern. Ich habe niemals bei einer ästhetischen Kritik die Forderung gehört, das Erzählte müsse der Wirklichkeit entsprechen. Was man verlangt, verlangen muß, ist innere Wahrheit: Der erzählte Zusammenhang muß wahrscheinlich **[400]** sein, d. h., er braucht nicht einmal möglich zu sein. Wenn der Verfasser es versteht, uns seine Mitteilungen glaubhaft zu machen, so kann er uns die wunderbarsten Dinge darbieten. Wer an solchen Erzählungen kein Gefallen findet, mag sie ungelesen lassen; er soll aber nicht fordern, daß andre seinen Standpunkt als den allein richtigen anerkennen. Als Junge besaß ich einmal ein Buch mit wunderbaren Jagdgeschichten. Mein Vater meinte, solche Leistungen, wie sie dort erzählt wurden, seien ganz unmöglich. Mir war das gleichgültig, ich las das Buch doch mit großem Vergnügen – und mein Vater las es auch.

May habe die Gegenden, in denen seine Reiseerzählungen spielen, nie gesehen! – Ja, wie ist mir denn? Ist uns denn nicht, als wir in der Schule den ‚Wilhelm Tell‘ lasen, gesagt worden, es sei bewundernswert, wie Schiller das Schweizer Land geschildert habe, obwohl er nie in der Schweiz gewesen sei? Ich habe das damals geglaubt und glaube es noch heute. Und sollte das bei Karl May nicht gelten? Ja, wenn er die Länder falsch geschildert hätte, völlig falsch, in allen Einzelheiten falsch, dann dürfte man ihm das vorwerfen. Aber das hat, soviel ich weiß, bisher niemand getan. Es ist durchaus gleichgültig, ob May bei den Beduinen und den Indianern gewesen ist oder nicht; wäre er es nicht, so würde das nur noch mehr beweisen, daß er eine ganz unvergleichliche Darstellungsgabe besessen hat.

Und Winnetou hat nie gelebt? Schade! Man wünschte wirklich, daß es einen so anständigen, edlen Menschen einmal gegeben hätte. Aber ästhetische Kritik hat danach nicht zu fragen. Haben denn Don **[401]** Quixote gelebt und Odysseus, Achilles und Patroklos, Orestes und Pylades? Ganz zu schweigen von all den Tausenden, die in den Romanen aller Völker und Zeiten ein mehr oder weniger heldenhaftes Dasein führen. In der Dichtung lebt Winnetou und in den Herzen unzähliger deutscher Jungen und – Männer. Es gibt wenige so greifbare, so lebendige Gestalten, wie dieser Indianerhäuptling ist. Und wenn eine wahre Freundschaft genannt werden soll, ein Freundespaar, das sich ganz verstand und fest aneinander hielt, so wird man nicht mehr Orestes und Pylades nennen, nicht mehr Achilles und Patroklos, auch nicht David und Jonathan – alle die sind blasse, blutlose Schemen –, sondern Winnetou und Old Shatterhand.

Weiter wirft man Karl May vor, er reihe Abenteuer an Abenteuer. Das soll heißen: es fehle seinen Erzählungen an Einheitlichkeit und Geschlossenheit. Daß ein Abenteuer dem andern folgt, ist wohl selbstverständlich bei einer Reiseerzählung. Nicht anders ist es ja in dem Abenteuerroman des Cervantes. Aber wer die Zusammenhänge nicht sieht, nicht die Fäden, die Karl May kunstvoll geknüpft hat, dem ist allerdings nicht zu helfen. Daß es nicht überall in gleich meisterhafter Weise geschehen ist, kann uns nicht irremachen; schon dem alten Homer warf man vor, daß er bisweilen schlafe. Die ersten sechs Bände der Gesammelten Werke, ‚Durch die Wüste‘ bis zum ‚Schut‘, bilden eine einheitliche Handlung von unerhörter Großartigkeit. Wenn May nichts andres geschrieben hätte, würde sein Name fortleben, solange es Menschen gibt, die an Tapferkeit und Unerschrockenheit, an Gewandtheit und Klugheit Freude haben.

[402] Keine ästhetische Kritik, schon etwas mehr Mäkelei ist der Vorwurf, May sei zu eitel. Ich gestehe, daß ich für diesen Vorwurf Verständnis haben würde, wenn ich ihn für berechtigt hielte. Auch ich kann manches Buch nicht lesen, weil dem Verfasser die Eitelkeit aus allen Knopflöchern quillt. Aber diesen Eindruck habe ich bei May nicht gehabt. Es fehlt ihm gewiß nicht an Selbstbewußtsein: es macht ihm

Freude, daß er besonders gut beobachtet, scharf schließt, klar urteilt; aber er betont auch immer wieder, daß er nicht allwissend ist, daß er keine übernatürlichen Gaben besitzt, sondern nur die ihm verliehenen verständig anwendet. Daß er auf seinen Reisen die Hauptrolle spielt, kann uns doch nicht befremden. Es wäre wirklich etwas viel verlangt, daß er sich mit Nebenrollen begnügen, uns staunend von den Taten anderer erzählen wollte. Täte er es, so würde sofort die Frage auftauchen: Wie kam es denn, daß er von allem erfuhr, in alle Pläne eingeweiht, zu allen Beratungen hinzugezogen wurde? Den Scharfsinn, den Old Shatterhand oder Kara Ben Nemsî beweist, muß Karl May besessen haben; sonst könnte er ihn in seinen Erzählungen nicht zeigen. Ob er auch körperlich so gewandt war, so riesenstark, so sicher im Schießen, so furchtlos, so willenskräftig, geht mich nichts an. Solange er mir erzählt, glaube ich daran. Bleibt die eine Frage, ob Karl May im Leben eitel, eingebildet, überheblich gewesen sei. Mit einer ästhetischen Würdigung seiner Schriften hat sie nichts zu tun. Aber es ist ja nun einmal so: Wenn man eines Menschen Bücher gern liest, möchte man auch ihn selbst gern haben und ihn von allen Fehlern frei wissen. Eitel, überheblich sind nur Menschen, deren [403] Klugheit einen Knacks hat, die nicht klug im höchsten Sinne sind, sondern höchstens begabt, gescheit, gerissen. Von May habe ich die Überzeugung, daß er sogar weise war. Damit vertragen sich Eitelkeit und Einbildung nicht. Wohl aber verträgt sich damit der Entschluß, sich nicht an die Wand drücken zu lassen, sich gegen Angriffe zu wehren, sich und seine Art zu behaupten. In dem Gespräch mit Marah Durimeh nennt sich Kara Ben Nemsî einen Fürsten, aber einen Fürsten des Leidens und Kämpfens. So spricht kein eitler, kein kleiner Mensch. –

Ich habe mich mit ästhetischen Erwägungen begnügt, ästhetische Kritik vermieden, weil ich meine, es gebe für Reiseerzählungen kein ästhetisches Gesetz, das schon feststünde und nach dem Mays Werke beurteilt und gerichtet werden dürften. Vielleicht aber war die obenerwähnte Äußerung Arthur Buchenaus gar nicht so streng wissenschaftlich zu verstehen und bedeutete nichts anderes als: höheren Anforderungen dürften sie nicht genügen. Doch auch dieser Ausdruck bedarf einer sorgfältigen Prüfung.

Es gibt Menschen – Staatsmänner, Gelehrte, Berufsmenschen aller Art – die sich überhaupt nicht mit Unterhaltungsschriften abgeben, weil sie keine Zeit dazu haben oder zu haben glauben. Für die ist der eine Roman so wertlos wie der andre. Was sollen ihnen diese Schöpfungen der Dichtung gegenüber den drängenden Forderungen des wirklichen Lebens? Solche Menschen scheiden also bei dieser Frage aus: sie stellen überhaupt keine Anforderungen an Unterhaltungsschriften, weil sie nicht unterhalten werden wollen.

[404] Aber andre gibt's, ernste, gediegene, tiefe Menschen, die manchmal ausruhen wollen und dann wohl auch eine Dichtung lesen. Bei der knappen Zeit, die sie dieser Erholung widmen können, werden sie bemüht sein, nur Gediegenes zu lesen, was sie erhebt und innerlich bereichert, nichts, was nur ein Abklatsch der erbärmlichen Alltäglichkeit wäre. Das sind die Menschen, die – von ihrem Standpunkt aus – höhere Anforderungen stellen. Ob solchen höheren Anforderungen Karl Mays Werke nicht besser entsprechen als zahllose Romane und Novellen, die immer nur den einen Gegenstand behandeln, die Liebe zwischen den Geschlechtern, soll hier nicht untersucht werden. Aber eins sei doch gesagt: Es gibt zahllose Hoch- und Höchstgebildete, die Karl May nicht nur gelesen haben, sondern immer wieder lesen, unendlich viel mehr, als die Literaturpápste sich träumen lassen. Sie sprechen nur nicht darüber, weil sie sich nicht verspotten lassen wollen. Denn dank der Hetze, die jahrelang gegen Karl May tobte, glauben viele, nur Unmündige und Trottel läsen seine Schriften. Die Jugend kümmert sich um keinen Spott, die Erwachsenen aber werden immer empfindlicher, je älter sie werden, und mit den Jahren wachsen nicht immer ihr Mut und ihre Selbständigkeit, sondern ihre Vorsicht und ihre Abhängigkeit vom Urteil der andern. Man richtet sich nach den beiden Regeln: ‚Das muß man gelesen haben‘, und ‚So etwas liest man doch nicht‘.

Wenn man von höheren Anforderungen auf diesem Gebiete spricht, denkt man an die Gebildeten; diese allein erscheinen geeignet, das richtige Urteil [405] zu fällen. Hier liegt der Grundirrtum. Das einmal mit aller Deutlichkeit auszusprechen, ist notwendig. Fünf von Hundert, also ein Zwanzigstel unserer Jugend besucht die höheren Schulen. Nur ein Teil dieses Bruchteils empfängt die ganze Bildung, die die höheren Schulen zu geben haben. Wieder nur ein Teil dieser wenigen baut die erhaltene Bildung weiter aus, und wieder nur ein Teil ist in der Lage, sie festzuhalten und in ihrem ganzen Umfange zu pflegen. Wieviel Hoch- und Höchstgebildete gibt es also? Wenn ich sage ein Zehntel vom Hundert, so dürfte diese Zahl immer noch zu hoch geschätzt sein. Und diese in der Menge des Volkes Verschwindenden sollten den andern ihr Urteil aufzwingen dürfen? Sie sollten – durch den Mund irgendeines, der sich dazu berufen fühlt – verkünden

dürfen: ‚Das, was wir für gut halten, habt ihr zu lesen; wer sich unserm Urteil nicht unterwirft, ist ungebildet und entbehrt des Geschmacks‘? Darin liegt eine solche Überheblichkeit, daß sie nicht entschieden genug zurückgewiesen werden kann. Ja, wenn noch alle Bücher so geschrieben wären, daß ein Durchschnittsmensch sie lesen könnte und möchte! Aber die meisten, die schreiben, wollen oder können sich nicht verständlich ausdrücken, und ihre Werke bleiben dem Volke fremd. Diese ‚Verachtung‘ des Volkes war eine Verirrung, die sich einmal rächen mußte und sich auch schon gerächt hat.

Einen Fall könnte ich mir denken, in dem ein Mitglied der Minderheit nicht nur das Recht, sondern die Pflicht hätte, vor den Werken eines Schriftstellers zu warnen, sie mit allen anständigen Mitteln zu bekämpfen, dann nämlich, wenn sie die Sittlichkeit [406] der Leser gefährdeten und ihnen Grundsätze vermittelten, die eine Gefahr für das Volk als Ganzes bedeuteten. Daß es solche Bücher gibt, unterliegt keinem Zweifel. Aber trifft das auf die Gesammelten Werke Karl Mays zu? Das hat wohl noch niemand im Ernst behauptet. Aber weil man ihn selbst bekämpfte, hat man gar nicht davon gesprochen, welche Werte in seinen Schriften stecken. Und doch muß jeder gerechte Richter auch das Anerkennenswerte in Betracht ziehen und muß erwägen, ob nicht die Vorzüge die Mängel überwiegen oder ihnen wenigstens die Waage halten.

Fast das einzige, was man anerkannt hat, ist, daß Karl Mays Erzählungen ‚spannend‘ seien. Aber ist man sich denn klar darüber gewesen, was man damit zugestand? Eine Geschichte, die spannend ist, die man nicht gelangweilt aus der Hand legt, sondern auf deren Fortgang man ‚gespannt‘ ist, muß doch den Leser zunächst gefesselt haben, d. h. sie muß etwas enthalten, was ihm wichtig und bedeutungsvoll ist wie sein eignes Leben. Unsre Freude an einer Erzählung beruht ja doch darauf, daß wir selbst etwas zu erleben glauben. Es muß uns so sein, als wenn wir selbst auf Rettung sinnen müßten. *Tua res agitur*, um dich selbst handelt es sich – das ist das Geheimnis des erfolgreichen Schreibens. Wer es versteht, den Leser zu packen, der weiß zu fesseln und zu spannen.

Darum kann nicht jeder Gegenstand auf die Teilnahme vieler Leser rechnen. Die Sorge und Not eines Forschers, der irgendeine Entdeckung machen will und, wenn er sein Ziel erreicht hat, erfahren [407] muß, daß ihm ein anderer zuvorgekommen ist, der Kummer eines Staatsmannes, der das Beste seines Volkes will und doch sogar von seinen Freunden verkannt wird, sind gewiß ernste und menschlich ergreifende Gegenstände; aber wie wenige können sich in diese Lage hineindenken? Weil das so ist, weil nur das Allgemein-Menschliche auch allgemeine Teilnahme findet, deshalb wird so viel von der Liebe erzählt, die den Menschen beglückt und ihm meist doch auch bittres Leid bringt. Eine Liebesgeschichte wird, wenn sie nicht gar zu dumm ist, von vielen Menschen gern gelesen werden. Weniger Leser schon, aber immerhin noch viele, findet die Darstellung religiöser Nöte, der Glaubenskämpfe und des Widerstreits zwischen religiösen Pflichten und menschlicher Schwäche. Endlich aber findet die Teilnahme, besonders männlicher Leser, die Darstellung von Geschehnissen, in denen sich männliche Kraft und Gewandtheit bewähren können, die Erzählung also von Gefahren und Kämpfen aller Art, von Abenteuern. Es ist doch kein Zufall, daß von allen Schriften des Altertums keine so beliebt ist wie die Odyssee, die Erzählung von den Abenteuern des listenreichen Herrschers von Ithaka.

Von der Liebe redet Karl May so gut wie gar nicht – eine Ausnahme bildet die rührende Erzählung von der Liebe der Indianerin Nscho-tschì, die ich der Nausikaa-Geschichte vorziehe, an die sie erinnert. Von Glaubenskämpfen spricht May auch nicht, um so mehr von der Sicherheit, die ein festes Gottvertrauen gibt, und von dem Elend des Gottesleugners. Das Abenteuer ist der eigentlich Gegenstand seiner Erzählungen, aber nicht das Abenteuer [408] schlechthin, sondern der Kampf gegen das Verbrechen, für die Menschlichkeit. Immer und immer wieder spricht er es aus, daß nicht der Kampf an sich ihm wertvoll ist, sondern der zur Erreichung eines hohen Zieles, zur Rettung Bedrängter und Gefährdeter, zur Verhütung des Bösen. Und ist der Kampf entschieden, so darf der Sieger seine Macht nicht mißbrauchen; zu richten steht nicht ihm zu, sondern denen, die dazu eingesetzt sind, oder Gott.

Es gibt nichts in Karl Mays Schriften, was einen schädlichen Einfluß auf den Leser ausüben könnte. Im Gegenteil: wer sich ihm hingibt, wer seine Lehren in sich aufnimmt, wird besser und edler werden.

Davon will ich nicht reden, daß es ihm selbst auch darauf ankam, Wissen mitzuteilen, belehrend zu wirken. Ich achte das nicht gering; denn es ist nicht ohne hohen Wert, daß der Gesichtskreis des Lesers erweitert wird. Doch es ist von geringerem Belang als andres. Aber auf eins will ich doch noch hinweisen: Karl Mays Erzählungen sind gleich geeignet für die Jugend wie für Erwachsene, für einfache Menschen wie für

Hochgebildete. Das ist ein so einzigartiger Vorzug, daß er gar nicht stark genug hervorgehoben werden kann. Wer ohne Voreingenommenheit und ohne Wissen um die Geschichte von Mays Werken an diese herantritt, wird gar nichts davon merken, daß das eine oder andre zunächst für die Jugend geschrieben war.

Karl May ist wirklich das gewesen, was er sein wollte: ein Volksschriftsteller. Und wenn ein Dichter der ist, der mit seinen Werken Leben schafft und gestaltet, so war May ein Dichter. Und es wird gewiß **[409]** einmal die Zeit kommen, wo das deutsche Volk stolz darauf sein wird, einen solchen Dichter zu besitzen. Daß das erst nach seinem Tode geschieht, ist Dichterlos. Die hohe Freude des Schaffens ist ein so kostbares Gut, daß es meist teuer bezahlt werden muß: mit dem Verzicht auf Anerkennung und mit dem Erdulden von Neid und Ungerechtigkeit.

20 Jahre Karl-May-Verlag

1. Juli 1913 – 1. Juli 1933

Von Theodor Ruckdeschel

Der Reisende, der nach Säckingen kommt, läßt seine Gedanken um [Joseph Victor von] Scheffel und den ‚Trompeter‘ kreisen; mit einem Besuch der Thomaskirche in Leipzig ist die Erinnerung an Johann Sebastian Bach, ihren berühmten Kantor, verbunden; viele Stätten unsres Vaterlandes sind so für alle Zeiten mit dem Namen eines Großen aus unsrer deutschen Kultur- oder Geistesgeschichte verknüpft. Auch der freundliche Villenort Radebeul bei Dresden hat seinen besondern Ruf: er war die Wahlheimat des 1912 verstorbenen Volksschriftstellers Karl May.

Am 1. Juli 1913 wurde hier der Karl-May-Verlag gegründet, der jetzt auf ein zwanzigjähriges Bestehen zurückblicken kann. Die Gründer dieser Offnen Handelsgesellschaft waren des Dichters Witwe, Frau Klara May, sein früherer Hauptverleger Fr.[Friedrich] E.[Ernst] Fehsenfeld, Freiburg, der die ihm gehörigen Vorräte und Verlagsrechte an Karl Mays Werken in die Firma einbrachte, und Dr. jur. Euchar Albrecht Schmid, der mit der Leitung des neuen Unternehmens betraut wurde. Herr Fehsenfeld ist Ende 1921 vertragsgemäß aus der Firma ausgeschieden.

Der Verlag begann seine Tätigkeit in dem Hause Leipziger Straße 108 zu Radebeul und beschäftigte zunächst nur einen einzigen Angestellten. Die erste große Aufgabe des Verlagsleiters war es, sämtliche **[411]** Urheberrechte an den Werken Karl Mays in einer Hand zu vereinigen. Zu diesem Zweck mußten die in anderm Besitz befindlichen Verlagsrechte an verschiedenen Werken erworben werden, was viel Mühe und nicht wenig Opfer erforderte. Nicht minder wichtig war auch der Abschluß der vielen Zivilprozesse, die damals noch schwebten. Auch diese Aufgabe wurde glücklich – zumeist durch Vergleiche – gelöst. Vor allem endete so der zwölf Jahre dauernde Münchmeyer-Prozeß.

Daraus ergab sich als nächstes das Streben, dem vielverkannten und vielgelästerten Dichter zu rechter Anerkennung und Würdigung zu verhelfen. Dabei kam der Verlag – vielfach ohne sein Zutun – in Fühlung mit zahlreichen bedeutenden Persönlichkeiten aller Stände, die freudig bereit waren, eine Lanze für Karl May zu brechen. Aus diesen Beziehungen entstanden die Karl-May-Jahrbücher, die nun schon seit sechzehn Jahren einer umfassenden Karl-May-Forschung dienen.

Mit seinen Aufgaben wuchs der Verlag; es wuchsen auch die Umsätze. Heute beschäftigt der Karl-May-Verlag, der seit 1920 seinen Sitz im eignen Grundstück Roonstraße 23 hat, vierundzwanzig Angestellte. Durch sie werden aber nur die literarischen und statistischen Arbeiten, das Rechnungs- und Buchhaltungswesen sowie der umfangreiche Briefwechsel erledigt, während die rein technischen Obliegenheiten, nämlich die gesamte Buchherstellung sowie die Lagerführung und der Versand, von Leipzig aus erfolgen, wodurch auch dort zahlreiche Volksgenossen Erwerb finden. An diesen Aufgaben sind beteiligt die Schroedersche Papierfabrik in Golzern **[414]** und bedeutende Leipziger Firmen, wie die Spammersche Buchdruckerei, die Großbuchbindereien Fritzsche-Hager A.-G., A. Köllner, C. H. Schwabe und das Kommissionsgeschäft Fr. Ludw. Herbig.

Die umseitige Übersicht weist aus, daß die Gesamtauflage der Werke Karl Mays, die bei Gründung des Verlags 1 610 000 Bände umfaßte, inzwischen auf 6 078 000 (in deutscher Sprache) gestiegen ist; die Zahl der Bandnummern in der Gesamtausgabe nahm von 33 auf 60 zu.

Ein andres Gebiet der Verlagstätigkeit umschließt die Übersetzungen. Karl Mays Werke waren schon vor Gründung des Verlags in mehrere Sprachen übersetzt; heute sind sie bereits in achtzehn Fremdsprachen verbreitet: dänisch-norwegisch, schwedisch, holländisch, englisch, französisch, italienisch, spanisch, portugiesisch, tschechisch, slowakisch, kroatisch, slowenisch, ungarisch, rumänisch, bulgarisch, polnisch und litauisch.

Von seinen jährlichen Einkünften führt der Verlag jeweils einen wesentlichen Teil an die mildtätige Karl-May-Stiftung ab (Vorstand: Ministerium für Volksbildung in Dresden), deren Zinsen notleidenden Schriftstellern, Journalisten und Redakteuren zugute kommen. Die Stiftung wurde auf Grund von Karl Mays Testament ins Leben gerufen und hat jetzt ein Vermögen von 260 000 Mark. Näheres hierüber findet sich im Jahrbuch 1932 (Dr. E. A. Schmid, Die Karl-May-Stiftung) sowie in Bd. 34 der Ges. Werke ‚Ich‘.

[412] + [413]

Karl Mays Gesammelte Werke		Auflagen- stand 1913	Zuwachs in 20 Jahren	Auflagen- stand 1933	
Bd.	1	Durch die Wüste	84 000	147 000	231 000
"	2	Durchs wilde Kurdistan	69 000	138 000	207 000
"	3	Von Bagdad nach Stambul	62 000	133 000	195 000
"	4	In den Schluchten des Balkan	60 000	124 000	184 000
"	5	Durch das Land der Skipetaren	57 000	123 000	180 000
"	6	Der Schut	59 000	141 000	200 000
"	7	Winnetou I	72 000	193 000	265 000
"	8	Winnetou II	70 000	177 000	247 000
"	9	Winnetou III	67 000	171 000	238 000
"	10	Orangen und Datteln	52 000	68 000	120 000
"	11	Am Stillen Ozean	49 000	69 000	118 000
"	12	Am Rio de la Plata	50 000	81 000	131 000
"	13	In den Kordilleren	50 000	80 000	130 000
"	14	Old Surehand I	52 000	122 000	174 000
"	15	Old Surehand II	50 000	116 000	166 000
"	16	Im Lande des Mahdi I	42 000	52 000	94 000
"	17	Im Lande des Mahdi II	42 000	48 000	90 000
"	18	Im Lande des Mahdi III	42 000	47 000	89 000
"	19	Kapitän Kaiman	47 000	81 000	128 000
"	20	Satan und Ischariot I	40 000	65 000	105 000
"	21	Satan und Ischariot II	40 000	62 000	102 000
"	22	Satan und Ischariot III	40 000	60 000	100 000
"	23	Auf fremden Pfaden	37 000	93 000	130 000
"	24	Weihnacht	44 000	54 000	98 000
"	25	Am Jenseits	34 000	58 000	92 000
"	26	Im Reiche des silbernen Löwen I	39 000	67 000	106 000
"	27	Im Reiche des silbernen Löwen II	39 000	57 000	96 000
"	28	Im Reiche des silbernen Löwen III	31 000	56 000	87 000
"	29	Im Reiche des silbernen Löwen IV	29 000	54 000	83 000
"	30	Und Friede auf Erden	24 000	41 000	65 000
"	31	Ardistan und Dschinnistan I	10 000	40 000	50 000
"	32	Ardistan und Dschinnistan II	10 000	40 000	50 000
"	33	Winnetous Erben	10 000	78 000	88 000
"	34	"Ich"	—	60 000	60 000
"	35	Unter Geiern	21 000	135 000	156 000
"	36	Der Schatz im Silbersee	21 000	164 000	185 000
"	37	Der Ölprinz	15 000	129 000	144 000
"	38	Halbblut	—	100 000	100 000
"	39	Das Vermächtnis des Inka	15 000	119 000	134 000
"	40	Der blaurote Methusalem	15 000	105 000	120 000
"	41	Die Sklavenkarawane	15 000	105 000	120 000
"	42	Der alte Dessauer	—	46 000	46 000
"	43	Aus dunklem Tann	—	46 000	46 000
"	44	Der Waldschwarze	—	46 000	46 000
"	45	Zephter und Hammer	—	20 000	20 000

Karl Mays Gesammelte Werke		Auflagen- stand 1913	Zuwachs in 20 Jahren	Auflagen- stand 1933
Bd. 46	Die Juweleninsel	—	28 000	28 000
„ 47	Professor Vitzliputzli	—	15 000	15 000
" 48	Das Zauberwasser	—	15 000	15 000
" 49	Himmelsgedanken (Gedichte)	5 000	13 000	18 000
" 50	In Mekka	—	25 000	25 000
" 51	Schloß Rodriganda	—	37 000	37 000
" 52	Vom Rhein zur Mapimi	—	37 000	37 000
" 53	Benito Juarez	—	37 000	37 000
" 54	Trapper Geierschnabel	—	55 000	55 000
" 55	Der sterbende Kaiser	—	47 000	47 000
" 56	Der Weg nach Waterloo	—	30 000	30 000
" 57	Das Geheimnis des Marabut	—	30 000	30 000
" 58	Der Spion von Ortry	—	30 000	30 000
" 59	Die Herren von Greifenklau	—	30 000	30 000
" 60	Allah il Allah!	—	28 000	28 000
		1 610 000	4 468 000	6 078 000

Über die rein literarische und buchhändlerische Wirksamkeit hinaus widmete der Verlagsleiter seine Kraft auch den Bestrebungen von Frau Klara May, [415] das bekannte Wildwest-Blockhaus mit dem Karl-May-Museum in Radebeul und weiterhin den Karl-May-Hain zu schaffen, der im Jahre 1932, zum 90. Geburtstag und 20. Todestag des Dichters, der Stadt Radebeul in Obhut und Pflege übereignet wurde. Über diese Ehrung berichtet ausführlich der einleitende Aufsatz des vorliegenden Jahrbuchs. Dadurch, sowie bei vielen andern Gelegenheiten, auch außerhalb Radebeuls, wurde das Andenken an den einzigartigen Erzähler Karl May gepflegt und gefördert.

Es ist dem Verlag gelungen, in Zeiten wirtschaftlichen Tiefstands sich und das Vermächtnis Karl Mays zu erhalten. In die neue Zeit der erwachten deutschen Volksseele führt er des Dichters Schöpfung mit frischer Zuversicht hinein. Denn Karl May ist aus dem Volk heraus gewachsen, hat zeit seines Lebens gefühlsmäßig im Volk gewurzelt und für das Volk geschrieben. Für das deutsche Volk in erster Linie. Seine Helden sind aufrechte Deutsche, die nichts fürchten als Gott, die zu männlicher Tat jederzeit bereit sind und doch das deutsche Herz voll Güte und Nächstenliebe in der Brust tragen.

Beteiligt am deutschen Aufbau wie alle die andern, behauptet der Karl-May-Verlag seinen Platz in unermüdlicher Arbeit. Er spinnt die Fäden seiner Beziehungen weit hinaus in alle Welt, so wie andererseits durch ihn tausend Fäden von allenthalben in Radebeul zusammenlaufen: im Verlag selbst, in der Villa Shatterhand, im Gedächtnishain und im Blockhaus-Museum, das zu einem Wallfahrtsort der vielen Karl-May-Freunde von nah und fern geworden ist.

[[416]]

Zufall oder Fügung?

Von Alfred Biedermann

©

*

Anmerkung der Herausgeber: Die obenstehenden Ausführungen erinnern lebhaft an die eigenartige Abhandlung Arthur Schopenhauers ‚über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksal des Einzelnen‘ (in ‚Parerga und Paralipomena‘).

Dickens, Andersen und Karl May

Von Else Franke

Ich sitze allein in meiner Bibliothek, und mein Blick ruht auf den Rücken all der vielen Bücher, die mich hier umgeben. An manchen Werken bleibt er längere Zeit haften, ich erinnere mich der schönen Stunden, da ich darin gelesen habe. Das sind die Bücher meiner Lieblinge, meiner ewig jung bleibenden Dichter Andersen, Dickens und Karl May. Ich gedenke des Lebens und des Wirkens dieser drei, und im Nachsinnen darüber scheinen sie mir gerade in ihrem Schaffen einander verblüffend ähnlich zu sein.

Vor meinem geistigen Auge stehen drei arme Knaben, die mühselig kämpfen und ringen müssen, aber sie fühlen nicht die Schwere ihres Kampfes, ihre Augen sehen nicht den beschwerlichen Weg, den sie wandern sollen; sie schauen nach innen, sie träumen von einer besseren Welt. Lläuft da hoch oben im Norden, in Dänemark, der vierzehnjährige ^[Hans Christian] Andersen ohne alle Geldmittel, ohne jede Empfehlung, ohne Kenntnis vom wirklichen Leben aus einer elenden Dachkammer nach der großen Stadt Kopenhagen in der Hoffnung, dort dem Glück zu begegnen, Menschen zu treffen, die ihm helfen könnten, einen Platz im Leben zu finden. Und in der Weltstadt London der arme Junge Charles Dickens, zwölfjährig, in einer Fabrik für Stiefelwichse arbeitend. Bei seinem Vater im Schuldgefängnis wohnend. Und dann in dem kleinen erzgebirgischen Städtchen, **[422]** zu Füßen der Großmutter sitzend und ihren Märchen lauschend – Karl May! Ach ihr drei, so arm wart ihr und doch so reich, denn in euch wohnte die Gabe, vielen Tausenden, die eure Bücher lasen, glückliche Stunden zu bereiten. Euch dreien zu eigen in gleichem Maße ist das kindlich fromme Gemüt. Ihr drei erzählt und erzählt, und wir lauschen gespannt und fühlen: Euch ist es nicht allein darum zu tun, uns zu unterhalten, ihr wollt uns zeigen, wie die Güte und immer nur die Güte das edelste und schönste am Menschen ist.

Andersen litt unter der Mißgunst seiner Mitmenschen genau so wie Karl May. Auch ihm, dem Mann mit dem Kinderherzen, wurden beständig Eitelkeit, Hochmut und dergleichen vorgeworfen, auch seine Werke wurden in kleinlichster Weise bekrittelt, weil er ‚nicht orthographisch richtig‘ schrieb. Die Menschen suchten auch bei ihm nur nach äußerlichen Fehlern, ja, im ‚Märchen meines Lebens‘ spricht es Andersen selbst aus, daß seine Feinde seine Bücher nur lasen, um sich über diese und ihren Schöpfer lustig zu machen. Nur fand er doch Gönner, darunter sogar Fürsten, die sich seiner annahmen und ihm die Wege ebneten, während Karl May stets auf sich allein angewiesen den Dornenpfad gehen mußte. Aber beiden gemeinsam, auch in den Stunden des größten Elends und Leides, ist die stete Dankbarkeit gegen ein gütiges Geschick, oder sagen wir gegen Gott, an den jeder von ihnen unerschütterlich glaubte das ganze Leben hindurch.

Am ehesten von diesen dreien entrann Dickens der Not des äußeren Daseins, denn seit Erscheinen der ersten Hefte der Pickwickpapers, die in Lieferungen **[423]** herauskamen, hatte er einen nach vielen Tausenden zählenden Kreis von Bewunderern. Die stärkste Verwandtschaft zwischen ihm und May scheint mir hervorzutreten in Mays Erzählung ‚Weihnacht‘. Der Prayer-man erinnert stark an die Bösewichter Dickensscher Romane. Auch in Old Surehand finden sich Gestalten, wie sie Dickens mit Vorliebe zeichnete. Beide, May und Dickens, lieben starke Gegensätze und stellen gern den schlimmsten Schurken dem gütigsten Menschen gegenüber. Wohl geht Pickwick ganz anders gekleidet einher als Kara Ben Nemsî, aber im Grund betrachtet ist er derselbe Menschenfreund wie jener; und Sam Weller, gleicht er nicht dem immer fröhlichen Hadschi Halef Omar? Diese beiden treuen Diener ihrer Herren, die ihnen beistehen in allen Abenteuern, die mit ihrem natürlich frohen Sinn hinwegzuhelfen suchen über alle Fährlichkeiten, sie gleichen einander wie Brüder, wenn auch der eine das Kleid des englischen Dieners trägt, der andere das Gewand des Morgenländers.

Schon frühzeitig hatte Dickens Freunde, Andersen seine Gönner; nur May war ganz allein auf sich gestellt, bis auch ihm endlich Anerkennung wurde, bis man auch ihm endlich das Lob sang. Und da waren es die Stimmen der Kinder, unserer Jugend, die sich ihren May nicht nehmen lassen wollten und wollen. Die Jugend und die, deren Herzen jung geblieben sind, lieben ihn. Und ist nicht die Liebe der Kinder der schönste Lohn, der May zuteil werden konnte?

Andersen und May sind nach meinem Empfinden zwei der größten Märchenerzähler⁷⁰. Aber da fällt [424] mir ein: Märchen! Hat denn das Märchen in unserer Zeit der Sensations-, Detektiv- und Kriminalgeschichten noch einen Platz? Nur Wirklichkeit, so möchte man meinen, und sei sie noch so kraß, hat Anziehungskraft. Es scheint, als seien Gemütlichkeit und Behagen ganz verbannt worden und mit ihnen auch die Liebe zu beschaulichen Büchern. Wo sie noch gelesen werden, da beurteilt man sie meist nicht nach ihrem wahren Wert. „Der Trank, den ich gab, schien vielen nur Wasser, man trank gedankenlos und lachte mich dann aus.“ [GW29,70] So verrät der Roman ‚Im Reiche des silbernen Löwen‘ IV und spricht damit Mays bitterste Erfahrung aus. Man nahm seine Werke als abenteuerliche, erdichtete Reisegeschichten und fühlte sich erhaben über ihren inneren Wert. Daß dem Dichter das Abenteuer oft gänzlich Nebensache war, daß er es vielmehr nur erzählte, um im Gewand der spannenden Geschichte belehrend und veredelnd auf seine Mitmenschen einzuwirken, verstanden die meisten nicht. May erging es genau wie Andersen: man suchte in seinen Büchern nach Mängeln und Fehlern, und über [425] diesem Suchen ging man an den Schönheiten achtlos vorüber.

Am Schluß seiner Selbstbiographie ‚Das Märchen meines Lebens‘ sagt Andersen: „Ein Glücksstern leuchtet über mir, Tausende verdienten ihn wohl besser als ich, ich begreife oft selber nicht, wie mir so viele Freude vor Unzähligen zuteil wurde... Gott und den Menschen meinen Dank und meine Liebe.“

Und in seinem letzten Vortrag, den Karl May wenige Tage vor seinem Tod hielt, sagte er: „Ich bin trotz allen Erdenleides ein unendlich glücklicher Mann... Ich habe mich aus Abgründen emporgearbeitet, wurde von vielen mit Füßen wieder hinuntergestoßen, und liebe sie doch alle, alle.“ [Konzept „Edelmensch-Vortrag“, siehe GW34¹⁹¹⁸, S. 522 / GW34¹⁹³¹, S. 465]

Welche Gleichheit der Gefühle! Welche unendliche Bescheidenheit und Dankbarkeit ist in diesen Worten der beiden Dichter ausgesprochen! Beiden zu eigen ist die innige Dankbarkeit gegen Gott und die Liebe zu ihren Mitmenschen. Von der gleichen Menschenliebe beseelt war auch Dickens, und das macht diese drei Dichter in meinen Augen zu geistigen Brüdern.

Obwohl Andersens Zeitgenosse Adam Oehlenschläger der ‚Goethe des Nordens‘ genannt wurde, ist er doch heute fast vergessen. Andersens Werke aber, namentlich seine Märchen, werden immer und immer wieder neu gedruckt, und May und Dickens erscheinen heute noch in Riesenauflagen. Wie nun die Dänen ihren Andersen, die Engländer ihren Dickens hoch in Ehren halten, so meine ich, ist es auch Pflicht der Deutschen, ihren May zu ehren und seinen Werken den Platz einzuräumen, der ihnen gebührt:

Nennt man die besten Namen,
so sei auch der seine genannt!

[frei nach Heinrich Heine: Das Buch der Lieder / Die Heimkehr XIII

Nennt man die besten Namen,
so wird auch der meine genannt!]

⁷⁰ Märchen im tiefinnersten und edelsten Sinn des Wortes sind die Werke Karl Mays in der Tat, nicht nur die symbolischen. [424] Mit dem Märchen von Sitara beginnt May im ‚Ich‘ seine Lebensbeschreibung. Sein äußeres Erdendasein wie sein Schaffen standen im Zeichen des Märchens von Ardistan und Dschinnistan. Die Märchen der Großmutter sind es, die seine jugendliche Phantasie zuerst anregen und beeindrucken. Als Knabe unter den Spielgefährten erzählt Karl May Märchen, und sein Streben und Ziel ist es, ein Hakawati, ein Märchenerzähler zu werden. Und wie eine Märchenwelt ersteht vor dem Leser das Zauberreich der ‚Reiseerzählungen‘, das Wildwest der kriegerischen Rothäute und das farbenprächtige Morgenland, das noch nichts von jungtürkischen Reformen weiß. Märchen über Märchen ... es war einmal. Die Herausgeber.

„Weihnacht!“

Nachwort zu ‚Nach der hohen Wasserscheide‘⁷¹

Von Karl B u d d e , U.S.A.

Als neunjähriger Junge bekam ich das erste Karl-May-Buch in die Hände, und zwar nicht etwa ‚Durch die Wüste‘, sondern ‚Winnetou‘ I, jenes also, das man nach meiner Ansicht zuallererst lesen sollte. In diesem siebenten Band der Gesammelten Werke stellt sich der Held der Reiseerzählungen den Lesern gewissermaßen vor; hier beginnt seine erlebnisreiche Laufbahn, hier lernt er alle die Fertigkeiten, die ihn auf späteren Reisen allen seinen Feinden so überlegen machen, und hier ist es, wo er auch mit den unvergleichlichen Waffen ausgerüstet wird.

Vielleicht ist auch ‚Winnetou‘ I die beste Erzählung, die May über den Wilden Westen geschrieben hat, die letzte Hälfte von ‚Winnetou‘ III vielleicht ausgenommen. Ich gestehe, daß ich damals diesen Band einfach verschlang. Später jedoch las ich die May-Bücher so, wie es eigentlich geschehen sollte, nämlich langsam und die geschilderten Reisen gleichzeitig auf einer guten Karte verfolgend. Auf diese Weise merkte ich mir manche Namen der Länderkunde, und sie blieben schneller und fester in meinem Gedächtnis haften als solche, die wir uns unterm Zwang der Schule einprägen mußten. Einmal zeigte ich mich sogar unserm Lehrer ‚über‘. Wir [427] nahmen Südamerika durch, und er stellte die Behauptung auf, daß nur dort die Ebenen Llano genannt würden. Laut ‚Winnetou‘ III macht ich den Einwand, daß es auch in den Vereinigten Staaten mindestens eine Ebene gebe, die mit dem spanischen Wort Llano bezeichnet würde. Dies stellte der Lehrer entschieden in Abrede, und leider war auch in unserm Schulatlas der Llano estakado nicht angegeben. Jedoch in der nächstfolgenden Stunde über Länderkunde widerrief der Lehrer seine Behauptung; er hatte inzwischen in einem bessern Atlas den Llano estakado gefunden. Meine anezogene Schüchternheit verhinderte damals leider, darauf hinzuweisen, daß er die Bereicherung seines Wissens eigentlich Karl May verdanke. Dessen Werke wurden um jene Zeit allerdings nur wenig von älteren Personen gelesen, denn die Jugend hat May wohl zuerst gewonnen. –

Wer nun ‚Winnetou‘ III und besonders ‚Weihnacht‘ so gelesen hat, wie es oben angeraten wurde, und dann mit ebensoviel Aufmerksamkeit meine seit 1923 in den Karl-May-Jahrbüchern veröffentlichten Reiseberichte verfolgt, dem werden Namen wie Gros Ventre Range, Wind River Range, Union Pacific Railroad, Green River, Sweetwater River, Big Sandy Creek, Pacific Creek und South Paß als alte Bekannte vorkommen. Obgleich mein im Jahrbuch 1928 erschienener Aufsatz ‚Nach der hohen Wasserscheide‘ nur in seinem Anfang länderkundliche Namen enthält, die jedem May-Leser bekannt sein sollten, so sprach ich doch an anderer Stelle von einem gewissen Berg und Bach, die beide in ‚Weihnacht‘ erwähnt sind, und zwar zuerst im Abschnitt [428] ‚Der Prayer-man‘; S. 181; es ist der Berg Fremonts Peak und der Bach Stihl Creek.

Als ich damals die Gletscher aufsuchte, wußte ich eigentlich vom Fremonts Peak fast gar nichts. Erst später (meist durch den Vertrieb meiner Bild-Aufnahmen) erfuhr ich, daß jener Berg, den ich als ‚Dom‘ bezeichnet hatte, eben der Fremonts Peak sein sollte. Da nun auch der Bach, dem ich beim Aufstieg nach den Gletschern anfangs gefolgt war, vom Fremonts Peak und dessen unmittelbarer Nähe herunterkommt, so dürfte dieses bis heute noch namenlose Gewässer wohl der von Old Shatterhand so genannte Stihl Creek sein.

Als ich zum erstenmal die Umgegend des ‚Doms‘ durchstreifte, hatte ich noch nichts vom Forscher J. C. [John Charles] Fremont gelesen; ich wußte nur, daß irgendein Berg ihm zu Ehren benannt worden war. Einige Jahre später – ich war inzwischen abermals dort gewesen – fragte ein amerikanischer Doktor, mit dem ich durch Verkauf meiner vergrößerten Bilder flüchtig bekannt geworden war, brieflich bei mir an, ob ich jemals die Reiseberichte von [Benjamin] Bonneville und Fremont gelesen hätte. Wenn ja, möchte ich ihm mitteilen, wo nach meiner Ansicht der Berg läge, den Bonneville erstiegen zu haben behauptete. So auf die mir bis dahin unbekannt gebliebenen beiden Reiseberichte aufmerksam gemacht, schickte ich mich mit großer Erwartung an, sie kennen zu lernen, denn nur bei Karl May hatte ich bisher etwas von den Wind-River-Bergen gelesen, wo ich so oft umhergestreift war, und die ich auch heute noch fast alljährlich durchwandere.

⁷¹ Vgl. Jahrbuch 1928, S. 196.

Aber ich sah mich in meiner Erwartung ziemlich **[429]** enttäuscht, da weder Bonneville noch Fremont viel über diesen Teil des Felsengebirges berichteten. Sie hatten ihn weder durchforscht noch durchwandert, sondern jeder war bloß an irgendeiner Stelle eingedrungen, um irgendeinen aufs Korn genommenen Berg zu erklimmen, beide mußten jedoch auf gleichem Weg wieder den Rückzug antreten. Bonneville hatte die Wind River Range viel früher aufgesucht als Fremont, der es erst im Jahre 1842 tat.

Beider Angaben waren für mich so spärlich, so unbestimmt, daß ich nicht mit Gewißheit feststellen konnte, welchen Berg jener und welchen Berg dieser erklimmen haben mochte, obwohl ich einiges in ihren Berichten den Tatsachen entsprechend fand. Keiner von ihnen hatte eine schlichte Zeichnung oder rohe Skizze mit dem ungefähren Umriß des fraglichen, aus einer bestimmten Richtung gesehenen Berges geliefert. Möglich ist es wohl, daß sich beide einen solchen Beweis angefertigt, ihn aber auf der Rückreise verloren hatten. Da sie jedoch nichts davon erwähnen und in diesem Fall eine Zeichnung später leicht aus dem Gedächtnis hätten machen können, wozu ihnen die Unterstützung ihrer Reisebegleiter zur Verfügung stand, so dürfte eine solche Annahme kaum auf festen Füßen stehen. Überdies fand ich beim Lesen, daß beide Forscher sich mehrere Ungenauigkeiten hatten zuschulden kommen lassen, spricht doch z. B. Bonneville von einem 6600 Meter hohen Berg, während der höchste Berg der Wind River Range, nämlich der kaum bekannte und auf Karten überhaupt nicht angegebene Gannett Peak, sich nur etwa 4700 Meter ü. d. M. erhebt. [4209 m]

[430] Der viele Jahre nach Bonneville ankommende Fremont behauptete sogar, daß der Green River nicht, wie man bis dahin immer angenommen hätte, auf den Wind-River-Bergen entspringe, sondern auf der Gros Ventre Range. Dieser Fluß entspringt aber tatsächlich auf den Wind-River-Bergen, und zwar kommt er von dem eben genannten Gannett Peak herunter, in dessen Nähe und auf dessen Gletschern ich schon mehrmals gewesen bin und wo ich Aufnahmen gemacht habe. Leider hat auch Old Shatterhand in ‚Weihnacht‘ die nicht stimmende Bemerkung auf S. 543 eingestreut: „Zwischen dem Boulder Lake (in den Wind-River-Bergen) und dem Gros Ventre Peak (in den Gros-Ventre-Bergen), in dessen Nähe der Green River entspringt ...⁷².“ Denn die Behauptung Fremonts wurde von der ganzen Welt lange Zeit für richtig gehalten. So ist Old Shatterhand an dieser irrigen Bemerkung unschuldig, umso mehr er gar nicht behauptet, dem Green River weiter aufwärts gefolgt zu sein.

Da ich jene mir so liebgewordene Gegend sozusagen wie meine Taschen kenne, kann ich mir auch denken, warum Fremont sich so sehr irrte. Er kann unmöglich den Green River weit hinaufgezogen sein. Kommt man nämlich, wie es ja auch Old Shatterhand mit seinen Gefährten tat, in dem Flußtal aufwärts (nach Norden), so gewahrt man viele Zuflüsse, die von rechts und links, oder von Osten und Westen, oder noch deutlicher, von den Wind-River-Bergen und den Gros-Ventre-Bergen **[431]** herunterkommen und sich in den Green River ergießen. Ist man nun eine Strecke noch nördlicher von jener Stelle angelangt, wo die Reiterschar Old Shatterhands den Nebenfluß New Fork River verläßt, der sich etwa zwischen dem Boulder Lake und dem Lake Amalia nach rechts in die Wind-River-Berge hinauf wendet, so erblickt man in dem bereits enger gewordenen Tal des Green River im Norden einen Höhenzug, der sich wie ein hoher großer Damm von Ost – West oder von West – Ost quer durch das Flußtal zieht, d. h. es sieht nur so aus. Jemand, der in den Bergen nicht viel ‚zu Hause ist‘, würde beim Erblicken des Höhenzuges dann wohl wähnen, daß dort das Green-River-Tal zu Ende käme, und weil auch zufällig in der Nähe des von mir angenommenen Standpunktes des Beobachters mehr Bäche von den Gros-Ventre-Bergen als von den Green-River-Bergen herunterkommen, so ließ sich vielleicht Fremont dadurch verleiten, die bis dahin richtige Annahme, daß der Green River auf den Wind-River-Bergen entspringt, als falsch zu erklären. Wäre er aber bis zu jenem Höhenzug vorgedrungen, hinter dem sich, nebenbei bemerkt, der Union-Paß befindet, so würde der Forscher wohl zu seiner Überraschung gesehen haben, daß dort der Green River in einem verhältnismäßig scharfen Bogen von rund 45° von Osten, also aus den Wind-River-Bergen kommt. –

Erst kürzlich nun, ehe ich diese Zeilen niederschrieb, hat ein mir bekannter Herausgeber einer kleinen Zeitung die Frage angeschnitten, welcher Berg der Wind River Range nun eigentlich der ist, den Fremont im Jahre 1842 erklimmen haben will. Dieser **[432]** und jener und auch ich wurden um ein Gutachten gebeten, und mehrere Aufsätze darüber erschienen so in der kleinen Zeitung. Keiner aber konnte mit Bestimmtheit sagen, daß der Peak, den die Kartenmacher mir nichts, dir nichts als Fremonts Peak einzeichneten, wirklich

⁷² Wird in der in Vorbereitung befindlichen durchgefeilten Fassung richtiggestellt.

derjenige sei, den Fremont erklommen haben will. Ja, einige altersgraue Ansiedler, die sich im untern Tal des Green River niedergelassen hatten, sollten schon vor Jahre behauptet haben, daß Fremont überhaupt keinen hohen Berg erklommen hätte. Und im Jahr 1890 und einige Jahre nachher wieder, als die Regierung eine Vermessungs-Gesellschaft in die Wind-River-Berge schickte, glaubte man noch, daß der viel weiter südlich liegende Temple Peak, der in ‚Weihnacht‘ (S. 540) von Old Shatterhand ebenfalls angeführt ist, der eigentliche Fremonts Peak wäre. Da aber die von Fremont angegebene Bergeshöhe nahezu stimmt und einige andre seiner Erwähnungen auch den Tatsachen entsprechen, so nannte man schließlich jenen von mir gezeichneten ‚Dom‘ Fremonts Peak [4189 m], d. h. dem Forscher zu Ehren und nicht etwa, weil man wußte, daß dieser Berg von Fremont wirklich erstiegen worden war. Denn die Höhe eines Berges kann man ja auch von seinem Fuß aus feststellen, aus Zufall einmal auch genau abschätzen. Alle Zweifel aber, die man Fremonts Behauptungen entgegenbringt, hätte er selbst leicht vermeiden können, wenn er, wie schon oben gesagt, von dem Berg, den er erklommen haben will, eine Skizze angefertigt oder, noch besser, auf dem Gipfel irgendeinen Gegenstand zurückgelassen, irgendwelche Buchstaben oder Worte in den Fels gemeißelt [433] oder auf der luftigen Höhe aus Steinen ein kleines ‚Denkmal‘ errichtet hätte. Aber da Fremont davon in seinem Bericht nichts erwähnt, so bleiben die Zweifel wohl für immer bestehen.

Nichtsdestoweniger brachte Fremont damals andre wichtige Aufklärungen nach dem Osten mit. Er war zweifellos ein bedeutender und kühner Forscher, und da er übrigens die Ausrüstung zum größten Teil aus seiner eigenen Tasche bestritten und auch sonst für das amerikanische Volk (ich erinnere an den kalifornischen Feldzug) viel getan hat, so verdient er wohl, daß es ihm volle Bewunderung zollt.

Als ich Fremonts Memoiren zu Ende gelesen hatte, mußte ich unwillkürlich an Karl May denken. Denn auch Fremont hatte zu seinen Lebzeiten viele Feinde, die ihn um seinen Ruhm beneideten und ihn ‚stürzen‘ wollten. Und, ähnlich wie Karl May, wurde er wegen seiner religiösen Gesinnung angegriffen. Auch soll er eitel gewesen sein und wird Fehler gehabt haben, aber weshalb, zum Geier noch einmal, verlangt man immer von bedeutenden Menschen, daß sie ein ganz fehlerfreies, makellooses Leben führen, da wir andern doch selbst ‚allzumal Sünder sind‘!

Zum Schluß möchte ich den May-Lesern nicht ohne Genugtuung verraten, daß ich nicht nur sämtliche in ‚Weihnacht‘ (S: 540) aufgeführten Berge mehr als einmal mit eigenen Augen gesehen habe, sondern auch auf dem darin ebenfalls erwähnten Union-Paß gewesen bin, der von mir im Jahrbuch 1926 bereits genannt wurde und heute noch keineswegs einen eigentlichen Paß nach [434] dem Green-River-Tal bildet, im Gegensatz zu dem für Fuhrwerke zugänglichen South-Paß, den ich im Jahrbuch 1925 beschrieb und den Old Shatterhand als Gefangener durchreiten mußte. Aber auch die in ‚Weihnacht‘ angeführten Bäche, Flüsse und Seen, wie Silver Creek, New Fork River, Green River, Fremonts Lake, Boulder Lake, Lake Amalia usw. habe ich alle besucht.

Vor 36 Jahren

Persönliche Erinnerungen an Karl May
Von Clemens Frhr. v. d. Kett en b u r g

Seit meinen Kinderjahren ein begeisterter Verehrer Karl Mays, hegte ich schon immer den Wunsch, meinen Lieblingsschriftsteller einmal persönlich kennenzulernen. Zwar hatte ich bereits während meiner Gymnasialzeit oftmals Dresden berührt, doch immer ohne Aufenthalt, und so war mein Wunsch unerfüllt geblieben. Da kam mir, als ich in meinen ersten Universitätsferien Weihnachten 1896 im Elternhaus weilte, der damals bei Fehsenfeld neu erschienene dritte Band ‚Im Lande des Mahdi‘ in die Hand. Dieses Werk hatte ein Nachwort, in dem Karl May die Bitte aussprach, seine Leser möchten sich doch, falls sie die Absicht hegten, ihn in der Villa ‚Shatterhand‘ zu besuchen, vorher bei ihm anmelden, damit er sich gegebenenfalls danach einrichten könne. Seine Zeit sei dermaßen in Anspruch genommen, daß er unmöglich – wie manche wenig rücksichtsvolle Besucher dies als selbstverständlich voraussetzten – jedermann jederzeit zur Verfügung stehen könne.

Das machte mir Mut. Ich schrieb also an Karl May einen Brief, worin ich ihm mitteilte, daß ich mich am Ende der Ferien auf der Rückreise ein paar Tage in Dresden aufhalten würde, und ihn bat, er möge mir angeben, ob und wann ich ihn aufsuchen dürfe. Postwendend erhielt ich daraufhin ein Telegramm des Inhalts, daß er sich freuen würde, mich am soundsovielten Januar (1897) abends bei sich zu **[436]** sehen. Man kann sich denken, daß ich pünktlich zur Stelle war.

Wegen der herrschenden Dunkelheit war es mir nicht möglich, mit geübtem Jägerauge ohne weiteres nach der Fährte den Weg zu Old Shatterhands *hide-spot* zu finden. Ich mußte mich in sehr wenig westmännischer Weise zurechtfragen, was auch weiter keine Schwierigkeiten machte. Es mochte ungefähr 6 Uhr abends sein, als ich die Schwelle der Villa ‚Shatterhand‘ betrat; gleich darauf stand ich Karl May gegenüber, der mich mit großer Herzlichkeit willkommen hieß. Nach wenigen Minuten schon war durch seine liebenswürdige Natürlichkeit jedes Gefühl der Schüchternheit geschwunden, und ich fühlte mich bei ihm wie bei einem alten Bekannten. Seine Frau sorgte für eine Stärkung, und so verging die Zeit nur zu rasch. Ausgezeichnete Zigarren und eine Flasche der ‚Perle von Deidesheim‘ erhöhten die Gemütlichkeit, und die humorvolle Unterhaltung des Hausherrn tat das übrige.

Natürlich mußte er mir seine berühmten Waffen zeigen; leider war der Henrystutzen nicht zur Hand, doch Silberbüchse und Bärenlöter waren da, und ich erkannte mit Staunen, daß Old Shatterhand diesen mit offener Leichtigkeit handhabte⁷³. Ich erinnere mich ferner des Felles eines erlegten Löwen (mit dem bekannten Schuß ins Auge!), sah ferner seinen indianischen Häuptlingsschmuck; zahllose andre Reiseerinnerungen, die ich bei ihm sah, sind **[437]** im Lauf der Jahre meinem Gedächtnis entschwunden.

Während ich dann auf seinen Wunsch für sein Gästebuch ein Gedicht verbrach, setzte er sich im Nebenzimmer ans Klavier und gab verschiedene Musikstücke zum besten, darunter auch das ‚Ave Maria‘. Es waren erhebende und genußreiche Stunden, die ich an diesem Abend in der Villa ‚Shatterhand‘ verbrachte; die Zeit verging leider nur zu schnell, und ehe ich's gedacht, war es Mitternacht geworden und damit für mich höchste Zeit zum Aufbruch. Zum Abschied schenkte mir Karl May drei Photographien von sich als Kara Ben Nemsi und als Old Shatterhand mit seiner Unterschrift und begleitete mich schließlich noch an die Bahn.

*

Wenige Monate später – es war gegen Ende Juni 1897 [26.06.1897] –, als ich, von einem Radausflug zurückgekehrt, auf meiner Bude in Innsbruck eben beim Umkleiden war, klopfte es an der Tür, und herein trat – Karl May! Er machte damals mit seiner Frau eine Reise nach Tirol, und sein erster Gang nach der Ankunft war zu mir, was mir eine außerordentliche Freude bereitete. Ich konnte ihm die gastfreundliche Aufnahme in Radebeul ein wenig vergelten, indem ich ihm die Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigte, und wieder waren es äußerst wertvolle Stunden, die ich in seiner Gesellschaft verbringen durfte.

⁷³ Die drei sagenumwobenen Gewehre, die sich früher in der Villa ‚Shatterhand‘ befanden, werden, wie wir schon mitteilten, nunmehr im Wildwest-Blockhaus aufbewahrt und den Besuchern des Museums gezeigt. Die Herausgeber.

Von Innsbruck aus fuhr das Ehepaar May an den Achensee, wo ich nochmals mit May zusammentraf. Er wohnte dort in Scholastika, doch verbrachte er den größten Teil des Tages auf dem Kreuzhof, [438] dem Besitz der auch mir befreundeten Familie des Grafen Jankovics. Wie manchen andern Sonn- und Feiertag benützte ich damals das Fest Peter und Paul (29. Juni) zu einem Ausflug nach dem Achensee und dem gastlichen Kreuzhof. So konnte ich den herrlichen Sommertag zum größten Teil in Karl Mays Gesellschaft, sei es in der gemütlichen Tirolerstube, sei es im Boot, genießen. Den Abschluß des Tages bildete ein kleines Feuerwerk, das von der Gräfin [Anna Elisabeth] Jankovics veranstaltet wurde; währenddessen wurde von der Dienerschaft auf dem Wasser das ‚Ave Maria‘ vierstimmig gesungen, was einen tiefen Eindruck machte.

Leider mußte ich am nächsten Morgen schon frühzeitig aufbrechen. Ich habe Karl May dann noch einmal auf der Durchreise in Dresden auf dem Bahnhof gesehen, wohin er gekommen war, um mich zu begrüßen. Das Jahr darauf trat er eine Orientreise an, und dann begann die Hetze gegen ihn.

Ich erinnere mich, daß ich damals – es mag etwa um 1900 gewesen sein – auf eine Zeitungsmeldung hin, Karl May sei gestorben, eine Anfrage über die Richtigkeit dieser Meldung an die Redaktion des ‚Deutschen Hausschatzes‘ richtete und von dieser die Antwort erhielt: „Karl May ist für uns tot⁷⁴.“ Ein Briefwechsel mit May, den ich begonnen hatte, blieb auf einzelne Briefe meinerseits beschränkt. Ich erhielt keine Antwort darauf. Da ich bald danach in den Verwaltungsdienst eintrat, hatte ich keine Gelegenheit [439] mehr, May aufzusuchen, und wenn ich auch keine Versuche mehr machte, schriftlich wieder mit ihm in Verbindung zu kommen, so bin ich ihm doch nie untreu geworden, und heute lesen meine Kinder mit derselben Begeisterung seine Bücher, mit der ich sie seinerzeit verschlungen habe. Seiner Person aber habe ich stets ein treues Gedenken bewahrt, und gern erinnere ich mich der unterhaltenden und anregenden Stunden, die ich in seiner Gesellschaft verbracht habe – vor sechsunddreißig Jahren.

⁷⁴ Diese vorübergehende Entfremdung zwischen Karl May und dem Verlag des „Deutschen Hausschatzes“, die mit der ‚Hetze‘ zusammenhing, war bald nachher wieder behoben. Die Herausgeber.

An eine Malerin⁷⁵

Von Karl May

Trägst du Ahnung in dem Herzen,
daß dir blüht des Himmels Gunst,
wallt sie auf mit süßen Schmerzen
und wird durch die Hand zur Kunst.
Die Ahnung darzustellen,
ist dann deine Erdenpflicht,
doch, sie liebend aufzuhellen
bis zum Glauben, zaudre nicht!
Wahre Kunst ist Gottesbote,
trägt dich auf im Flügelschlag
und zeigt dir durch morgenrote
Wolken deinen Himmelstag.
Möge deine Kunst dir geben,
was sie jedem geben soll:
Schon auf Erden sel'ges Leben,
das uns aus dem Himmel quoll.

⁷⁵ Das bisher völlig unbekanntes Gedicht, von Frau Maria Hardegg unserm Mitarbeiter Amand v. Ozoróczy zur Verfügung gestellt, wurde ihrer Schwester Friederike als Schülerin des deutschen Orientmalers J.[Johann] G.[Gustav] A.[Adolph] Bauernfeind (1848-1904) von Karl May am 25. August 1899 zu Jaffa ins Stammbuch geschrieben. Es bildet ein Gegenstück zu ‚Unsern Dichtern‘ in ‚Lichte Höhen‘.
Die Herausgeber.

[(441)]

Zwischen Aden und Colombo

Eine Begegnung mit Karl May auf dem Indischen Ozean
Eingesandt von Stadtkämmerer Albert P i r t s c h⁷⁶

©

⁷⁶ Der Einsender dieses Schreibens, das beim Karl-May-Verlag unterm 8. April 1930 einging, lebt in Schwandorf in Bayern. Er hat uns schon früher wertvolle Mitteilungen ähnlicher Art gesandt, die ich in meinem Aufsatz ‚Winnetou?...‘ (Jahrbuch 1929) verwendete. Während ich aber jene Darstellung mit einem Fragezeichen versehen mußte, handelt es sich hier um eine zweifelsfreie Begegnung mit Karl May. Der Dichter hat nämlich nachweisbar vom Frühjahr 1899 bis zum Herbst 1900 eine Reise nach Ägypten, Kleinasien und Ostindien unternommen. Hierzu besitzen wir sowohl seinen orientalischen Reisepaß als auch zahlreiche Aufnahmen und sonstige Belege (Vgl. Band 34 ‚Ich‘, Anhang Abs. 5: Weltreisen.)

Dr. E. A. Schmid.

Winnetou geht zum Sechstagerennen⁷⁷

Von Harry Schreck [= Helmut Rosenthal]

„Zounds“, bemerkte Winnetou plötzlich, als er mit Old Shatterhand von der Savanne des Nollendorfplatzes zu den Settlements der Potsdamer Straße hinüberpirschte[,] „wenn das Bleichgesicht, das diese Botschaft auf die Plakatsäule geklebt hat, nicht mit der doppelten Zunge der Hinterlist spricht, so gibt es in diesem Talkessel einen Wigwam, in dem man ein Sechstagerennen reitet!“

Er hob seinen Kopf und lauschte aufmerksam in die Nacht.

„*The devil!*“ äußerte Old Shatterhand, indem er seinen Bärenötter fester packte, „mein Bruder Winnetou hat die Wahrheit geredet –!“

Winnetou nickte ernsthaft und sah grübelnd vor sich hin.

„Die fremden Jäger, die hier vorbeigezogen sind“, sagte er endlich, „haben sich so beeilt, daß sie nicht einmal ihre Fußspuren ausgelöscht haben!“

Old Shatterhand bückte sich und prüfte die Fährten nach.

„*Indeed!*“, bestätigte er überrascht, „diese Spuren sind noch nicht einmal eine Stunde alt! Es sind die Sohlenabdrücke von einigen tausend Männern!“

[446] Beistimmend, aber nachdenklich neigte Winnetou das Haupt.

„Weiß mein Bruder Scharlih, was ein Sechstagerennen ist?“ fragte er zögernd. „Das Bleichgesicht auf der Säule behauptet, daß es eine Jagd sei...“

Der Befragte brummte etwas Unverständliches in den Bart.

„Wenn nicht einmal Old Shatterhand weiß, was seine eigenen Brüder unter einem Sechstagerennen verstehen“, brach Winnetou das Schweigen, „dann wird es gut sein, in diesen Wigwam einzutreten und zu erfahren, was dort so viel Lärm erregt, daß es sogar den Kriegsruf eines ganzen Stammes tapferer Apatschen ersticken könnte. Winnetou wird das betrachten. Er hat gesprochen. *Howgh* –!“

„Hallo, *old boys!* Laßt die Tomahawks im Gürtel und greift nicht nach der Büchse!“ lächelte Old Shatterhand beruhigend, als er sich mit Winnetou durch den schwankenden Menschengürtel drängte, der den Zugang des Sportpalastes umsäumte, „denn die zwei Männer, die hier zu euch kommen, wollen nichts Böses an diesem Lagerfeuer. Sie wollen die Friedenspfeife mit euch rauchen und ...“

„Die Karte kostet zehn Mark“, sagte eine fette Stimme.

„Die weißen Männer kennen die Gesetze der Gastlichkeit nicht“, murmelte Winnetou verächtlich, „mein Bruder mag ihnen ein paar Nuggets zuwerfen...!“

Er schob sich gewandt durch die aufgestaute Menge voran.

„Uff, uff“, sagte er verwundert, indem er seine doppelläufige Silberbüchse auf den Rand der Kurvenbrüstung **[447]** legte, „das dort ist ein Sechstagerennen?“

„Schätze, daß es eins sein wird“, meinte Old Shatterhand.

„Es sind Männer, die auf stählernen Rossen reiten“, teilte Winnetou kopfschüttelnd mit. „Sind es Greenhorns, die keinen Mustang bändigen können?“

„Es sind Greenhorns“, vermutete Old Shatterhand verlegen.

„Und sie werden wirklich sechs Tage auf diesen Stahlrossen reiten?“ erkundigte sich Winnetou stirnrunzelnd, „und sogar noch sechs Nächte dazu?“

„*By Jove*, sie werden es tun“, versicherte Old Shatterhand.

„Dann muß es ein großes und edles Ziel sein, das diese Männer dort unten erreichen wollen“, erklärte Winnetou gedankvoll, ohne den Blick von der Bohlenbahn zu wenden, auf der die Reifen knirschend und summend vorüberhetzten, „denn obwohl diese Reiter bereits bis zur Erschöpfung ermüdet sind, denken sie nicht daran, eine Rast zu machen. Wir werden hierbleiben! *Howgh* –!“

Runde schloß sich an Runde.

„Kann mir mein Bruder Old Shatterhand sagen, warum diese Jäger stets die gleichen Kreise ziehen?“ begann Winnetou wieder, nachdem er eine halbe Stunde auf die Fahrerschlange gestarrt hatte, die gefräßig

⁷⁷ Abdruck aus Scherls Magazin vom Januar 1932 mit Genehmigung des Verfassers.

einen Meter nach dem andern verspeiste, „hoffen sie etwa, daß sich ein Büffel in diesen Wigwam verläuft, den sie mit dem Lasso fangen oder mit der Flinte niederstrecken könnten?“

„No“, murmelte Old Shatterhand, „dann wären sie Narren!“

[448] „Oder denken sie“, fuhr Winnetou befremdet fort, „daß sie auf ihrer Jagd einem Todfeind begegnen, dessen Skalp ihren Medizinbeutel schmücken soll?“

„Sie wollen eine Runde gewinnen!“ sagte Old Shatterhand.

„Kann man eine Runde anziehen wie einen Mokassin?“ fragte der Häuptling der Apatschen erstaunt, „oder sie essen, wie man eine Grislylende verzehrt?“

„Kalkuliere – nein“, äußerte Old Shatterhand verdrossen.

„So raucht man also eine Runde wie ein Kalumet?“ erkundigte sich Winnetou starrköpfig. „Oder muß man sie trinken, wie man Feuerwasser schlürft?“

„Pshaw!“ stieß Old Shatterhand hervor, „auch das nicht!“

„Hat eine Runde dann etwa die Schärfe eines Bowiemessers oder die bunte Pracht des Federschmucks?“ ergründete Winnetou. „Oder ist sie eine Squaw?“

„Eine Runde ist eine ... Einbildung“, sagte Old Shatterhand.

„So muß Manitou, der Große Geist, diese Reiter in seinem Zorn verblendet haben“, versetzte Winnetou düster. „Seine Großmut hat ihnen Rücken gegeben und Schenkel, die stark sind wie die Pranken des Grislybären – aber sie dürfen sie nur dazu gebrauchen, um eine Runde zu gewinnen. Manitou, der Große Geist, läßt sonderbare Dinge geschehen. Ich habe gesprochen. *Howgh* –!“

Das dichte Gewühl der Zuschauerreihen begann bebend aufzuzucken. Scharf und spitz flackerten wilde Schreie über die Schlagwellen des Lärms. Ein [449] rasendes Johlen fegte heulend durch den Raum. Ein schweres, schwarzrotgelecktes Höllentier schien aus seinen Fesseln zu brechen – wie von einem Schlage gepeitscht, schnellten die stählernen Lenkstangen der Rennfahrer vorwärts.

„Warum schreien unsre weißen Brüder?“ fragte Winnetou.

„Sie wollen, daß es noch schneller geht“, entgegnete Old Shatterhand bekümmert, „die Männer dort unten sollen darum kämpfen, wer zuerst ankommt –“

„Wer im Kreise reitet, kann doch nicht ...“, sagte Winnetou.

„Es ist ein Sechstagerennen“, meinte Old Shatterhand mürrisch, „mein Bruder Winnetou ist ein tapferer, kühner Krieger. Er kämpft nicht um Runden!“

Winnetou nickte und sah ernsthaft grübelnd vor sich hin. „Mein Bruder Scharlih billigt es nicht, daß die roten Männer einen Marterpfahl haben“, sagte er endlich, indem er sich erhob und seine Silberbüchse auf die Achsel warf, „aber er mag mir sagen, ob ein Marterpfahl schlimmer ist als ein Sechstagerennen. Uff, ein Apatsche weiß, daß man ihn am Pfahl martert – – die weißen Männer aber halten ihre Sechstagerennen für ein Vergnügen!“

Wie ich Indianer wurde

Von Hermann Dengler

Mein Großvater war ein kleiner Beamter in einer oberschwäbischen Stadt. Ich hatte noch einen Bruder, etwas jünger als ich, und wir zwei Buben lebten mit der Mutter bei unserm Großvater und dessen erster Tochter, unsrer Tante, die unverheiratet geblieben war.

Unser Vater war schon früh nach Kalifornien ausgewandert in der Absicht, sich dort anzusiedeln und Frau und Kinder später nachkommen zu lassen. Er gehört aber zu den vielen Tausenden, von denen man gewöhnlich nichts erfährt, nämlich zu denen, die in Amerika nicht ihr Glück gemacht haben; er lebt heute noch als armen Mann in Kalifornien. Warum wir zwei Buben mit der Mutter nicht nachreisten, als mein Vater zum erstenmal – drei Jahre nach seiner Abreise – scheinbar gesichert dastand, ist eine besondere Geschichte, die nicht hierher gehört.

Wir lebten nun schlecht und recht in Deutschland, wurden gut erzogen, aber nicht verzogen, und Großvater stellte uns das Gymnasium in Aussicht, wenn wir uns in der Volksschule gut aufführten.

Wir waren keine schlechten Schüler, aber immer ein bißchen Sonderlinge, und besonders ich war ein richtiger Eigenbrötler. Ich hatte damals – als siebenjähriger Junge – die Absicht, Missionar zu werden und zu den ‚Wilden‘ zu gehen; das dies nicht etwa der Drang war, das Christentum zu verbreiten, [451] sondern einfach der germanische Zug, fremde Völker kennenzulernen, war mir damals nicht klar. Ich weiß nur, daß meine Heiden zwar Christen werden, aber beileibe nicht ihren schönen Schmuck und ihre Kleidung ablegen sollten. Nein, ich war schon damals nicht fürs Rock-und-Hosen-Christentum!

Ich war also ein Eigenbrötler, aber mein Großvater war doch sehr stolz, als ich am Schluß des zweiten Schuljahres Klassenerster wurde und einen Buchpreis nach Hause brachte: es war der ‚Wildtöter‘ von Cooper.

Obwohl ich recht gut und fließend lesen konnte, genossen wir das Buch nach Großvaters Gewohnheit gemeinsam; nach dem Abendessen wurde ein Stündchen gelesen. Mutter und Tante saßen, mit Handarbeiten oder mit unsern ausbesserungsbedürftigen Kleidungsstücken beschäftigt, am Tisch, wir Buben kauerten auf dem Sofa, und Großvater las vor, denn diese Kunst verstand er glänzend. Wir zwei lauschten mit leuchtenden Augen und sahen mit Bedauern, daß der ungelesene Teil des Buches immer dünner wurde. Aber ehe es noch ganz ausgelesen war, gab's Abhilfe: ein Schulkamerad hatte den ‚Pfadfinder‘ bekommen und lieh ihn uns, natürlich gegen den ‚Wildtöter‘. So konnten die schönen Abende fortgesetzt werden.

Gab sich dann einmal Gelegenheit, so schlichen wir in Großvaters Sammlung. Dort hielten sich unter anderen Seltenheiten auch einige kalifornische Spechtfedern auf und ein Tomahawk, Gegenstände, die nun durch die Lektüre Leben für uns gewonnen hatten. Daß der Tomahawk eine Nachahmung war, störte uns nicht, weil wir es nicht wußten. Andachtsvoll [452] standen wir und bewunderten die stummen Zeugen einer heldenvollen Vergangenheit.

Die Folgen der ganzen Angelegenheit waren die üblichen: wir kamen zum Indianerspielen. Großvater sah zwar sehr streng darauf, daß wir unsre Schularbeiten nicht vernachlässigten, aber wenn die Hausaufgaben gemacht waren, ging's hinaus. Die Nachbargärten und die Gassen wurden mit Haselholzbogen, Kindergewehren und hölzernen, mit Stanniol überzogenen Tomahawks und Skalpiermessern unsicher gemacht, und durch unsre Waschfrau waren wir in einem Gasthaus auf alle Enten- und Truthahnfedern abonniert. Von der Mutter erhielten wir Haubennetze, deren Fäden auf unsern dunklen Schöpfen nicht zu sehen waren, und so konnten wir die Federn stolz in die ‚Skalplocken‘ stecken und sahen dann bis auf die Kriegsbemalung (vom Großvater verboten!) genau wie die Indianer im Buch aus. Beim Baden am Fluß übertraten wir sogar das großväterliche Verbot und beschmierten uns vom Kopf bis zur Zehe mit zerriebenen Ziegeln und auch mit Wasserfarben. Wir waren mit Leib und Seele dem Indianertum verfallen.

Wir waren aber auch in der glücklichen Lage, bei schlechtem Wetter den Krieg in den Saal zu verlegen. Unsre Wohnung war sehr groß, und manchmal sah es hier aus, als ob da tatsächlich eine plündernde Irokesenbande gehaust hätte. Dann fuhr Großvater wohl mit einem tüchtigen Donnerwetter dazwischen, kehrte darauf dem verwüsteten Raum den Rücken und schaute zum Fenster hinaus, indes die recht zahm gewordenen Häuptlinge ‚Große Schlange‘ und ‚Spalteiche‘ schweigend wieder Ordnung machten. [453] Und

was wir in solchen Fällen manchmal für Zornbeben hielten, wenn unsre scheuen Blicke ans Fenster glitten und den gewaltigen weißen Bart zittern sahen, war ein mühsam verbissenes Lachen. Großvater mochte wohl an seine eigene Bubenzeit denken, als das Bärenhäßle in Stuttgart noch von seinem Kriegsruf widerhallte.

Mit neun Jahren kam ich aufs Gymnasium. Mutter machte mich fein und stellte mich, wie damals üblich, auf dem Rektorat vor. Der gute alte Rektor – ich seh' ihn noch heute – war sehr nett zu mir, gab mir allerlei Ermahnungen, stets artig zu sein und die Hausaufgaben pünktlich zu machen; in meiner freien Zeit könne ich bei schlechtem Wetter gute Bücher lesen, „auch Indianergeschichten, aber“ – hier erhob er seine Stimme grollend – „ja nicht Karl May!“ – Was er noch hinzufügte, kann ich nicht mehr sagen, mir blieb nur der Name Karl May im Gedächtnis, wie eingehämmert. Manchmal zermarterte ich in den folgenden Tagen meinen kleinen Schädel: Warum ist Karl May verboten? Aber ich hatte nicht den Mut zu fragen. Das war im Herbst 1899! Hätte ich in die Zeitungen hineingesesehen, dann hätte ich feststellen können, daß die furchtbare Karl-May-Hetze begonnen hatte.

Die Zeit flog, viel Neues trat in den Gesichtskreis, Rulaman wurde gespielt, Römer und Germane, Quintus Sertorius trat auf, Spartakus, der Sklavenfeldherr, machte die Gassen mit seinem Holzschwert unsicher; mit Eifer malte ich griechische Sagenhelden und stellte kühne Panoramen von Achill und Hektor und von der Schlacht bei Marathon zusammen.

In dieser von schöngefärbtem klassischem Altertum [454] durchtränkten Zeit hörte ich einmal auf dem Schulweg ein Gespräch von mehreren Klassenkameraden mit an.

„Ist es wirklich so schön?“

„Mensch, ich sag' dir: großartig! Das ist keine gewöhnliche Indianergeschichte.“

Ich spitzte die Ohren.

„Du, kann ich das Buch bald kriegen?“

„Ja, morgen abend werde ich fertig.“

„Was ist das für ein Buch?“ fragte ich.

„Winnetou von Karl May.“

„Ach, Karl May!“ sagte ich geringschätzig. „Das ist doch nichts. Der Rektor hat's ja verboten.“

Hei, wie hatte ich da ins Wespennest gestochen! Fünf, sechs und mit jeder Sekunde immer mehr meiner Kameraden sammelten sich an, schrien und verteidigten ihren Karl May. Der Lärm schwoll bedrohlich an, und ich verstand nur, wie der Sohn eines Oberstleutnants mir, vor Eifer schäumend, ins Gesicht schrie: „Lies den Winnetou! Lies den Winnetou! Ich sag' dir, du heulst, wenn dieser Indianer stirbt!“ Nur mit Mühe entging ich einer Tracht Prügel.

Ich geriet in einen furchtbaren Zwiespalt. Die Ansicht von einem Dutzend zehnjähriger Buben – es waren nicht die schlechtesten Schüler – stand gegen das Wort eines von mir hochverehrten alten Mannes. Ich kämpfte mit dem Wunsch, die Kameraden um das Buch zu bitten und heimlich Karl May zu lesen, und ich siegte über diesen Wunsch.

Zu Hause erzählte ich bei Gelegenheit den Vorfall. „Du weißt, was der Herr Rektor gesagt hat, und er wird wissen, warum er es gesagt hat. Karl May ist verboten.“ Also sprach Großvater streng.

[455] Gut! sagte ich mir mit eitlem Selbstlob und fühlte mich sehr brav, wenn ich dem Rektor begegnete und er freundlich und wohlwollend meinen Gruß erwiderte. Bald darauf trat er in den Ruhestand.

Fast ein Jahr war verflossen, da kam der große Wendepunkt. Meine Mutter fragte eines Tages eine Freundin: „Hast du nichts für meine Buben zu lesen?“ – „Gewiß“, war die Erwiderung. „Wenn du heute nachmittag zum Kaffee kommst, gebe ich dir ein schönes Buch mit.“

Wir Buben konnten es nun kaum erwarten, bis Mutter von dem Besuch nach Hause kam. Endlich erschien sie und packte ein Buch aus: Karl May, „Durch die Wüste“!

Der verpönte Karl May! Vor mir tauchte die Gestalt unsres guten alten Rektors auf, und wieder hörte ich seine grollende Stimme: „– ja nicht Karl May!“

Der Lesehunger kämpfte in uns mit dem Wunsch, dem alten Rektor gehorsam zu sein. Da kam Großvater vom Dienst nach Hause. Wir zitterten vor Aufregung. Ein großer Kriegsrat fand statt. Schließlich entschied der Großvater. „Ich will erst einmal in das Buch hineinsehen und einige Seiten darin lesen.“ Also hieß es, für einige Tage den Lesehunger unterdrücken. Wie üblich las Großvater seine Zeitung, wir nahmen das einfache Abendessen ein, und dann griff er zum Karl May.

„– einige Seiten darin lesen“, hatte er gesagt. O Großvater! Wie schmäählich hast du, der gestrenge Gerichtsbeamte, dein Wort gebrochen! Diesen Vorwurf kann ich dir nicht ersparen. Du hast nicht ‚einige Seiten‘ gelesen, du hast viele Seiten, du hast den **[456]** ganzen Band gelesen und deine armen Enkel erbarmungslos am Marterpfahl gequält. Wieder beobachteten wir das Buch, diesmal aber mit dem Wunsch, der ungelesene Teil möge rascher abnehmen.

Endlich! Uns Buben war's zumute, als sollten wir vors hochnotpeinliche Halsgericht. Und also sprach der Großvater: „Ich weiß nicht, warum der alte Herr Rektor so gegen diesen Karl May eiferte. Ich finde nichts Schlimmes daran. Im Gegenteil, das Buch ist gut geschrieben, spannend und ich glaube nicht, daß die Buben Schaden daran nehmen. Da, ihr Kerle, lest es!“

Wir lasen, und wie lasen wir! Wir verschlangen Karl May. Und wenn es abends so recht still war, blickte Großvater wohl von der Zeitung auf und sagte lächelnd: „Ach so! Karl May!“

Stubenhocker wurden wir trotzdem nicht. Aber nun waren die Beduinen unsre Ideale. Wir bekamen die Erlaubnis, aus Großvaters Sammlung Waffen zu nehmen, und Haus und Garten widerhallten vom Allahgeschrei. Das ging bis zum Ende des ‚Schut‘, bis ‚Winnetou‘ auf der Bildfläche erschien – und siegte.

Mit Winnetou begann für mich endgültig die Indianerzeit. Ich kam nicht mehr vom Indianer los. Das Schicksal griff hart in mein Leben ein, Mutter ging dahin, die gute Tante, der Großvater folgten ihr, der Krieg forderte meinen Bruder, ich stand allein. Ich hatte wohl diesen oder jenen Freund, aber die harten Schicksalsschläge hatten mich scheu und verschlossen gemacht. Ich blieb ein Sonderling, den keiner recht verstand. Was ich vom Verdienst erübrigen konnte, gab ich für wissenschaftliche Werke **[457]** über Indianer aus. Meine ganze freie Zeit galt den Indianern.

In Stuttgart hatte ich Prof. [Theodor] Koch-Grünberg, den großen deutschen Südamerikaforscher, kennengelernt. Er war ein begeisterter Indianerfreund. Trotz meines langen Verkehrs mit ihm weiß ich nicht, wie er zu Karl May stand. Mit Koch-Grünberg arbeitete ich viel in der Amerikasammlung des Lindenmuseums in Stuttgart, und durch ihn lernte ich eines Tages Patty Frank kennen, den Artisten und Sammler. Er erzählte von seinen Reisen, seiner Sammlertätigkeit. Sooft ihn sein Weg nach Stuttgart führte, waren wir Abend für Abend beisammen. Was für fröhliche Stunden haben Koch-Grünberg und ich mit Patty Frank im Kreis seiner Kolleginnen und Kollegen verlebt! Im Laufe der Zeit fing ich an, seine erstaunlich reichhaltige Sammlung guter nordamerikanischer Indianersachen wissenschaftlich zu katalogisieren. Eine schwierige und langwierige Arbeit, aber eine Freude für mich⁷⁸. Er pflegte mir die Sachen in größeren Posten zuzusenden, und ich bearbeitete Stück um Stück.

Diese Tätigkeit nahm mich so gefangen, daß eines Tages ein Freund, als ich zur gewohnten Stunde nicht erschien, zu den andern sagte: „Der hat sicher wieder eine Sendung von Patty bekommen und kniet nun anbetend davor.“

Daß sich auch Koch-Grünberg lebhaft für die kostbaren Sachen Patty Franks begeisterte, brauche ich **[458]** wohl kaum zu sagen. Er nahm lebhaften Anteil an meiner Arbeit, und manchen wertvollen Hinweis verdanke ich ihm. Oft sagte er zu mir: „Dengler, wenn es in dieser miserablen Zeit je noch einmal möglich werden sollte, dann müssen Sie mit mir nach Südamerika gehen!“

1924 wurde es! Ich durfte mit Koch-Grünberg nach Brasilien reisen, und ohne Ahnung von dem kommenden furchtbaren Schlag genoß ich die herrliche Ozeanfahrt und die ersten Wochen in der wundervollen Tropenwelt. Anfang Juli waren wir in Manaos gelandet und zu der amerikanischen Expedition gestoßen, von deren Leiter Koch-Grünberg zur Erforschung des Orinocoquellgebiets eingeladen worden war. Trotz einer bald darauf ausbrechenden Revolution ging es im August von Manaos aus den Rio Negro und den Rio Branco hinauf. Durch die Schuld des Expeditionsleiters Dr. A.[Alexander] Hamilton Rice blieben wir trotz der Warnungen Koch-Grünbergs in dem berüchtigten Fiebernest Vista Alegre liegen. Während Rice nach Manaos zurückkehrte, um dort noch Geschäfte in Ordnung zu bringen, wie er sagte, hauptsächlich aber um den großen Mann zu spielen, wie die dortigen Brasilianer versicherten, waren wir in Vista Alegre wie Gefangene hilflos dem Sumpfklima preisgegeben. Die Malaria packte einen nach dem andern, und am 8. Oktober wurde Koch-Grünberg dahingerafft. Tief erschüttert, vom Fieber entkräftet, beschloß ich, bei der ersten Gelegenheit nach Manaos und von da nach Deutschland zurückzukehren.

⁷⁸ Die Sammlung bildet jetzt den Grundstock und Hauptbestandteil der Schätze des Karl-May-Museums in Radebeul (vgl. die Aufsatzreihe über das Museum im Jahrbuch 1931).
Die Herausgeber.

Auf der Rückfahrt nach Manaus erholte ich mich verhältnismäßig rasch. Ich hatte wirklich die erste [459] – übrigens einzige – Gelegenheit zur Rückfahrt wahrgenommen, ein Viehtransportboot, genauer eine Transportflottille, denn mehrere große Lastboote wurden von einem winzigen Dampferchen bugsiert. Das bunte Gemisch von Reisenden, das Ein- und Ausladen des halbwildes Viehs, die herrliche, wenn auch gefährliche Fahrt durch die 10 km langen Stromschnellen des Rio Branco, alle diese Eindrücke wirkten zusammen, um die seelischen Erschütterungen, die mich weit mehr gepackt hatten als die Malaria, einigermaßen wieder auszugleichen. Und – unsre Piloten waren Vollblutindianer! So entschloß ich mich dann nach kurzem Zögern, in Manaus zu bleiben, und ging auf den Vorschlag von Dr. Douglas Melin ein, an der schwedischen Amazonasexpedition teilzunehmen.

Melin hatte sofort erkannt, was mir fehlte. Er gab mir Mittel und schickte mich nach dem Rio Madeira zu den unter dem Namen Parintintín berüchtigten Kawahib-Indianern.

Mit frischem Mut fuhr ich los und hatte es nicht zu bereuen. Leben an der Indianergrenze! Unter stolzen, kriegerischen und doch so liebenswürdigen Kannibalen! Wäre die tropische Umgebung und der dementsprechende Kulturbesitz der Indianer nicht gewesen, man hätte denken können, irgendwo unter Irokesen des 17. Jahrhunderts zu sein. Nur waren die Gegensätze schärfer. Auf der einen Seite photographische Apparate und automatische Schießwaffen, auf der andern Bogen und Pfeile und urtümliches Hausgerät.

Mit diesen Indianern hatte ich mich bald angefreundet. Ich blamierte mich, wenn auch nicht allzu [460] sehr, beim Bogenschießen, tanzte, mit der Federkrone und andern Auszeichnungen geschmückt, mit meinen schwarz bemalten roten Brüdern und gröhlte statt der Kriegsgesänge, die ich als gänzlich unmusikalischer Mensch nicht so rasch lernen konnte, deutsche Volks- und Studentenlieder.

Ein Gegenstand scheuesten Staunens war für diese Indianer mein Grammophon. Das Photographieren hatten sie schon gesehen und begriffen, daß man aber die Stimme einfangen und immer wieder singen lassen konnte, das schien ihnen unbegreiflich, ja unheimlich.

Eigentlich ganz gegen meinen Willen geriet ich in den Ruf eines großen ‚Paisché‘ (Zauberer, Mediziner) und mußte in allerlei kleinen Krankheitsfällen zaubern, daß ich schwitzte. Da brachten z. B. besorgte Eltern ein fieberkrankes Kind. Nun hieß es pusten, blasen, rauchen, Zauberwasser (Aspirinlösung) brauen, das Kind streichen und – singen! Vor mir lag der kleine Patient in seiner Hängematte, die besorgten Eltern standen mit bangen Gesichtern dabei, und ich sang in meiner Verzweiflung ‚Gaudeamus igitur!‘ Man mag darüber lachen, mir aber war damals durchaus nicht wie Lachen zumut. Ich lachte nicht einmal, als eines Tages Apopoakirí, ein hübscher, ruhiger Krieger, mit seiner ebenso hübschen, mädchenhaften Frau anrückte und mich feierlich bat, sie zu beblasen, damit sie jung, gesund und schön bleibe.

Allmählich war ich mit den Leuten auf recht guten Fuß gekommen. Den größten Beweis von Freundschaft lieferte mir der Häuptling, mein alter Freund Hapiëgi selber. Dieser deutete, als wir einmal beisammensaßen, [461] plötzlich auf mich und fragte seine Frau und ein paar anwesende Stammesgenossen: „Wer ist das?“ „Ermáng“ (so sprach sie meinen Vornamen aus), erwiderte die Frau lächelnd. Da tippte Hapiëgi auf seine breite Brust und sagte „Hapiëgi“, dann legte er mir mit einer Handbewegung, die anzuzeigen schien, daß er etwas von sich wegnehme, die Rechte auf die Brust und sagte „Hapiëgi! Gatú (gut)?“ „Gatú!“ rief seine Frau eifrig. Wieder auf sich deutend, fragte er: „Ermang!



Hermann Dengler mit seinen Indianerfreunden

Gatú?“ „Gatú! Gaturitë (sehr gut)!“ erwiderte ich freudig, denn mir war klar geworden, daß er mir seinen Namen gab und dafür meinen haben wollte.

Da war Freude unter meinen braunen Freunden und nunmehrigen Stammesgenossen; ich war einer der ihrigen geworden. Ich verteilte einige Geschenke, Perlen, Messer, Kämme unter sie und besiegelte damit gleichsam den Bund.

Kurz darauf fragte mich Mandád, ein alter Unterhäuptling, welchem Clan ich angehören wolle, und ich erklärte mich für Kwandú⁷⁹. Wiederum gab es einen Austausch von Geschenken, und von Mandád erhielt ich eine prächtige, aus Arára- und Mutumfedern gefertigte Krone, weil ich mich für seinen Clan entschieden hatte.

Die Indianer faßten die Sache durchaus ernsthaft auf, und die Brasilianer erklärten, der Namenstausch sei das Wichtigste, was ich überhaupt bei diesen Indianern erleben könne, fast wichtiger als ein Kannibalenfest.

Da ich nun schon ein Kwandú war, konnte mein **[462]** guter Apopoakirí mich nur dadurch in seinen engeren Familienverband aufnehmen, daß er mich zu seinem Schwager erklärte, denn seine Frau war eine Kwandú und ich demzufolge ihr Bruder.

Als endlich – viel zu bald für mich – die Abschiedsstunde schlug, als ich vom rasch dahingleitenden Boot aus den Freunden und Stammesgenossen den letzten Abschiedsgruß zuwinkte, war mir das Herz aufrichtig schwer.

Ich bin dann auf dieser Expedition noch mit vielen Indianern zusammengetroffen und in allen Fällen gut mit ihnen ausgekommen, eben weil ich mich ihnen angleichen konnte.

Endlich kam ich nach Europa zurück, traf wieder mit Patty Frank zusammen und durch ihn mit dem Karl-May-Verleger Dr. Schmid und Frau Klara May. Auf diese Weise spannen sich die Fäden, die mich schließlich an den Platz des wissenschaftlichen Ordners des neugegründeten Karl-May-Museums führten. In der Sammlung des Karl-May-Museums gehe ich auf, ich lebe zwischen den Kulturgütern meiner roten Freunde aus dem Norden, wirke für sie, wirke für die ganze rote Rasse, auf dem Grundstück des Mannes, der wohl das meiste dazu beigetragen hat, Sinn und menschliches Verständnis für fremde Völker und besonders für den Indianer in mir zu wecken.

Ein ‚Indianer‘ bin ich geworden und will ein unentwegter Indianerfreund bleiben bis an mein Ende. Hau! Hetschetu!⁸⁰

⁷⁹ Kwandú wird der große Harpyenadler (*Thrasaëtus Harpya*) von den Kawahib genannt.

⁸⁰ Dakotasprache: Es ist gut so!

Der Indianerschatz in München

Von Dr. E. A. Schmid

Leiter des Karl-May-Verlags

Wie das Karl-May-Jahrbuch 1931 berichtet, starb am 12. Juli 1931 im Alter von 76 Jahren einer der hervorragendsten, frühesten und wehrhaftesten Vorkämpfer für Karl Mays Schrifttum: Prof. Dr. Ludwig Gurlitt. Eine Reihe von Jahrbüchern (1925 bis 1930) hat er gemeinsam mit mir herausgegeben und auch den größten Teil der Aufsätze des Jahrgangs 1931 durchgeprüft. Das Vorwort stammt noch aus seiner Feder, aber die Schlußseiten mußten leider mit dem Nachruf für ihn enden.

In den letzten Monaten seines Lebens führte er mit mir noch regen Briefwechsel und nahm lebhaften Anteil an allem Geschehen um die Sache Karl Mays. Am 25. Januar 1931 schrieb er mir u. a. folgendes:

Bei einem Künstler hier in München, der mich zur Besichtigung seiner Arbeiten eingeladen hatte, sah ich eine Anzahl indianischer Altertümer, die ich auf Grund meiner allerdings bescheidenen Sachkenntnis für echt halte. Er hat die fraglichen Stücke von einem Kollegen geerbt, der etwa vier Jahre lang im westlichen Nordamerika im Gebiet von Indianern gelebt hat. Die Sachen lagen verstaubt, und der Besitzer zeigte sich zum Verkauf geneigt. Es sind 3 Tabakspfeifen, eine kleine Trommel, allerlei bunte Schnüre mit Tierknochen, Dolch mit Scheide, Pistolenfutteral von behaartem Kalbfell und als Hauptstücke der mumifizierte Kopf einer Giftschlange und der Talisman eines Medizinmannes, bestehend aus Schildkröte, darunter zwei Vogelklauen.

Diesen Brief legte ich unsern zwei Museumssachverständigen vor, die den Lesern des Jahrbuchs **[464]** bekannt sind: Patty Frank, dem Museumsverwalter, dem Sammler und Praktiker, und Hermann Dengler, dem Wissenschaftler, dem Herausgeber des Museumsführers. Beide waren naturgemäß Feuer und Flamme für das nicht alltägliche Angebot, äußerten aber sogleich gewisse Zweifel, ob denn diese ‚Indianer-Stücke‘ echt seien. Man muß nämlich berücksichtigen, daß man fast nirgendwo mehr echte, d. h. alte, von den nordamerikanischen Rothäuten einst wirklich benützte Gegenstände erwerben kann: alles ist längst in festen Händen, denn auch die Vereinigten Staaten sind sich bewußt geworden, um welche Kulturgüter es sich dabei handelt. Man kann beispielsweise in Europa, aber auch in Afrika und Australien verhältnismäßig leichter derartige indianische Sammelstücke auftreiben, als gerade in *USA*. selber. Der Grund liegt darin, daß im Lauf der Jahrhunderte viele solcher Gegenstände erinnerungshalber aus Nordamerika verschleppt wurden, wovon noch mancherlei da und dort verstreut ist, während der in den Vereinigten Staaten verbliebene Rest inzwischen den Sammlern fast vollständig anheimfiel.

In meiner Antwort bat ich Gurlitt, den Inhaber der Kostbarkeiten zu veranlassen, er möge sie uns zur unverbindlichen Prüfung einsenden. Schon vorher aber erhielt ich von meinem Mitherausgeber einen ausführlichen Lebenslauf des ursprünglichen Besitzers der fraglichen ‚Indianer-Stücke‘. Ich gebe Prof. Gurlitts Mitteilungen über den eigenartigen Mann im Wortlaut wieder:

Ein Indianer deutscher Herkunft.

Ich könnte mit gleichem Recht sagen: ein Deutscher indianischer Herkunft. Diese etwas wundersamen Worte sollen gleich **[465]** ihre Erklärung finden: vor einigen Tagen wurde ich mit einem Münchner Künstler bekannt, den ich in seiner Werkstatt besuchte. Ich sah da neben allerlei plastischen Arbeiten seiner Hand auch Waffen und Zierstücke indianischer Herkunft. Auf meine Frage, wie er dazu komme, erzählte er mir von seinem im vorigen Jahr verstorbenen Freund, der diese Stücke aus Nordamerika mitgebracht und ihm vererbt habe. Meine Neugier war erwacht, und ich forschte weiter nach. Der Verstorbene hatte einen deutschen Vater, einen deutschen Namen, hatte in München als Sanitäter beim Train gedient, lebte jahrelang in München, trank mit oft zu großer Neigung sein Münchner Bier und starb als Siebzigjähriger an Herzschwäche und Wassersucht in München.

Was aber hatte das mit Indianern zu tun? Die Aufklärung war einst für ihn selber überraschend und ist von ihm in einer kurzen Aufzeichnung hinterlassen worden, die er „Byographie“ überschreibt. Ich wiederhole sie hier wörtlich nach dem Original, nur mit Berichtigung seiner Schreibfehler:

„Meiner Geburt ging ein Drama voraus, ein Unglück. Von meinem herzensguten Vater, der mich über alles liebte und der mich zu einem braven Menschen machte, mußte ich erfahren, was mich etwas bestürzte: daß er nicht mein Erzeuger war! – In meinem 16. Lebensjahr erfuhr ich erst die Wahrheit. Daß ich das Blut eines Suh (= Sioux) habe, also eine Rothaut sei. Mein Adoptivvater, nun in Gott ruhend (gest. 13. 3. 1882), war mit meiner Mutter ausgewandert

nach Amerika. Nach langem Herumirren und hartem Schaffen ließ er sich an dem Lac Erie nieder, in der Nähe von Niagara, unfern City Buffalo. Baute sich eine kleine Farm, wenig Vieh usw. Hart waren bedrängt er und seine Nachbarn von streitenden Indianern. Das Verhängnis wollte, daß mein Vater eines Tages (Jahr 1858) auszog mit andern, um zu rächen, was die Roten in letzter Zeit verbrachen. Meine Mutter blieb allein unerschrocken zu Hause mit einem Niggerboy. Da überfiel ein kleiner Trupp Indianer unsre Farm, der Häuptling bemächtigte sich meiner armen Mutter und vergewaltigte sie! (Der arme Boy mußte sein Leben lassen.) Kurz, als mein Adoptivvater zurückkam, sah er eine zerstörte Farm, allen Viehs beraubt, und meine Mutter im Fieberzustand irres Zeug redend und von ständigen Wahnsinnsanfällen. Nach langen Wochen Krankheit sich erholend, berichtete sie meinem Adoptivvater, und am 11. Juli 1859 kam [466] ich zur Welt! In meinen Adern und Typ war und bin ich Indianer. Mein friedfertiges Temperament verdanke ich meiner Mutter.

Mein Vater kehrte in seine Heimat zurück. Ich lernte die Bildhauerei, doch zog ich in meinen zwanziger Jahren nach den Stätten (Amerikas), immer in Gedanken, meinen echten Vater kennenzulernen, schlug mich zu Indianern und kämpfte an ihrer Seite gegen den USA.-Soldaten, ganz der Überzeugung meiner armen bedrängten Blutsverwandten! Ich bin Indianer! In Deutschland erzogen und so Gott will, werde ich hier mein Leben in hohem Alter beschließen.

gez. Buffalo Frank

anno domini 1886.“



Buffalo Frank, ein Indianer deutscher Herkunft

Ob er seinen rothhäutigen Erzeuger wiedergefunden hat, konnte ich nicht erfahren. Es ist nicht eben wahrscheinlich. Er wurde bei den Sioux als Kampfgenosse aufgenommen und hat nach seinen Berichten vier Jahre lang unter ihnen gelebt, lange genug, um Kenner ihrer Sprache, Tracht und Sitten zu werden. Er hatte Künstleraugen, die ihn befähigten, die Erscheinungen seiner damaligen Lebensgenossen in ihren Formen und Farben festzuhalten. Deshalb sind die Plastiken seiner Hand, die Indianer darstellen, als vollwertige Urkunden einzuschätzen und verdienen ein sorgfältiges Studium. Bilder, die diesen deutschen Indianer darstellen, sind reichlich vorhanden und verraten unverkennbar seine Herkunft: er hat eine gedrungene Gestalt und einen kräftigen, echten Indianerkopf ohne einen Zug von germanischem Aussehen, auch soll sein Haar blauschwarz in dichten Strähnen auf seine Schultern herabgehangen sein. In Deutschland arbeitete er in den Werkstätten der Holzschnitzer Kugler, Korineck und Gottfried Zimmermann. Der letzte, der mit ihm eng befreundet war, schilderte ihn mir als einen sehr behaglichen, lebenswürdigen und humorvollen Mann. Daß er zudem ein achtbarer Künstler war, konnte ich aus nachgelassenen Holzschnitzereien seiner Hand erkennen.

Als das Geschäft mit der Holzschnitzerei nicht mehr recht gehen wollte, regte sich wieder sein Indianerblut: er verdingte sich bei der Filmgesellschaft Emelka als ‚echter‘ Häuptling der Sioux-Indianer, und so zog sein Bild in Filmstreifen an unzähligen Augen vorüber; auch kam er in einer kleinen Zirkustruppe weit [467] in Deutschland herum. Er starb in München, liegt dort begraben, wo ihm sein Berufsgenosse und Freund Zimmermann ein würdiges Grabmonument geschnitzt hat.

Als Deutscher hieß er Franz Dettendorfer. Seine Witwe, zweite Ehe, ebenfalls Bayerin, lebt noch in München, auch hat er eine Tochter hinterlassen. Als Indianer nannte er sich Buffalo Frank und Häuptling der Sioux-Indianer. Nach seinem eignen Bekenntnis überwog in seinem Blut der indianische Einschlag. Auf die Frage: „Weshalb bist du denn nicht dort geblieben?“ pflegte er lächelnd zu antworten: „Daran ist das gute Münchner Bier schuld.“

Kurz darauf, Mitte Mai, kamen die 15 Nachlaßstücke hier an. Sie wurden im Verlagshaus sorgsam ausgepackt, aufgestellt, und dann erschien zunächst der langgebaute, dafür aber um so schmalere Hermann Dengler. Er besah sich diesen Schauladen und äußerte sich in seiner schwäbischen Mundart ungefähr folgendermaßen: „Dia vier Pfeil, der Dolch, dia Hörner, dia Halskette und Armkette sind afrikanisch; echt, aber leicht und billig z'kriege. Kostüm, Friedenspfeif und Federschmuck sind wertlose

Fremdenindustrie. Oinzig und alloi des Schildkrottenamulett könnt am End echt sei. Des will i doch emol mitnemme noch Dresden ins Völkermuseum. Aber – noi, 's hot koin Zweck, wenn me's gnau anguckt, sieht mer, daß es Mischts isch!“

Hermann Dengler hatte zu seinen Ausführungen immerhin eine Viertelstunde benötigt. Aber nun nahte stürmisch der Trapper Patty Frank. Der brauchte die wundersamen ‚Indianer-Stücke‘ gar nicht erst anzuschnuppern, hatte es nicht einmal nötig, sie in die Hände zu nehmen, sondern was ich erzähle, spielte sich in einer halben Minute ab. „Afrika – Afrika – Afrika! Das hier Fremdenindustrie, *made in Germany*; alles übrige Schwindel, [468] kein Stück echt! Die Schildkröte ganz gute Nachahmung, aber auch nichts Richtiges. Doktor, hier sind Sie aber scheußlich reingefallen!“

So endete – zwei Monate vor dem Ableben meines lieben Freundes Ludwig Gurlitt – dieser mißglückte Versuch einer Museumsbereicherung. Das Eigenartige und zugleich Spaßhafte an dem Erlebnis ist die Tatsache, daß der in München verstorbene Halbindianer Franz Dettendorfer im Mannesalter auf vier Jahre in seine indianische Heimat pilgerte, daß er dort eine Anzahl alter ‚Indianererinnerungen‘ einheimste, daß er sie bis zum Ende seiner Tage für echt hielt, und daß er, der Indianerstämmeling, dennoch nur solche ‚Fremdenindustrie-Ware‘, darunter sogar afrikanische Gegenstände, besaß wie die meisten europäischen Globetrotter (Patty Frank nennt sie Globetrottel), die ‚echte‘ Tomahawks, Tabakbeutel usw. ‚ins alte Land‘ mit heimbringen. Aber gerade in solchen Beobachtungen spiegelt sich ja der Wert und die Einzigartigkeit unsres Karl-May-Museums, wo jedes Stück wirklich echt und manches eine kostbare Seltenheit ist.



Aus dem Karl-May-Museum, Radebeul
Büste des fast vollständigen erblühten Cheyenne-Stammes Red Cloud
(Rote Wolke). Von ihm stammen die Worte: „Die Männer, die der
Große Vater zu uns sendet, haben keinen Gehirne, kein Herz . . .“
(* 1822 — † 1906)

[(469)]

Die Indianerschlacht in Stuttgart

Von Patty Frank

©

Die Autoren des Karl-May-Jahrbuches 1933

Baltrusch, Theodor	(1886)?	?
Baumann, Max	1903	1961
Biedermann, Alfred	23.12.1884	08.08.1971
Brandner, Gottwald	?	(1939)?
Braune, Guido	29.11.1881	08.08.1959
Budde, Karl	1886	09.04.1949
Dengler, Hermann	11.08.1890	?07.1945
Eicke, Otto	07.04.1889	?12.1945
Engel, Eduard	12.11.1851	23.11.1938
Fischer, Aloys	10.04.1880	23.11.1937
Focken, Hayno	04.12.1867	12.01.1940
Franke, Else	16.10.1872	(1941)?
Guenther, Konrad	23.05.1874	26.01.1955
Gurlitt, Ludwig	31.05.1855	12.07.1931
Hock, Karl	24.12.1879	28.06.1940
Jahnke, Richard	28.03.1868	09.05.1933
Kandolf, Franz	06.11.1886	19.06.1949
Kettenburg, C. Frh v. d.	21.08.1876	25.07.1941
Krapp, Lorenz	18.12.1882	21.05.1947
Löwe, Hans	?	?
Maschke, Fritz	08.06.1899	11.12.1980
May, Karl	25.02.1842	30.03.1912
May, Klara	04.07.1864	31.12.1944
Nixdorf, Johannes	05.12.1898	26.04.1977
Patty Frank	19.01.1876	23.08.1959
Pirtsch, Albert	05.03.1888	28.06.1975
Ruckdeschel, Theodor	28.12.1895	nach 1942
Schmid, Euchar Albrecht	29.08.1884	15.07.1951
Schreck, Harry	13.02.1901	1936
Schwerin, Otto	22.03.1890	13.12.1936
Stütz, Adalbert	14.02.1878	23.12.1957
Urban, Gustav	27.04.1884	21.10.1969
Zeiser, Theodor	?	1939

Beiträge der farbig markierten Autoren unterliegen noch dem Urheberrecht.